



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

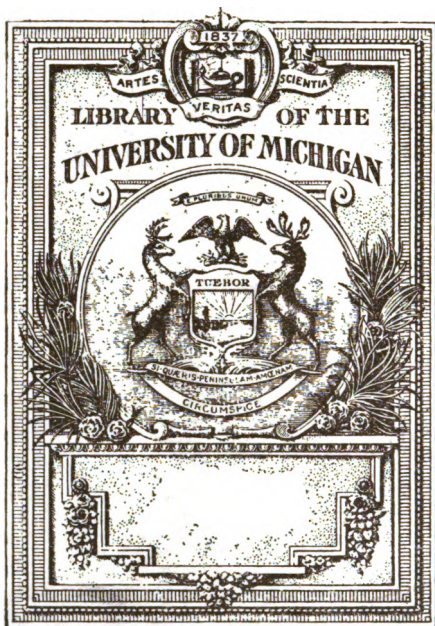
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



838

S932w

1922



Die weißen Götter

Ein Roman

von

Eduard Studen

Dritter Teil

Achte Auflage

Berlin
Erich Reiß Verlag

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten (auch für
Holland nach dem holländischen Autorengesetz vom 1. November 1912).
На основаніи литературной конвенціи между Россіей и
Германіей всѣ авторскія права сохранены за авторомъ.
Copyright by Erich Reiß Verlag 1922.

Harr.
Herman
G.

Elftes Buch

I.

Grausig einsam, unheimlich und finster kreist ein Weltkörper um seine weißleuchtende Schwester Sonne, einem unsichtbaren schwarzen Dämon ähnlich, bis er — vernichtend und vernichtet zugleich — beim Zusammenprall aufflammt in purpurner Schönheit

Nicht nur Doppelsterne kreisen so umeinander. Auch Menschenseelen. Auch Völkerseelen. Erst ihres Endes Feuersbrunst kündigt der Welt von ihrer Schönheit.

Das Zeichen des Schicksals auf der Stirn eines Menschen — wer erkannte es je? Sah er sich selbst so gezeichnet im Spiegel, bevor die Stunde kam?

Und doch ist uns Zukunft — wie ebenfalls Vergangenheit — gegenwärtiger als die Gegenwart, wirklicher als die nie bleibende Wirklichkeit (deren Gewirk, kaum gewebt, sich löst).

In ein Goldenes Zeitalter träumen sich die Schwachen zurück oder voraus. Andere — und nicht die Schlechtesten sind es — leben einer Götterdämmerung, einem Jüngsten Tag entgegen, dem Tod in purpurner Schönheit.

Die Mexikaner wußten, daß der Jaguar einst die Sonne frißt.

Die neue Welt war um die alte gekreist, wie ein unsichtbarer schwarzer Dämon: als er sichtbar wurde, erblickte man seinen flammenden, grauenvollen, herrlichen Untergang.

Denn Schönheit und Leid gehören zusammen wie Liebe und Tod. Und selbst das Grausigste kann, wenn es auf dem Passionsweg der Menschheit sich zeigt, im Gestrahl der untergehenden Sonne juwelenhaft erschimmern wie die Schädel von Golgatha.

2.

Der König der Fische war überreich geworden. Goldbeschwerte Menschen lagen auf dem Grunde des Schiffssees. Da war Azung genug für des Königs Untertanen, für die Barben, Äschen und Seeforellen, für die Kaimane und Schildkröten, für die Krebse und Wasserschlangen. Habgierig weideten sich nachtschwarze Blögaugen an Montezumas versenktem Hort, der phosphoreszierend zu brennen schien und mit grünlich-gelben wehmütigen Flammen die unterseeische Landschaft — einem hinabgetauchten Monde gleich — erleuchtete.

Doch kaum einen Tag lang war es dem König der Fische vergönnt, sich seines Reichthums zu erfreuen. Die Mexikaner bargen ihre Ertrunkenen; ja, sie bargen auch die erschlagenen Feinde, um ihre Stadt und ihren See vor Verpestung zu bewahren. So sehr am Herzen lag ihnen das Fest der Totenbestattung, das große Dankfest für den Beistand des wunderbaren Huizilopochtli, sowie die Reinigung der Gassen, Kanäle und der Lagune, daß sie es unterließen, dem kleinen

Haufen weißer Männer nachzueilen. Gebannt war ja alle Gefahr: der Weg der Flüchtenden führte nordwärts nach Tlacopan; und die Garnison des Drei-Städte-Bundes daselbst genügte vollauf, sie aufzuresen. Der junge König der Durch-Zauber-Verführende hatte sich eilends zu seiner Hauptstadt hinrudern lassen und hatte sich verbürgt dafür, daß keiner der Gelbhaarigen über Tlacopan hinausgelangen werde.

Nicht nur die Toten mußte der See wieder hergeben. Perlenfischer stiegen beim zweiten Dammdurchstich in die Fluten, den Goldschatz Montezumas zu heben. Der Überwältiger selbst, der neue Herr der Welt, hatte die Wahl getroffen unter den Tauchern Mexicos. Denn das war den Azteken bekannt, daß es Perlenfischer gab, welche die Perlen in Schreck versetzten, so daß sie fliehend vor ihnen davonschwammen. Andere aber gab es, zu denen die Perlen und Kleinode sich freiwillig einfanden.

Nur solche durften hinabtauchen. Und sie hoben den Reichtum Mexicos aus der Tiefe, brachten ihn zurück in die königlichen Schatzkammern.

Da suchte der Überwältiger unter den Zieraten den kostbarsten heraus: eine intrustierte Goldmaske — der Überlieferung nach einstmals der Besitz eines toltetischen Herrschers in sagengrauer Vorzeit. Und er stieg den Schlangenberg empor, weihte die Goldmaske dem Kriegsgott als ein Wahrzeichen der wiedererlangten Freiheit Mexicos. Nie hinfort sollte dies Palladium vom Altar des Wundersamens Schwinden. Mit unmenschlichen Strafen und grauererregendem Fluch war vom König und vom Gott bedroht, wer

sich niemals unterfangen sollte, die Hand nach der Maske auszustrecken.

Siegestrunken beweinte Mexico seine toten Söhne. Der König der Fische aber grollte. Sein war der Goldhort gewesen einen Tag lang — und nun sann er darauf, seines Eigentums wieder habhaft zu werden.

3.

An christlichen Heiligenbildern und Kruzifixen sättigten die Mexikaner ihre Rachegier. Auch eine Bronzeglocke, welche Cortes von aztekischen Handwerkern für die Pyramidenkapelle hatte gießen lassen — auch die Glocke wurde gemartert wie ein fühlendes Wesen, wurde geschlagen mit steinernen Hämmern, wurde zerschlagen, zertrümmert, in einen Kanal gestoßen. Ein Pöbelhaufe drang in den alten Tecpan ein, sich am toten Freund der Fremdlinge zu vergreifen. Die Weherufe und Flüche der Prinzessin Papan schreckten die Wütenden nicht. Sie schleppten die Königsleiche auf das zinnenumragte Dach eines hohen Palastturmes und warfen sie hinab auf die Straße — so wie nachts zuvor Kastilier die erdroffelten Könige von Tezcuco und Coyoacan hinabgeworfen hatten. Aus Granitporphyr gehauen reckte sich eine riesenhafte Schildkröte unterhalb des Turmes aus dem gepflasterten und noch pfeilübersäten Platz empor, gleichsam als Schutzgeist und Wächter neben dem Palasteingang aufgestellt. Über den dunkelroten, von eingesprengten Glimmerplättchen glitzernden Knochenpanzer der Schildkröte hingestreckt, lag nun Montezuma mit zerschmetterten Knochen, wächsern gelb, ungelent und haltlos wie eine zu Boden ge-

fallene Gliederpuppe. Und wenig andachtsvoll sammelten sich Neugierige um ihn, zeigten mit Fingern auf den ermordeten Herrn der Welt.

Nur kurze Zeit schlief Montezuma auf der Schildkröte den Schlaf des Vergessens. Eine Volksmenge wälzte sich heran und umjohlte die Leiche. Seile wurden an des Königs Hände gebunden, sein geheiligter Körper wurde durch die Gassen geschleift.

Der ruchlosen Entweihung machte ein Trupp der königlichen Leibwache ein Ende und entriß nach kurzem Kampf dem Volk seine Beute. Die Krieger waren von Cortemeri herbeigerufen worden — jenem prinzlichen Lustgenossen und Schönling, den der Herabstoßende Adler der Nase geraubt hatte.

Cortemeri ließ Montezuma nach der Südspitze Tenuchtitlans, in das vom Schilfsee umspülte Tzinacancalli, das Haus der Fledermäuse, tragen. Dies war ein mit hohen fahlen Mauern eingegrenzter Hof, ungepflastert, von Unkraut durchwuchert, wüßt und leer, wo die Leichen der Adligen fürstlichen Geblütes dem Himmel und der Erde preisgegeben lagen, bevor ein Boot sie nach einer der auf Laguneninseln befindlichen Begräbnisstätten überführte.

Gunst und Lohn für seine gute Lat am Königshofe einzuheimsen, verschob Cortemeri. Er wußte, daß die Töchter Montezumas — Königin Maisblüte und Königin Silberreiherr, die Wittve des Edlen Traurigen, — abgeschlossen in den Frauengemächern des Huei-Tecpan, inmitten ihrer Mädchen auf schwarzen Matten am Boden hockend und von berufsmäßigen Klageweibern umheult, die Toten be-

weinten, unzugänglich für jedermann. Und er war klug genug, sich zu sagen, daß der Überwältiger — jetzt unmittelbar nach seiner Erwählung zum König — wohl Zeit haben mochte, vor den Altären Mexicos zu opfern und großmächtige Priester und Adlerkrieger zu empfangen, jedoch nimmermehr, ihm, dem geringen Höfling, Gehör und Theilnahme zu schenken.

4.

Nachdem Montezuma, auf einem herbeigeschafften königlichen Tragsessel neben die bereits aufgebahrten Mumienbündel der Königin Ucatlan, des Edlen Traurigen und vieler Prinzen und Großen niedergesetzt worden war, verließen die Krieger und Cortemexi das Haus der Fledermäuse. Keine Wache beschützte die schmuckbehängten Kriegesopfer. Wohl waren dicke Mäntel über Montezuma gebreitet, damit Asavögel seine Glieder nicht zersezten; sonst aber lag er unbeschirmt da vor Himmel und Erde. Wirksamer als eine Kriegerwache war der Schutz der Gespenster im Hause der Fledermäuse und hielt den Pöbel sowohl wie die Diebe in Schranken.

Der schallende Tritt der Adler und Jaguare hatte manche Vorstadtbewohner aus ihren Wohnungen gelockt. Vor der Tür eines der ersten an den Leichenhof grenzenden Häuser gewahrte Cortemexi eine nicht mehr junge beleibte Frau; und er blieb stehen, sich mit ihr zu begrüßen, als wäre sie eine Freundin. Der Ausdruck ihres behäbigen, breiten, platt-näsigen Gesichtes war sanft und überaus gutherzig; man hätte sie für die Gattin oder Witwe eines Kaufherrn halten

können — so gewählt und peinlich sauber blinkte ihre Tracht. Und doch war diese Frau eine der berühmtesten Giftmischerinnen Tenuchtitlans.

Indes ihr Beruf war nicht bloß die Giftmischerei. Sie gab sich auch mit Kristallbeschauen ab und wußte Arzeneien zu reiben für wunderbare Kuren. Vor einem halben Jahr hatte sie eines Abends Coytemexi auf einer Kanalbrücke angedet und ihn flüsternd in ihr Haus geladen: sie wolle ihm seine Schönheit wiedergeben! Und auf die Frage, wie sie das vermöchte, hatte sie gesagt: sie wolle ihm die häßliche Narbe im Gesicht wegschneiden und auf die blutfeuchte Wunde die Nase eines eben getöteten Opfersklaven legen, sie mit einem langen Frauenhaar annähen — so daß sie anwachse, als wäre sie sein eigenes Fleisch. Schon einmal sei ihr solch eine Heilung gelungen.

Doch Coytemexi hatte damals gezaudert, sich das Gesicht noch einmal zerschneiden zu lassen. Seitdem hatte er die Frau nicht wiedergesehen.

Xiuhgahualli „die Blaubemalte“ — so hieß die Giftmischerin — lächelte ihr gutherziges Lächeln, als der Höfling sie unter dem strohbedeckten Vordach ihrer Haustür begrüßte.

Ob er komme, sich seine Schönheit wiedergeben zu lassen? fragte sie. Doch er verneinte. Heute noch nicht. Ein andermal werde er kommen, sobald die Kriegstrommel verstummt sei. Heute habe er ein anderes Anliegen . . .

Sie sah ihn gütig lächelnd an: Er solle es nur aussprechen, ermunterte sie ihn.

Nein. Auf der Gasse könne er davon nicht reden . . .

Sie hielt ihn zurück, da er in ihr Haus eintreten wollte.
Im Hause habe die Luft Dhren . . . Denn eine Verwandte sei bei ihr zu Besuch . . .

Vorsichtig schaute sich die Blaubemalte um. Die königliche Leibwache war abgezogen, die Gasse war leer.

„Komm!“ sagte sie. Und ihn am Arm fassend, zog sie ihn mit sich fort zum Eingang des Hauses der Fledermäuse. Als sie durchs Portal geschritten waren, lächelte sie:

„Kein Lauscher wagt sich hierher! Die Toten aber lauschen nicht!“

5.

Der Höfling ließ den Blick über die verwunschene Stätte gleiten. Die Reihen der Aufgebahrten füllten bloß die Mitte des wüsten Hofes. Rings um sie her, den Mauern entlang, lagen andere, ältere, teils noch heile, teils zerfetzte Mumienbündel, überflattert und überhüpft von Geiern, umtvoigt von Fliegenwolken, umraschelt von allerhand hastendem lichtscheuem Getier. Ein Tribunal war dieser Ort: hier wurde das Totengericht gehalten. Und wem durch den Einspruch der Priesterschaft oder des Volkes der erbetene Nachen für die Überfahrt ins Land des Vergessens verweigert wurde, der mußte ausharren bei den Nasgeiern und Fledermäusen, mußte darauf harren, daß seine Sünden vergeben würden. Verstreute bleichende Gebeine zeigten, wie lange manche der Verdammten hier umsonst auf das Boot geharrt hatten.

Und weiter schweiften die Blicke Cogtemeyis und blieben haften am Schädeldach des nahen, pittoresk im Südosten der Stadt über die Häuserterrassen tagenden Topico-Tempels.

Dort auf der Plattform vor der hautentblößten Schreckensgestalt Unseres Herrn des Geschundenen und auf der steilen Doppeltreppe kämpfte noch immer ein Haufe verlorener Christen — der klägliche Überrest jener bei der fliegenden Brücke abgeschnittenen hundert Begleiter des Velázquez de León — kämpfte todesüchtig den aussichtslosen Verzweiflungskampf. Ohne Feuerwaffen, ohne Bolzen für ihre Armbrüste, erwehrteten sie sich mit zerscharteten Degen nie ablassender Angriffe. Und im Vorkämpfer der Mexikaner erkannte Cortemexi seinen Widersacher, den Herabstoßenden Adler . . .

„Verkaufe mir ein Gift, das in die Ferne wirkt!“ sagte er dringlich zur Blaubemalten.

„So weit wie der Adler dort von uns entfernt ist, wirkt kein Gift hauch!“ versetzte sie mit freundlichem Lächeln. „Nur die furchtbare Schlange, die der ‚gelbe Fürst‘ genannt wird, kann ihr Todesgift auf so große Entfernungen hinaus schleudern . . .“

„Schaffe mir die Schlange, — ich muß sie haben! . . . Eine Speise, die ich reiche, einen Trank, den ich einschenke, wird mein Bedränger nie genießen . . .“

„Er bedrängt dich nicht mehr, seit er erfuhr, daß nicht durch dich, sondern durch den Tempel-Feger Maisblüte dem Vom-Himmel-Gestiegenen verfiel . . . Schon vergaß dich dein Feind und er wird dich noch mehr vergessen. Gedulde dich, bis das Leben ihm wertvoller sein wird als jetzt!“

„Ja, er wird Mexicos König werden!“ mutmelte Cortemexi. „Der Überwältiger ist ein kranker Mann . . . Maisblüte wird des Herabstoßenden Adlers Weib werden, — denn



der Zornige Herr starb erdroffelt von den Gelbhaarigen . . . Dann — (oh! nicht lange mehr wird meine Rache zu schlummern haben!) — dann wird das Leben für Guatemoc nicht wertlos sein; und dann, ja dann bedarf ich des Giftes, zu dem du mir verhelfen mußt . . .!“

Blißschnell wandte sich die Blaubemalte um. Ein Geräusch — das leise Zwitschern neuer Ledersandalen — hatte ihr überwaches Ohr vernommen. Durch das Portal war ein Mädchen von großer Schönheit in das Haus der Fledermäuse getreten.

Schon seit mehreren Augenblicken stand die Fremde unbemerkt im Hof.

Sie mochte siebzehn Jahre alt sein. Schlicht war sie gekleidet: nichts als ein Hemd trug sie, ein kostbar gesticktes freilich, mit zwei handbreiten violetten Streifen in der Hüftengegend wie auch am unteren silberbefranzten Rande. Und violett leuchteten unterhalb der Silberfransen an den schlanken Waden, hinabreichend bis zu den Fußknöcheln, ganz eng anliegende strumpfähnliche Beinkleider. Das mit Indigo gefärbte Haar rahmte schmal die länglichen gelbgepuderten Wangen ein. Ihr dunkel brennender, herrlich gemeißelter Mund hatte die völkische Schwermut, wie sie dem Gesichtsausdruck der jugendlichen Zapotekenfrauen eigen war. Von langen Wimpern beschattet glitzten ihre schmerz dunklen Augen, gleich zwei schwarzen Opalen mit tiefroten und grünen Lichtern.

Die Güte auf dem Antlitz der Giftmischerin schwand und wich einer drohenden Strenge.

„Kamst du, um zu horchen?“ fuhr sie das Mädchen an. „Begib dich ins Haus zurück, Blutfeuerstein!“

Ohne eine Antwort zu geben, wandte sich das Mädchen dem Portal zu und verließ mit gesenktem Kopf das Haus der Fledermäuse.

6.

„Wer ist diese Jungfrau? . . .“ fragte Cortez, benommen von der traumhaften Erscheinung, die wie eine Flammenlohe sein Herz in Brand gesteckt hatte.

„Sie heißt Blutfeuerstein. Es ist meine Nichte“, erwiderte die Blaubemalte obenhin.

Fast höhnisch blickte er die Giftmischerin an.

„Du hast keine solche Nichte. Dies ist eine Zapotekin, eine Sklavin . . .“

„Nun ja, ich will's nicht leugnen. Sie lernt bei mir, nachts den Schmuß der Toten zu suchen . . .“

„Du lügst! Mit dem Jaspisgesicht willst du mehr gewinnen als den Totenschmuß!“

„Vielleicht . . . Warum soll ich es dir nicht sagen? Du weißt, daß König Kreideweiß durch ein Mädchen umkam, welches ein fremder Fürst ihm zugeschiedt hatte . . .“

Die Hände des Höflings flatterten vor Erregung. Blutleer und krampfhaft verzerrt vor Bier war sein Mund.

Die Blaubemalte nickte selbstgefällig. (Ja solche Ware führten andere Medizinweiber nicht . . .)

„Verkaufe sie mir!“ flehte er.

„Du bist nicht reich genug, sie zu bezahlen!“

Er knirschte. Dann sagte er:

„Mein Freund, der Sohn Montezumas ist reich genug.“

„Dein Freund ist als Geißel fortgeschleppt und vielleicht schon tot!“

„In Tlacopan wird er befreit werden!“

Doch sie schüttelte den Kopf. Und sie erzählte ihm, was sie von einem Otomi erfahren hatte: die am Ufer des Schilffees verstreut wohnenden Otomis hatten vor, den fliehenden Christen und Tlascalteken heimlichen Beistand zu leihen.

„In die Falle von Tlacopan werden die Gelbhaarigen nicht gehen!“ sagte sie besorgt.

Doch es gelang ihr nicht, Cortez zu überzeugen.

7.

Ungläubig hatte er von ihr Abschied genommen. Als er aber allein durch die Gassen heimwärts schlenderte, wurde er von einer rastlosen, sich steigenden Unruhe erfaßt. Er sagte sich, daß diese Frau, die mit der Hefe der Großstadtbevölkerung in Berührung kam, Gefahren wohl kennen mochte, von deren Drohnis den Mexikanern und ihrem Königshof nichts zu Ohren gekommen war. Unglaublich schien es ihm jetzt nachträglich nicht, daß die Otomis gewillt waren, Landesverrat zu begehen. Sie waren eines Stammes und eines Blutes mit den Otomis von Tlascala, abgesprengte, verstreut wohnende Teile dieses Volkes und hatten peinvoller noch als ihre Stammesbrüder den Grimm Mexicos seit Jahrhunderten erfahren. Für Menschen wurden sie nur angesehen, wenn es galt, die Götter mit ihrem Blut zu tränken; sonst wurden sie, weil sie sich flitterhaft und geschmacklos herauszuputzen liebten, verhöhnt, als arbeitsscheu erachtet und kaum höher gestellt als die Affen.

Zu einem Schimpfwort war ihr Volksname geworden: in der Sprache der Mexikaner bedeutete ein Dornstachel soviel wie ein Dummkopf, ein bäuerischer Tölpel oder ein Verschwender.

Cortemeri wollte sich Gewißheit verschaffen, wie es um Tlacopan bestellt war. An der Landungsstelle eines Kanals mietete er einem Rahnführer den leichtesten seiner Einbäume ab und ruderte hinaus in den nordwestlichen Teil der Lagune.

8.

Er wurde von einem Sturme überrascht. Eine dunkelviolette Wolkenwand leuchtete grimm drohend hinter den Türmen Tenuchtitlans. Fast im Nu verfärbte sich milchiggrün die Lagune. Und die breiten Seewogen waren bald wie durchsiebt vom niederprasselnden Regenschauer. Viele Fischer ruderten in angstvoller Hast dem nächstgelegenen Ufer zu und von weitem schon winkten sie Cortemeri, daß er sich nicht auf den See hinauswagen, daß er umkehren solle. Doch er ließ sich nicht beirren, ließ sich durch die sich häufenden Blitzschläge nicht abschrecken. Nach wenigen Augenblicken war er allein auf der windgepeitschten Wasserfläche, durch hellgrüne Glasberge und schwarzgrüne Glastäler tausend in seinem winzigen Boot. Als er sich aber der Stadt Tlacopan genähert hatte, gewahrte er ein zweites Boot, das gleichfalls im Ungewitter ausharrte. Wie in einen weißen Schleier hüllte der Platzregen die am Ufer gelegene Stadt ein. Auch die vier Insassen des Bootes konnte Cortemeri erst erkennen, als er dicht an sie herangerudert war. Es waren: der Alte Wickelbär (sonst Zau-

berer Jacaquin genannt), Feuer-Juwel, der Spinner und der Rote Jaguar.

Während das Kreuz auf dem Schlangenberg die Götter Anahuacs kränkte, hatten der Zauberer und der weiße Sklave ihr Asyl auf der Toteninsel — das bis vor kurzem auch das Asyl des Herabstoßenden Adlers und des Prinzen Dhring-Schlange gewesen war — nur selten verlassen. Über die Geschehnisse im Huei-Tecpan waren sie durch den Analen-Schreiber Feuer-Juwel unterrichtet worden, der sie oft heimlich aufsuchte und auch jetzt mit seinem Freunde, dem Dichter, gleich nach der Nacht der Schrecken zu ihnen hinausgerudert war. Aber sein Boot, vom Sturme an ein Riff geschlagen, war leck geworden; darum hatten er und der Spinner im Einbaum des Zauberers Platz genommen, als dieser — von gleicher Sorge getrieben wie Cortemezi — seinen Freunden den Vorschlag gemacht hatte, die Vorgänge in und bei Tlacopan (die sich von der entfernten Toteninsel aus schwer erkennen ließen) aus größerer Nähe zu betrachten.

Doch Cortemezi war zu spät gekommen. Die Entscheidung war bereits gefallen. Trotz der Abneigung, die sie gegen den Feind Guatemocs empfanden, riefen der Zauberer und der Rote Jaguar ihn an, forderten ihn auf, zu ihnen ins große Boot zu steigen, sein kleines aber dem Spinner und Feuer-Juwel zu leihen, welche zu den Sümpfen an der Nordseite des Sees hin müßten. Er rief zurück: das sei unausführbar, solange Tlalocs Hergenschwestern ihr böses Spiel auf dem See trieben! Darauf schlug der Zauberer vor, an einer der nächstgelegenen Schilfinseln zu landen.

Sie taten es, warteten das Austoben des Unwetters ab. Dort erfuhr Cortemeri, was sich an Land abgespielt hatte. Lückenhaft war der Bericht Feuer-Zuwels, ungeklärt blieb vieles, was den vier Beobachtern im Boot, sei es durch den weißen Regenschleier, sei es durch die hohen Mauern der Stadt, verdeckt worden war. Aber eins schien gewiß zu sein: der größte Theil des Christenheeres war der Gefahr entronnen. Während die Vorhut — (drei Reiter und etwa fünf- undvierzig Mann Fußvolk) — im südlichen Thor der Stadt verschwand, waren aus einem Maisfeld Otomis hervorgetreten, hatten mit wilden Gebärden Warnungsrufe ausgestoßen. Vor den Grünen Stein und Malinkin waren sie geführt worden; und gleich darauf ertönten Hörnersignale. Der Rest des Heeres zog in die Stadt nicht ein, bog vielmehr nach Nordwesten in die dort hinter der Stadt aufsteigenden Hügelreihen ab. Die Vorhut schien gefangen zu sein.

Doch gleich darauf hatte sich das südliche Stadthor von neuem geöffnet. Nicht die Vorhut, sondern die Adler und Jaguare des Drei-Städte-Bundes stürmten hinaus, den abziehenden Christen nach. Ein Scharmügel entspann sich im Hügelgelände. Man sah den jungen König von Tlacopan tot oder schwer verwundet zu Boden sinken; man sah, wie sein lebloser Körper von Christen fortgeschleppt und von einer mexikanischen Amazone, der Prinzessin Perlmuschel, herausgehauen wurde. Während die Christen drei Tote einbüßten, starben von den Jaguaren und Adlern wohl mehr als siebzig. Nichts fruchtete ihr Opfermuth. Das feindliche Heer zog nach Westen ab und entschwand hinter einer Hügelkette.

Als Feuer-Juwel so weit berichtet hatte, unterbrach ihn Coxtemezi und fragte: ob sein Freund, der Vom-Himmel-Gestiegene, noch am Leben sei?

Über den Sohn Montezumas wußten Feuer-Juwel und seine Gefährten keine Auskunft zu geben. Zu fern, zu undeutlich für die Augen der Beobachter hatten sich die Kämpfe abgespielt.

Coxtemezis Hoffnung, Blutsfeuerstein, das schöne Giftmädchen, mit Hilfe des Prinzen erwerben zu können, schien zunichte geworden. Aber er wollte es nicht wahr haben, er ließ nicht ab von der Hoffnung. Und er erklärte, er werde nach Tlacopan rudern, über das Los des Vom-Himmel-Gestiegenen Erkundigungen einzuziehen.

Die andern widersetzten sich. Sobald das Wetter es zuließe — sagte der Alte Wickelbär —; müsse das eine Boot nach Tenuchtitlan, dem Herrn der Welt die Unheilbotschaft überbringen; das andere Boot aber müsse Feuer-Juwel und den Spinner an die nördliche Seeküste absetzen, wo sie als Otomis verkleidet sich der Vorhut der Gelbhaarigen als Führer anbieten wollten, in der Absicht, sie in die Irre zu führen und zu verhindern, daß sie sich mit dem Grünen Stein wieder vereine.

Erstaunt fragte Coxtemezi: ob die Vorhut denn nicht in Tlacopan gefangen sei?

Der Spinner lachte bitter auf:

„D edler Tecpan-Bewohner,“ — sagte er, — „du solltest ein Dichter werden wie ich! Wir Dichter haben keine Netze und fangen doch, was wir wollen. Aber die Mexikaner haben Netze, und sie fangen damit schwergoldene Enten

und eine türklisene Schädelmaste, während die Gelbhaarigen sich in Popotla die Wunden verbanden und davonzogen. Tlacopans Adler und Jaguare aber heulten wie die Schafale in den Bergen und Talschluchten, während die schon gefangene Vorhut durch das nördliche Stadttor entwich!"

9.

Blanker als sonst stieg, nach dem läuternden Gewitter, die Morgensonne über den Gletscherhorizont des Hochtals empor. Schon viele Stunden vordem, beim frühesten grauen Dämmer, war die Bevölkerung der Wasserstadt dem Hause der Fledermäuse zugeströmt. Auch der hohe und niedere Klerus, der Adel und der Königshof hatten sich eingefunden. Denn heute saß Tenuchtitlan zu Gericht über seine Toten.

Dicht vor den aufgebahrten Mumienbündeln Montezumas, der Königin Ucatlan, Cacamas und des Königs von Coyoacan waren herrliche Teppiche hingebreitet und drei mit Jaguarfellen bedeckte Sessel hingestellt worden für den Überwältiger, Königin Maisblüte und Königin Silber-Reiher, die Witwe des Edlen-Traurigen. Neben den Leichen knieten Klageweiber, junge sowohl wie steinalte, alle königlichen Geblüts, sie bückten sich immerfort, die Erde mit ihren Stirnen berührend; und sich die entblößten Brüste schlagend, winselten sie laut. Die vierzig Totenrichter — lauter Fürsten Anahuacs — hockten rings auf niederen Schemeln. Die anderen Großen des Reiches und die Priester — auch der Weibliche Zwillung und das Mexikaner-Priesterchen — standen. Das Volk drängte sich scheu

am steinernen Portal des Leichenhofes und füllte alle Dachterrassen der benachbarten Häuser mit kaleidostopisch schwirrenden Farbenflecken.

Der neue Herr der Welt sah krank und vergrämt aus. Er hatte die Nacht kaum geschlafen. Nachdem er bei einbrechender Dunkelheit seines Bruders Leiche im Hause der Fledermäuse besichtigt und für eine würdige Einsargung in einem Mumienbündel Sorge getragen hatte, war er ermattet von vielen Opferhandlungen zu Bett gegangen. Doch der Vorsteher des Hauses der Leppiche hatte ihn nach kurzer Rast geweckt, Unheilsbotschaften waren ihm überbracht worden, die ihn veranlaßten, alle seine „Adlerfürsten“ — (seine Militärkommandanten) — zu einer nächtlichen, bis in die Morgenstunden währenden Kriegsratssitzung zu versammeln. Der Alte Wickelbär und Coxtemeji waren nicht die ersten Träger böser Kunde gewesen; die Schnellläufer des Durch-Zauber-Verführenden hatten auf dem Landwege Tenuchtitlan früher erreicht. Und sie wußten über das Mißglücken des Überfalls in Tlacopan genauere Angaben zu machen als der Alte Wickelbär, dessen Befürchtung, der Durch-Zauber-Verführende sei bei den Kämpfen vor der Stadt erschlagen worden, sich als ein Irrtum erwies: bloß verwundet war der junge König von Tlacopan, war vor der ihm im Schlachtgewühl drohenden Gefangennahme bewahrt worden durch die als Adlermädchen kämpfende Prinzessin Perlmuschel, welche — gemäß den in Anahuac herrschenden Anschauungen — nunmehr durch diese kühne Tat von allen Schlägen ihrer Schmach geläutert war. Fast gleichzeitig hatte der Überwältiger be-

ängstigende Nachrichten aus Chalco erhalten. Prinz Kriegsmaske, der — nachdem er die beiden Brigantinen in Brand gesteckt — mit etwa tausend seiner tlascaltekischen Anhänger wenige Tage vor der Nacht der Schrecken aus Tenuchtitlan heimlich entwichen war, hatte den Heimweg nach Tlascala über Ixtapalapan angetreten, am Südufer der Seen von Kochimilco und Chalco entlang ziehend, und war jetzt in die (unweit der letzten Ausläufer der Weißen Frau gelegene) Stadt Chalco eingerückt, deren Bewohner, im Glauben, er sei nach wie vor ein Freund des Cortes, ihn überaus freundlich aufgenommen hatten.

Nicht die Rebellen in Chalco mitsamt ihren Gästen dem Kriegsgott darzubringen — wie einige Heißsporne verlangten —, war vom Kriegsrat zum Beschluß erhoben worden; vielmehr Kriegsmaske und seinen Begleitern den Weg nach Tlascala offen zu lassen, allerdings für das Entweichen ihren Dank, ihre Freundschaft und Bundesgenossenschaft einzutauschen. Besonders der kluge Überwältiger war für den — in Mexico neuen, ja unerhörten — Gedanken eingetreten, alten Streit und alte Eifersucht hintanzusetzen zugunsten des einen Zieles: Zusammenschluß aller indianischen Völker, Eintracht, Einigung — auch mit Tlascala! Um dies zu erreichen, mußte Kriegsmaske geschont werden.

Dem Herabstoßenden Adler wurde der Auftrag zuteil, mit einer größeren Heeresabteilung in Eilmärschen vor die Mauern von Chalco zu rücken, durch klug gewählte Rundschafter Verhandlungen mit Kriegsmaske anzuspinnen, ein Bündnis anzubahnen; und nur im Falle schroffer Ablehnung von den Waffen Gebrauch zu machen.

Ferner wurde beschlossen — (da den im nordwestlichen Hügelgebiet befindlichen Christen, wollten sie ihre Meeresfestung Vera Cruz erreichen, keinen andern Weg zu wählen übrigblieb als den am nördlichen Xaltocan-See und an Teotihuacan, Wo=die=Götter-anlangen, vorbei nach Lascala führenden) —, die mexikanischen Heerscharen den Flüchtenden nicht nach-, sondern entgegenzusenden; und um dies rechtzeitig ausführen zu können, die gesamten Heerscharen — einige hunderttausend Mann — in Booten an das Ostufer der Lagune hinüberzubringen, wo sie, nördlich von Texcuco landend, sich wie ein Wall vor die Grenze Lascalas stellen sollten. Nach altem Herkommen mußte der neu erwählte König an der Spitze seines Heeres einen Kriegszug unternehmen, um an seinem Krönungsfeste den Blutdurst Huitzilopochtli zu stillen. Und mit aufrichtiger Freude hatte der Überwältiger, der sich mitschuldig fühlte an der Schlappe des Königs von Tlacopan, die Gelegenheit wahrgenommen, sich selbst zum Oberfeldherrn — zum Vorsteher des Hauses der Speere — zu ernennen.

Doch der Ausbruch, die Ausrüstung und Verschiffung der Truppen mußten um Stunden verzögert werden, weil die Gerichtsitzung über die Toten keinen Aufschub duldete und ohne den König und seine Adlerfürsten nicht vonstatten gehen konnte.

10.

Die Zeremonie begann damit, daß königliche Diener und Dienerinnen die Mumienbündel Montezumas und seiner Gemahlin, der Königin Ucatlan, öffneten. Zahllose Hüllen wurden von den Leichen geschält und diese auf zwei Jaguar-

fellige völlig nackt und in hochender Stellung niedergelegt, — denn in den Mumienbündeln befanden sich die Toten immer in hochender Stellung. Den dumpfen Ton der Trommeln übergellte der entsetzensvolle Aufschrei der Kebsweiber Montezumas aus dem Hause der Vierhundert Frauen und seiner Krüppel und Narren beim Anblick der beiden hochheiligen, so grauenhaft entweihten Leichname: der Königin Acatlan hatte ein mexikanischer Obsidianpfeil den Nabel durchbohrt, und die linke Gesichtshälfte war ihr vom Huf eines Pferdes zertreten worden; der Körper des Bornigen Herrn — den tags zuvor die wilde Volksmenge durch die Gassen geschleift hatte — wies lange fleischrote Striemen auf; noch furchtbarer aber waren die Würgemale an seinem Halse, sie ließen über die Art seines Todes keinen Zweifel und entlasteten den Herabstoßenden Adler in den Augen jener, die den Aussagen der wahnsinnigen Prinzessin Papan bisher keinen Glauben hatten schenken wollen. Königin Maisblüte hielt den Blick starr auf die Erdrosselungswunde ihres Vaters gerichtet und wagte nicht, den Herabstoßenden Adler anzuschauen, auf den sie verzichtet hatte, wie auch er auf sie, im irrigen Glauben, sein Steinwurf habe den Bornigen Herrn gemordet.

Das Mexikaner-Priesterchen trat feierlich an die beiden Leichen heran. Das Gewinsel der königlichen Klageweiber verstummte. Einen großen Smaragd steckte der Hohepriester dem Toten zwischen die Zähne und redete ihn an:

„O göttliche Edelsteinschnur, erwache!“

Auch der Königin Acatlan steckte der Hohepriester einen schönen Smaragd in den Mund und sprach zu ihr:

„O dunkle Schmuckfeder, erwache!“

Dann fuhr er, beide anredend, fort:

„Erwacht, Gemahl und Gemahlin, Gott und Göttin! Schon hat sich blutig gefärbt die Morgenröte! Schon redet das flammengelbe Feuerhuhn, schon redet die flammengelbe Schwalbe! Schon leben die gelben Schmetterlinge!“

Nach dem Mexikaner-Priesterchen nahte den Leichen Prinz Dhring-Schlange, als ernannter — wenn zwar noch nicht gekrönter — König von Tezcuco und als Vertreter des verwundeten Königs von Tlacopan. Er überbrachte Grabgeschenke: zehn Sklaven, welche man die Totenbegleiter nannte, ferner Kleinodien und goldgesteckten Kolibrifederschmuck; zwei Sterbekleider auch und — für die Krüppel und Narren Montezumas — zwanzig schwarzweiß gestreifte Mäntel; denn die Krüppel und Narren mußten mitsamt den zehn Totenbegleitern nach dem Ort der Würmer, in das Reich Mictlan Tecutlis wandern, den toten König dort zu erheitern, — vorausgesetzt nämlich, daß das Leichengericht ihn aller Schuld freisprach und ihm den Nachen zur Überfahrt nicht verweigerte.

Von Dienern und Dienerinnen wurden nun die beiden Toten in die Sterbegewänder gekleidet, behängt mit den Juwelen, geziert mit der golden flammenden Edelfeder-Zierde, — sollten sie doch von den Bewohnern der Niederwelt als König und Königin erkannt und begrüßt werden. Nachdem sie geschmückt waren, traten die tributpflichtigen Fürsten der Chinampaneca, die Fürsten der Provinzen Huasteca und Xilotepec, die Stadtkönige von Coyoacan, Mexicanco und Huitzilopochco heran, gleichfalls als Grabgeschenke

Kleinodien und Mäntel darbringend. Diese sollten zu Schmuck und Kleidung den zehn Totenbegleitern und den Krüppeln und Narren dienen, welche sogleich mit ihnen angetan und behängt wurden. Nachdem die Fürsten Abschiedsworte an das tote Königspaar gerichtet, traten sie zurück, hockten nieder auf ihre Schemel. Bloß Dhrting-Schlange blieb und begann mit einem Kupferbeil die übrigen Grabgeschenke — Dnyxvasen, Obsidianspiegel, Räucherlöffel, Schalen, Flöten aus Jadeit und Kristall — entzweizuschlagen. Was auf Erden nicht mehr brauchbar war, war brauchbar im Lande des Vergessens.

Als Dhrting-Schlange die Zerbrechung der Grabbeigaben vollendet hatte, wurden sie in Kästchen gelegt und den zehn Totenbegleitern in die Hände gegeben, damit sie sie mit forttrügen in die Niederwelt. Nun hob der thronende Überwältiger seine müde Hand und richtete an die vierzig Totenrichter einige Worte, die unverständlich blieben, weil sie so leise gesprochen waren. Ein hinter ihm stehender Hofbeamter wiederholte den Satz des Königs mit weithin schallender Stimme:

„Der Hornige Herr, der abgeschiedene, der ein König der Stadt im Kolbentrohr, der Stadt im Wasser, war, bittet um ein Boot zur Überfahrt über den Schilfsee!“

Eine angstvolle Stille zitterte diesen Worten nach. Nicht verweigert, nicht bewilligt wurde das Boot. Das Schweigen drückte zermalmend auf allen Seelen.

Da traten fünf Götter ins Haus der Fledermäuse — ergreifend wich am Steinportal die Volksmenge vor ihnen auseinander —, und sie kamen auf die Thronfessel zu.

Es waren fünf Priester, welche sich mit heiligen, in Pyramiden von uralters her aufbewahrten, Göttertrachten verummumt hatten. Vier von ihnen stellten Himmelsbewohner dar: Tezcatlipoca, Huitzilopochtli, Tlaloc und die mit grünen Jadeitperlen behängte Göttin Sieben-Schlange. Ein fünfter schritt hinter ihnen her in der schauervollen Verlarbung Miclan-Tecutlis, des Gottes der blauen Hölle. Einen Spiegel und ein Schwertzeug trug der schwarze Tezcatlipoca in der Hand, sein linkes Bein war schwarz bemalt, mit Obsidianmessern war seine dunkle Chamolin-Federkrone besetzt. Huitzilopochtli's Kopfschmuck bestand aus gelben zusammengeklebten Zacuantoztli-Federn, aus welchen, einem Springquell ähnlich, goldgrün rieselnde Quezalfedern emporgeschossen, seine Beine waren blau gestreift, einen Drachen — die Dämonin Obsidianschmetterling — trug er auf dem Rücken; Pfeile ohne Spitze steckten in seinem mit abgehackten Gliedern bemalten Schild, sein Zepter war der Schlangenstab mit bleckendem Schlangenkopf. Des Zauberprinzen Tlaloc Anlitz und Körper waren mit Kautschuk schwarz überstrichen, in seinem, mit dem Schilfbart umrahmten, Munde steckte ihm zwischen den Zähnen ein lebender Frosch; seine Stirne und sein Haar bedeckte die weiße Reiherfederkrone, ein ärmelloses, mit Regentropfen verziertes Hemd trug er und hielt den goldenen Bliß in der einen, den Binsenstab in der andern Hand. Glöckchen und Schellen hatte Sieben-Schlange, die Maisgöttin, an den mit weißen Laubensfedern gebauschten Sandalen, eine Papierkrone auf dem Scheitel und gelbe Wasserblumen waren auf ihr

Obergewand gestickt. Ihr Gesicht leuchtete karminrot geschminkt.

Furchtbar war die Verkleidung des Totengottes Mictlan-Tecutli. Schwarz blinkten zwei kreisrunde Obsidianspiegel aus den Augenhöhlen seiner Skelettmaske; eine Aurole, bestehend aus sieben abgeschrittenen Menschenhänden, rundete sich im Halbkreis von Schläfe zu Schläfe und hob sich grell ab vom emporstarrenden, langen, mit Ruß beschmierten Haar. An den Gelenken des wie ein Gerippe bemalten Körpers, an den Schultern, den Ellenbogen, den Knien und den Knöcheln, wie auch in der Mitte des Bauches, war je ein Totenschädel befestigt mit blinkenden Obsidianspiegeln in den Augenhöhlen. Ein kurzes Frauenröckchen hüllte seine Lenden ein; unterhalb des Röckchens aber hing eine ellenlange tote Giftnatter herab.

Mictlan-Tecutli schwang ein mit Ocker gelbtes Schür-eisen, ließ es durch die Luft sausen und auf die Leiche Montezumas niederfallen. Dreimal schlug er so den toten König, als wäre er sein Knecht; und dann sprach er zu den anderen Göttern:

„Gebt ihn mir heraus! Beeilt euch! Die neunte Hölle erwartet ihn!“

Doch die Götter widersetzten sich. Tezcatlipoca sagte:

„Wenn man mich verunglimpft, weiß ich es denn nicht?“

Huizilopochtli sagte:

„In meinem Hause war der Feind!“

Die Maisgöttin sagte:

„Um dieses Toten willen verließen uns die sieben Maiskolben und zogen in ihre Heimat!“

Und Tlaloc, der Gewittergott, sprach:

„Mexico wurde verknechtet durch seine Schuld, der die vier Papierfährchen für die Kinderopfer nicht aufsteckte. Darum weigern wir den Nachen, den der Abgeschiedene erbittet, zur Überfahrt in den Ort des Versunkenenseins, ins Quezalsfederhaus.“

Wieder schlug Miclan-Tecutli die Leiche Montezumas mit dem ockergelben Schürreisen, und er rief:

„Mir gehört er. Gebt ihn mir heraus, daß ich ihn strafe!“

Doch ehe einer der Götter antwortete, sagte der Überwältiger — und sein Herold wiederholte die Worte mit dröhnender Stimme —:

„O ihr Götter, ihr ewigen, im Himmel seid ihr Richter. Und du, Herr der Nebeltoten, bist Richter im Lande, wo es nicht Straßen, nicht Gassen, nicht Fußpfade und nicht Wegweiser gibt. Doch auf Erden ist es der vierzig Totenrichter Amt, den Zornigen Herrn, meinen erhabenen Bruder, freizusprechen oder zu verurteilen. Sagt jetzt, ihr Totenrichter, ob ihr meinem Bruder das Boot zur Überfahrt über den Schilffsee gewährt!“

Wie aus einem Munde erscholl die Antwort der vierzig Totenrichter — ein leises und doch unerschütterliches: „Nein!“

12.

Als der Herabstoßende Adler den stummen Folterschmerz auf dem Gesicht der Königin Maisblüte erblickt hatte, war ihm bligartig der Gedanke gekommen, daß er, wenn alle schwiegen, sich zum Verteidiger Montezumas aufwerfen

und versuchen müsse, den grausamen Urteilspruch umzu-
stoßen. Doch alsobald hatte er eingesehen, daß er, der noch
jüngst den Zornigen Herrn öffentlich eine Memme ge-
scholten und den Stein nach ihm geworfen hatte, weder
die Berechtigung noch die Redegabe hatte, das mit lüster-
nem Schauer dreinschauende und durch eisiges Schweigen das
Verdikt gutheißende Volk Mexicos umzustimmen. Selbst
der Überwältiger, der jetzige König der Könige, wagte für
seinen gerichteten Bruder nicht zu stehen und fügte sich mit
düsterer Gelassenheit in das Unabwendbare. Zusammen-
gesunken saß er da. Maisblüte aber thronte neben ihm in
königlicher Haltung, den edelschönen Kopf auf dem langen
schmalen Halse gleichsam von der Last des Haares ein
wenig zurückgebeugt, halb geschlossen, fast schließäugig die
breiten Lider, tränenlos, regungslos, leblos.

Der Herabstoßende Adler ertrug ihre Pein nicht.

Er trat vor und richtete an niemand und an alle die
Frage:

„Wie lange wird der Zornige Herr unbestattet im Hause
der Fledermäuse weilen?“

Die Fragestellung verriet, daß er den Urteilspruch miß-
billigte. Ein leises Murren ertönte in der Volksmenge.

Das Mexikaner-Priesterchen beantwortete Guatemocs
Frage:

„Bis seine Schuld getilgt ist, wird der Tote unbestattet
bleiben, es sei denn, daß die Götter das Blut seiner Wunden
grün färben und in Smaragd verwandeln! Wer den Toten
früher zu bestatten versucht, stirbt auf der Opferblutschale
des Schlangenberges!“

Tezcatlipoca jedoch sagte:

„Wir vernahmen das Wort des Hohen Priesters. Aber noch vernahmen wir nicht das Wort des Herrn der Welt!“

Es war eine Aufforderung an den Überwältiger, sich durch ein Gelübde zu binden, die Bestattung seines Bruders nie zuzulassen, obgleich Montezumas Tochter sein Weib war. Er mußte, daß er die Seele seines Weibes verlor, wenn er sich band, und dennoch band er sich. Er wiederholte die Worte des Hohen Priesters:

„Wer den Hornigen Herrn bestattet, bevor sein Blut sich grün färbte und sich in Smaragd verwandelte, soll auf der Adlerschale des Schlangenberges enden!“

13.

Der Königin Ucatlan, dem Edlen Traurigen und den anderen hochgefürsteten Toten wurde die Überfahrt nicht verweigert. Sie wurden mit heiligem Erdspeck einbalsamiert, mit blauen Stirnbinden gekrönt und, nachdem sie so in den Rang von Gottheiten erhöht waren, von den Großen des Reiches auf Tragsesseln aus dem Leichenhof hinaus und durch die Stadt getragen, erst im Tlacochoalli — dem Speerhause oder Arsenal — und dann zu Füßen des Huigilopochtli-Bildes auf dem Menschenwürgeplatz der Großen Pyramide niedergestellt, betäubert, angefangen und schließlich zur Lagune gebracht, wo der Totennachbar ihrer harrte.

Auch die Totenbegleiter harrten ihrer bereits im Lande des Versunkenseins. Doch Montezumas Krüppel und Narren entgingen dank seiner Beurteilung dem Tode.

In der darauf folgenden Nacht verließ Königin Maisblüte bald nach dem Erdröhnen der großen Tempeltrommel ihr einsames Lager und trat hinaus in den Schloßgarten. Ihr Gemahl, der Überwältiger, weilte fern im Speerhause, wo er letzte Anordnungen traf, die Kriegsausrüstung besichtigte und der Verteilung von Pfeilen, Lanzen und Wurfbrettern an die hunderttausend Schildträger beizwohnte, deren Ausbruch bei Sonnenaufgang erfolgen sollte. Mehrere Oberfeldherren im Rang von Vorstehern des Hauses der Spiegelschlange standen ihm bei, berieten mit ihm, entwarfen mit ihm den Feldzugsplan. Schon die vierte Nacht machte er so zum Tage, mit starkem Willen seine Müdigkeit niederzwingend wie ebenfalls den Schmerz seiner nie heilenden Beinwunde, die das Pfeilgift eines südlichen Volkes ihm verursacht hatte.

Maisblüte empfand es bitter, daß er auch heute sich die Muße für ein Zusammensein mit ihr nicht gönnte und — offenbar im Bewußtsein seiner Schuld gegen sie — es vermied, ihr Auge in Auge gegenüberzutreten. Sie hatte gehofft, ihn in der Nacht sprechen, ihr volles Herz ausschütten, ihn zur Rede stellen zu können wegen seines unrühmlichen Verrates an den Manen Montezumas. Und doch mußte sie sich sagen, daß ihr Groll gegen ihn nichts anderes war als ihr eigener Selbstwurf. Im Haus der Fledermäuse hatte sie geschwiegen wie er, statt den Priestern und dem Volk entgegenzuschreien, daß kein angedrohter Tod sie hindern könne, die Ehrfurchtspflicht gegen ihren Vater zu erfüllen. Noch war kein Entschluß gereift in ihr, noch sah sie die Richtung nicht, die der Wirbelsturm in ihrem Innern

nehmen werde, — aber reif, überreif war ihr Lebensüberdruß, war ihre wehmütige, sanft tönende Todessehnsucht.

Ihre Frauen, die ihr in den Garten des Huei-Terpan folgen wollten, hieß sie am Palaſtſtor zurückbleiben, und ſie ſchritt allein der Lagune zu. Sie kam am kleinen reichartigen Bootshafen und der Steinbrüſtung vorbei, wo ſie den Knabengeſichtigen Ruderknecht des Vom-Himmel-Geſtiegenen küſſend erdolcht hatte. Kein Reuegefühl weckte die Erinnerung an die Tat: der Verſchwörer in Tezcozincowegen, deren einer der Herabstoßende Adler geweſen war, hatte ſie dem Knaben den Mund für immer geſchloſſen . . .

Dhne Mauer glitt der Garten ſanft in die Lagune hinab. Das niedrige Ufer war felſig. Eine Treppe aus gelbem, weinrot geflecktem Dnyg führte hinunter in die nachtblauen Gefilde des Königs der Fiſche.

Auf einer der gligend umplätſcherten Treppenſtufen blieb Maisblüte ſtehen und blicklos blickte ſie ins Grenzenloſe über die finſtere, ſich wellende Schilfſeeſtäche hinweg. Sie beachtete es nicht, daß ihre mit Facetten von Türkis und ſchwarzem Spiegelſtein ausgelegten Sandalen ſich näſten. Der Widerschein der blinken Mondſichel — dünn wie ein gebogener metalliſcher Faden über den Schneebrüſten der Weißen Frau — bildete eine meilenlange, ſchwankende Silberſtange auf dem Waſſer; — doch Maisblüte ſah es nicht und ſie ſah auch über dem Rauchenden Berge den blaßroten Rauchfaden nicht, deſſen Abbild in der Lagune ſich hauſchend ſchlängelte. Auf innere Geſichte waren ihre Augen gerichtet, und tief bedrückt lauſchte ſie der leiſe klagenden Stimme des Beraters in ihrem Herzen. Sie konnte ſeine

Mahnung nicht verstehen, aber sie wußte, daß sie ausführen werde, was auch immer er rathete.

Allmählich senkten sich ihre Blicke, versanken im tiefen Wellengrunde, als sehnten sie sich nach den Wohnstätten der Acihuatin, der Wassermädchen.

Und plötzlich wurden ihre Augen sehend. Einen herannahenden weißen Lichtschimmer gewahrte sie unterhalb des Wassers. Des Mondes gespiegelte Silberstange verblaßte vor diesem neuen Lichtschein. Näher und immer näher sah sie es herankommen, und bald konnte sie unterscheiden, was der weißliche Glimmer war. Eine große königliche Galeere schwamm dort in der Seetiefe und sie war bemannt mit Gespenstern. Tote Ruderknechte mit schönen Knabengesichtern ruderten, tote Hauserleuchter hielten Fackeln aus Perlmutter, deren milchiges Licht die Galeere erhellte. Born am Steven des Geisterschiffes aber hockte auf einem geschnitzten Holzstuhl ihr Vater, der Hornige Herr.

Auf dem Stuhl, den kein Jaguarfell bedeckte, hockte er nackt, aller seiner königlichen Insignien entkleidet, so wie sie ihn tags zuvor erblickt hatte, als er aus dem Mumienbündel herausgewickelt worden war. Er winkte ihr und zeigte mit der Hand auf die Erdrösselungsmale an seinem Halse und auf die langen blutigen Striemen an seinem Körper. Da sah sie, daß seine Wunden sich grün gefärbt, daß sein Blut sich in Smaragd verwandelt hatte. Und sie sah, daß er den Mund öffnete und zu ihr sprach. Doch bevor sie eines seiner Worte erhaschen konnte, war die Galeere vorbeigeschwommen und schwand einem Riesenfische gleich in der blauen Wasserfinsternis.

Maisblüte sank ohnmächtig auf der Steintreppe hin. Lange Zeit lag sie, der Sinne beraubt, bis an den Gürtel in den sanft sie umschmeichelnden Wellen.

15.

Als sie erwachte, befand sie sich auf einer Rasenfläche unweit des Ufers, und neben ihr kniete besorgt der Alte Wickelbär.

Im Begriffe nach Jxtapalapan zu rudern, um sich dem nach Chalco ziehenden Herabstößenden Adler anzuschließen, war der Zauberer am Garten des Huetecpan vorbeigekommen, hatte Maisblüte, ein Spiel der Wellen, erblickt, hatte sie aus dem Wasser gezogen und aufs Gras gebettet.

Nachdem sie zu sich gekommen war, stellte er voll Besorgnis Fragen, und sie gab ihm ohne Hinterhalt Auskunft. Als sie die unter Wasser schwimmende, lichterhellte Galeere und ihres Vaters Schauererscheinung beschrieben hatte, sagte der Alte Wickelbär:

„O Königin! Eine schwere Last legen dir die Sterngötter auf den Rücken. Denn von den Sterngöttern ward dir dieser Traum gesandt!“

Demütig erwiderte Maisblüte:

„Wer bin ich, daß der Himmel mich zur Blume macht? daß der Himmel mich aufknospen macht? Doch ich bin bereit! Morgen werde ich es tun!“

Der Zauberer erschrak; mitleidsvoll blickte er sie an.

„O meine Tochter, warte noch, — bis die Zeit Blut in Smaragd verwandelt!“

Maisblüte schüttelte unwillig den Kopf.

„Seine Wunden waren grün!“ sagte sie. „Meine Augen sahen es!“

„O meine Tochter, du reiche Kotinga-Feder! Nur deine Augen sahen es! Warte, bis es alle sehen! Auch das Volk Mexicos hat Wunden, die noch nicht vernarben. Warte ab, daß Mexicos Wunden smaragden werden — dann magst du den Zornigen Herrn bestatten, weil dein Herz es dir befiehlt!“

Sie entgegnete:

„O Zacazin, o alter Zauberer! Der Gott befiehlt es mir! Ihm gehorche ich — aber nicht dem König, meinem Gemahl, welcher dem Zornigen Herrn nicht beistand und auch mir nicht beistehen wird, wenn ich zur Adlerschale schreite! Doch heiter ist mein Herz! Der Himmel macht mich zur Blume, der Himmel macht mich aufknospen! . . .“

Traurig nahm der Alte Wickelbär Abschied von ihr und bestieg seinen Einbaum.

16.

Er war noch nicht weit fortgerudert, als plötzlich der Überwältiger neben Maisblüte stand.

Ob dort im fortrudernden Boot der Herbststoßende Adler sitze? fragte er. Ob sie mit seinem Vetter eine Zusammenkunft gehabt habe?

Ohne Schroffheit, mit schwermütigem Tonfall hatte er die Frage gestellt. Doch Maisblüte war durch sein eifersüchtiges Mißtrauen zutiefst verletzt.

Es sei nicht Guatemoc gewesen, sagte sie kalt.

Der Überwältiger drang mit höflicher Hartnäckigkeit darauf, daß sie den Mann nenne. Sie verweigerte es. Schließlich erklärte sie sich bereit, ihr Geheimnis preiszugeben, wenn er sein Gefolge herbeirufe.

Er tat es. Und in Gegenwart aller Höflinge verkündete sie:

„Ein Gott redete mit mir und zeigte mir das Traum-
bild meines Vaters, des Zornigen Herrn. Und nun schmerzt
mich mein Herz, und ich tue das Gelübde, daß ich ihn be-
statten werde, sobald ich kann!“

„Sie siebert!“ sagte der Überwältiger zu den Höflingen.
„Das Räuchergefäß der Nacht streut giftige Dünste aus.
Vergeßt, was sie sprach!“

Und liebevoll faßte er sie an der Schulter, führte sie
ihren Frauen zu, übergab sie ihren Frauen.

Dann ging er lange schweigsam auf und ab. Und er
beschloß, sein Weib mit in die Schlacht zu nehmen, um sie
nicht aus den Augen zu verlieren.

17.

Im kleinen Tepanekendorf Popotla am westlichen See-
ufer (wo nach der Nacht der Schrecken Cortes unter einer
Beder sitzend geweint hatte) war es dank der Fahrlässigkeit
der nach Beutestücken suchenden, Siegesfeste und Toten-
feste feiernden Mexikaner den Kastiliern möglich gewesen,
ihre Wunden zu verbinden, sich zu sammeln und unbehindert
den Rückzug nach Norden anzutreten. Nur einige aztekische
Schildträger blieben ihnen auf den Fersen, wagten sich je-
doch nicht in Gefechtsnähe und begnügten sich damit, den

Mut der Abziehenden mit einem infernalischem, nie abreißenden Gebrüll zu ermüden.

Klätglich zusammengeschmolzen war das Christenheer, das erst kürzlich um dreizehnhundert Mann und achtzig Pferde des Pánfilo de Narváez vermehrt worden war. Wie vor Jahresfrist, als es die Sanddünen verließ, um den Weg über Sempoalla ins Goldland zu suchen, war es wieder ein winziges Häuflein von kaum fünfhundert Landsknechten, dreiundzwanzig Pferden und weniger als tausend indianischen Bundesgenossen. Und fehlte es damals schon an Krüppeln nicht unter den Abenteurern, so war jetzt keiner unter ihnen, der nicht blutigen Zoll gezahlt hatte, sei es in der nächtlichen Schlacht gegen Narváez, sei es bei den Kämpfen am Hauptportal des alten Tecpan und an den Dammdurchstichen. Von tlascaltekischen Lastträgern wurden die Todwunden auf Bahren inmitten des Heeres getragen, andere Kranke waren an die Kruppen der Pferde geschnallt. Und wie vor Jahresfrist ritt Diego de Ordás an der Spitze und zog mit der Vorhut in die Stadt Tlacopan ein, wo er mit seinen fünfundvierzig Begleitern vom Gros des Heeres abgeschnitten wurde. Er schlug sich nach Norden durch.

Inzwischen hatte Cortes, von einigen aus einem Maisfeld aufgetauchten Otomis gewarnt, einen seitlichen, ins Hügelland abbiegenden Weg eingeschlagen. Beim Scharmügel mit den Adlern und Jaguaren Tlacopans vor den Toren der Stadt war Montezumas ältester Sohn, der Vom-Himmel-Gestiegene, von einer Obsidianlanze tödlich getroffen worden; auch drei Kastilier waren gefallen, und Cortes selbst trug eine tiefe und schwer heilende Kopfwunde

davon. Den Weg fortsetzend merkte Cortes bald, daß die Zahl seiner Verfolger lawinenartig anwuchs. Um sein kleines Heer nicht noch mehr dezimieren zu lassen, und, da ihm bekannt war, daß die Indianer nachts nicht kämpften, beschloß er, fortan bloß bei nächtlicher Dunkelheit zu marschieren. Von Otomis geführt, erreichte er den otomitischen Flecken Teocalhuiaacan, wo er bei einem aufragenden Tempelturm Halt machen und teils in den wenigen Häusern, teils in der Savanne ringsher das Nachtlager aufschlagen ließ. Die freundlichen Otomis bewirteten ihre tlascaltequischen Landsleute und deren christliche Freunde mit Maiskuchen, gebratenen Truthennen und kühlenden Getränken. Als um Mitternacht das Heer weiterzog, verbot Cortes, die Lagerfeuer zu löschen, in der Absicht, die Azteken irreführen zu lassen. Und er tröstete die über die schweren Abgaben und Kriegslasten klagenden Otomis mit den Worten:

„Nur für kurze Zeit verlasse ich euch. Und wenn ich wiederkehre, will ich euch befreien vom Druck Mexicos. Denn ich werde Mexico zerstören. Dann sollt ihr die Herrschenden sein und werdet keinem Mexikaner mehr zu gehorchen brauchen!“

Je größer die Not, je größer wurde seine Zuversicht.

Der eingeschlagene Weg durch die Hügelkette zog sich weit nach Westen hin. Erst in der dritten Nacht gelangten die Christen wieder in die Ebene und übernachteten in der dicht beim nördlichen Kaltocan-See gelegenen kleinen Stadt Tepozotlan, der „Stadt der Buckligen“ (berühmt in der Geschichte der Tolteken, weil hier zuerst der Türkis gefunden und bearbeitet wurde). Die Häuser und der Tecpan des dortigen

Kaziken waren leer: die geflüchteten Einwohner hatten alle Nahrungsmittel mit fortgeschleppt oder vernichtet. Gastfreundliche Otomis gab es in der Umgegend nicht. Das Heer litt grausamen Hunger.

Von Tepozotlan aus standen zwei Wege nach Tlascala offen. Der nordöstliche, am Zumpanco-See vorbei, war der weitere, dafür aber verhältnismäßig gefahrlos. Der nähere südöstliche Weg verlor sich in einer Wirrnis von Moräften. Cortes beriet mit seinen Feldobristen und konnte lange zu keinem Entschluß kommen. Wählte er den südöstlichen Weg, so hatte er die Möglichkeit, sich bald wieder mit der abgesprengten Vorhut zu vereinen. Die Möglichkeit indes war keine Gewißheit; und wenn auch gewöhnt an Himmelswunder, durfte Cortes damit nicht rechnen — wie nicht einmal damit, daß die Vorhut dem geplanten Überfall in Tlacopan entkommen sei. Gewiß hingegen war, daß ohne geeignete Führer die Sumpf-Wüsteneien am südlichen Xaltocan-Ufer ungangbar waren.

Pedro d'Arcio, Pero Trujillo und Valladolid der Dicke schlachteten heimlich eins der dreiundzwanzig Pferde und verzehrten einen Roßschenkel roh — aus Furcht, sie könnten beim Schmoren und Zubereiten des Fleisches ertappt werden. Indes, der Frevel wurde ruckbar. Der Eigentümer des Pferdes, Martin de Gamba, und die Feldobristen, — Olid vor allem, — wüteten, schrien nach dem Henker; doch Cortes zuckte nur die Achseln. Und er gab Befehl, noch ein zweites lahmenendes Pferd abzustechen, das Fleisch beider Tiere in kleinen Rationen an die Mannschaft zu verteilen. Er selbst nahm am traurigen Festmahl teil.

Da wurde ihm ein Otomi gemeldet. Dieser erbot sich, das Heer durch die südliche Morastgegend nach der von Otomis bewohnten Stadt Otompan unweit der Grenze Tlascalas zu führen. Mit Dank wurde sein Anerbieten angenommen.

Selbst Marina schöpfte keinen Verdacht und erkannte im vermeintlichen Otomi den Annalen-Schreiber Feuer-Juwel nicht, obgleich sie ihn öfters in der Umgebung Montezumas gesehen hatte. Feuer-Juwel war allerdings ganz unkenntlich, da er sich das Haupthaar — bis auf den im Nacken herabhängenden Pochli-Schopf — abrasiert, die Zähne bunt gefärbt und das Gesicht mit einer rot und grünen Bitterbemalung entstellt hatte.

18.

Inzwischen drang die Vorhut weit nach Osten vor. Wie durch ein Wunder hatten die fünfundvierzig Mann in der Falle von Tlacopan keinen Schaden genommen. Und ein nicht geringeres Wunder war es, daß sie — nachdem sie die gepflasterte Reichsstraße am Nordufer der Lagune verlassen — fast ohne Mundvorrat und eines einheimischen Führers ermangelnd in den Sümpfen nicht umgekommen waren. Ein Führer, und zwar der Spinner, gleichfalls als Otomi verkleidet, stellte sich erst ein, als sie sich in einem Zedernwald in der Nähe der Sonnen- und Mond-Pyramide von Teotihuacan — Wo-die-Götter-anlangen — verirrt hatten.

Bei anbrechender Dunkelheit nach vielen vergeblichen Versuchen, hinauszufinden, waren sie im Walddickicht er-

schöpft ins Gras niedergesunken, von düsterer Hoffnungslosigkeit befallen. Zum Hunger gesellte sich der Durst: auf keine Quelle waren sie im Walde gestoßen. Die Hoffnung, sich mit Cortes wiederzubereinigen, hegte keiner mehr.

Als eine der Tapfersten in dieser Drangsal erwies sich Isabel de Djeda. Sie hatte in der Nacht der Schrecken wie ein Mann gekämpft und sich nicht weniger an den Dammdurchstichen hervorgetan als Maria de Estrada, die Amazone. Und sie war, in der Rüstung und auf dem Pferd eines gefallenen Kameraden reitend, in Tlacopan eingezogen, weil ihr Mann, Antonio de Villareal, des Diego de Ordas Fähnrich und steter Begleiter war. So kam es, daß auch sie der Abgesprengten furchtbares Los teilen mußte. Was dies Los war und zu werden drohte, begriff sie nicht; oder vielmehr, sie sträubte sich, es zu begreifen. Und während ihr sonst so eiskalt und hochfahrender Gatte den Kopf senken ließ, trug sie den Kopf hoch, blickte herab auf ihn, zu dem sie bisher emporgeblickt hatte, und setzte seiner dumpfen Verzweiflung eine trotzigste Zuversicht entgegen. Wie um ihn zu strafen, hielt sie ihm als Vorbild den Gleichmut ihres Betreuers und Liebhabers Ordas vor. Doch in seiner Todesfurcht fühlte Villareal nicht einmal den Stachel der Eifersucht. Und der Hauptmann Francisco de Lugo (der ebenfalls unter den Verirrten war) bemerkte sarkastisch:

„Laßt uns auf Ritter Ordas vertrauen, Señora! Denn ganz gewiß wird er, wenn wir alle tot sind, uns mit dem Wasser des Lebens ansprützen und wieder lebendig machen!“

Und krampfhaft lachte Lugo, um seine Beklommenheit zu ersticken.

„Ihr wißt nicht, wie wahr Ihr redet!“ rief Ordás, der eben mit dem Spinner zu ihnen herantrat. „In unserer Lage ist jedes Wasser ein Wasser des Lebens. Seht, dieser Otomi will uns zu einem Duell führen!“

19.

Nach halbstündigem Marsch knieten und drängten sich die Soldaten um einen kleinen Lümpel, als wäre es ein Wasserheiligtum; einige leckten wie Hunde tief hinabgebeugt das Wasser von der Oberfläche, andere schöpften es mit den Händen und andere schlürften es vom Eisenrand ihrer triefenden, rinnenden Sturmhauben. Die Bier hatte sie alle stumm für eine Weile gemacht. Nachdem sie aber ihren brennenden Durst gestillt und sich der Gefahr, verschmachten zu müssen, entronnen sahen, schlug ihre Verzweiflung in laute Heiterkeit um. Ribadeo, der Weinschlauch, füllte zum drittenmal seine Sturmhaube, schwang sie wie einen Pokal und forderte alle auf, ein gleiches zu tun und mit ihm anzustoßen auf das Wohl des Ritters Ordás, dessen Ziel, den Duell des Lebens, den verjüngenden Duell, zu finden, nun endlich erreicht sei, — wie sie alle ja bezeugen könnten. Ribadeo hielt seinen vielbelachten Toast, als wäre er trunken vom Wasser. Da erkundigte sich der Otomi bei einem der Elascalteken nach dem Grunde des Gelächters und erhielt zur Antwort: die Christen spotteten, weil der Hauptmann Ordás einst aus Tenuchtitlan ausgezogen sei, das Wasser der Verjüngung zu suchen . . .

Sie übernachteten bei der Quelle. Nach kurzer Rast wurde Ordas geweckt. Der Otomi hatte ihm eine wichtige Mitteilung zu machen.

„O großer Krieger,“ sagte der Spinner, „du suchst das Wasser der Erneuerung, den Quell der Jugend, der im versunkenen Lula floß. Du suchst Lula. Doch welches Lula suchst du? Eins liegt im Süden, im Land der Dornen, eins im Westen, wo die Blumen stehen, eins im Norden, im Land der Wolfenschlangen, und eins im Osten, der Sonne entgegen. Das Lula aber, wo Quezalcoatl um Mitternacht badete, lag in keiner der vier Himmelsrichtungen.“

„Wo lag es denn?“ fragte Ordas. (Er war jetzt ein Jahr auf mexikanischem Boden und konnte sich notdürftig — auch ohne Doña Elviras Hilfe — verständigen).

„Die Binsenstadt Lula, die Urheimat,“ erwiderte der Dichter, „lag in der fünften Himmelsrichtung!“

„Wo?“ fragte Ordas verduzt. „In der fünften Himmelsrichtung? Wo ist die? die kenne ich nicht!“

„Sie befindet sich“, sprach der Spinner, „in der Mitte zwischen Süden, Westen, Norden und Osten. Sie befindet sich in deinem Herzen und in meinem und in jedes Menschen Herzen, der sie sucht. Freilich, nur wenige suchen sie.“

Der krause Geist des alten Ritters war empfänglich für solcher Art Mystik.

„Dann also ist das Lula der Silberpaläste nichts als ein Traum?“ bemerkte er enttäuscht.

Auf diese Enttäuschung hatte der Otomi gelauert. Und er setzte auseinander: dieses Lula liege unter der Erde, und

nur ein Traum vermöge, es sichtbar zu machen. Aber er kenne im Walde eine Lichtung, da steige wie ein Dunst die Stadt Tula mit ihren Palästen und Türmen aus der Erde und schwebte als eine Spiegelung in der Luft. Und wer das erblicke, den führe eine goldgelbe Hirschkuh zur Quelle der Jugend.

Bebend vor Erregung stellte Drdás die Frage: ob es weit sei bis zu jener Lichtung?

Der Spinner verneinte und forderte Drdás auf, ihm zu folgen.

Während sie zwischen den nachtschwarzen Zederstämmen hinschritten, erzählte der Dichter vom König Himmelspfeil, wie er mehrere Zauberer ins Land der ewigen Jugend sandte und was sie dort erlebten . . .

Plötzlich fühlte sich Drdás am Kopf und an den Armen gepackt, niedergeworfen, mit Stricken gefesselt. Zehn dunkle Gestalten umheulten ihn. Der Otomi war verschwunden. Aber ebenso schnell wie seine Befangennahme erfolgte seine Befreiung. Europäische Panzer und Schwerter erklickten. Ein kurzes Handgemenge — dann Flucht der Indianer. Drdás wurde losgebunden.

Freudig und vorturfsvoll standen sein Fährlich Villareal und die Armbrustschützen Juan Benítez (den man das Auge des Heeres nannte), Peñalosa, Atroyuelo und der alte Santisteban vor ihm und führten ihn zu den Kameraden zurück. Sie waren ihm gefolgt, da sein heimliches Entweichen mit dem Otomi nicht unbemerkt geblieben war.

Den Hauptmann zu schelten, wie er es verdiente, scheuten sich seine Untergebenen. Und Francisco de Lugo, der ihm

gleichgestellt war, unterließ es aus Mitleid. Bloß sein Mündel, die olivenbleiche Isabel, kannte kein Erbarmen und hatte das Herz, ihm vorzuhalten:

„Wahrlich, Don Diego, Ihr seid ein unverbesserlicher Narr! Ponce de Güelva (Gott habe ihn selig!) hatte recht, als er behauptete: man müsse Euch den Schädel auffügen und Euer Gehirn mit Seife waschen!“

Es gehörte zu den Lebensbedürfnissen des alten Ritters, sich von Isabel mißhandeln zu lassen. Hätte sie ihn geschlagen, er hätte es mit ebenso hündischer Ergebenheit hingenommen wie ihre peitschenden Worte.

21.

Von Selbstanklagen zerpeinigt fand Drdás keinen Schlaf. Die Vorwürfe Isabels versengten ihm die Seele. Er sah ein, daß er ein Narr sei, daß er phantastischen Träumen nachgeeilt war, während seine Gefährten — nicht ohne seine Schuld — dem Hungertod unter die Augen traten. In seiner Zerknirschung faßte er den Vorsatz, nie wieder einen so einfältigen Streich zu machen. Unmittelbar darauf aber beschloß er, noch einmal heimlich davonzuschleichen, um seine Schar vor dem Hungertode zu retten. Denn er entsann sich plötzlich, daß er vorhin, mit dem Otomi zur Lichtung schreitend, einen Hirsch aufgeschweucht hatte.

Vielleicht dachte er — im Unterbewußtsein — auch an die goldgelbe Hirschkuh, die zum Quell der Jugend weisen konnte. Geschwächt durch Estrapazen, Schlaflosigkeit, Nahrungsmangel, verwirrten sich bereits seine Sinne.

Er rüstete sich als Jäger aus, nahm einem schlummern-
den Urkebusier die Armbrust, einem Pikener den Spieß
fort und schritt bei Morgengrauen in den Wald. Obgleich
die Posten verdoppelt waren, wurde sein Davonschleichen
diesmal nicht bemerkt.

22.

Keine fünfzig Schritt war er gegangen, als er hinter
sich ein Knistern im Unterholz hörte. Rasch wandte er sich
um, schußbereit. Nicht ein Mensch, ein mächtiges Tier
war es, das sich ihm näherte. Ein Glück, daß er gezögert,
daß er den Bolzen von der Armbrust nicht abgeschneilt
hatte. Becerrico, Francisco de Lugos Heldenhund, sprang
wedelnd an ihm hoch.

Zufrieden klopfte Ordás dem Hunde die Flanke. Er
schickte ihn nicht heim, er ließ sich seine Begleitung gern
gefallen. Bei der Jagd konnte ihm das behende Tier von
Nutzen sein.

Und weiter schritt Ordás in den Wald hinein. Hirsche
fand er nicht. Nach einer Stunde kehrte er enttäuscht,
ohne Beute zurück.

Schon war er nicht mehr weit vom Nachtlager. Da
trat ihm ein großer schwarzer Bär entgegen. Nach wenigen
Augenblicken lag Becerrico mit aufgeschlitztem Bauch reglos
am Boden. Und aufrecht ging der Bär auf Ordás los.

Bolzen zu verschießen hatte keinen Zweck mehr. Zu nahe
standen sich Mensch und Bär gegenüber. Mit aller Wucht
bohrte Ordás den Spieß in das zottige Fell. Der tödlich
verwundete Bär hatte noch Zeit, mit der Pranke Ordás

am Scheitel zu treffen, ihm ein beträchtliches Stück der Kopfhaut abzustreifen. Dann sank er tot neben Becerrico hin.

Auch Ordás sank blutüberströmt auf den moosbewachsenen Waldboden. Seltsam frei und leicht war ihm zu Mute. Nun hatten alle Mühen ein Ende. Nun war er aller freiwillig erwählten Ziele und Pflichten los und ledig. Mochten andere sich abplagen, das Wasser des Lebens zu finden; — seine Sorge war das nicht mehr . . .

Die Sinne schwanden ihm. Ehe sie ganz schwanden, wandelte sich seine Heiterkeit urplötzlich in eine qualvolle Beängstigung, und diese steigerte sich zum unerträglichen Alpdruck. Er hörte Stimmen nahebei, Indianergeheul, Waffenklirren, Hilferufe. Er glaubte, den Schreckensschrei seiner vergötterten Isabel de Djeda zu hören. Sich erheben wollte er, ihr und den Kameraden zu Hilfe eilen. Doch er vermochte sich nicht zu erheben. Und während er verzweifelt mit seiner Schwäche rang, senkte sich eine schwarze Nacht auf seine ermatteten Augen . . .

Grausame Wirklichkeit — nicht eine Fieberphantasie — hatte sich in sein schwindendes Bewußtsein gedrängt. Die Rufe und der Waffenlärm tönnten eine Weile noch fort, obgleich Ordás sie nicht mehr hörte. Vom Spinner benachrichtigt, hatte Dyrting-Schlange mit einem Trupp Adler und Jaguare aus Tezcuco die schlafende Vorhut am Waldstümpel übertumpelt. Fast sämtliche Christen — auch der Hauptmann Lugo und Isabel de Djeda — waren den Indianern lebend in die Hände gefallen und wurden nach Tezcuco geführt, um dort in Holzkäfigen gemästet und dann auf den Opferblutschalen Tezcucos und Tenuchtitlans den

Göttern geschenkt zu werden. Der alte Büchsenspanner Santisteban war glücklich zu preisen: hatte er doch beim Überfall den Tod gefunden.

23.

Cortes und sein Heer hatten das Moorland und das daran stoßende Gebiet dichter Waldungen unversehrt durchquert und gelangten am 7. Juli — eine Woche nach der Nacht der Schrecken — in das weite Flachland von Otompan und Tepepulco. Diese Ebene — Micotli, der Weg-der-Toten, genannt — zog sich von der Nordwestecke des Schilfsees von Mexico nordwärts hin, im Osten begrenzt von der Quauhstepan-Kordillere — dem Adlergebirge —, einem Ausläufer der beiden Vulkanriesen Anahuacs. Während das Heer an der altheiligen Priesterstadt Teotihuacan vorüberzog, ließ sich Cortes von Feuer-Juwel den Ursprung der Stadt, ihrer breiten schöngepflasterten Gräberstraße und ihrer beiden rotbemalten, vierstufigen Pyramiden — (des Mondes und der Sonne) — berichten.

Die Vorfahren der Totonaken galten als die Erbauer. Nachdem sie zugleich mit den Olmeken die sieben Höhlen des Reiberlandes verlassen, hatten sie, nach langen Wanderungen Anahuac betretend, hier auf dem Weg-der-Toten ein Königreich gegründet, — viele Jahrhunderte bevor die Meeresküste und Sempoalla ihr Wohnsitz wurden.

Den Namen Teotihuacan — Wo-die-Götter-anlangen — erhielt die Priesterstadt (die damals die Hauptstadt Anahuacs war), weil nach Erdbeben und Weltkatastrophen die Himmelsgötter in die Sanctuare ihrer Tempel nieder-

zusteigen und dort, auf Richtersthronen thronend, Rat zu halten pflegten. Noch finster, nur von Sternbildern erleuchtet war die Erde damals, denn mit der gesamten ersten Schöpfung und den in Fische verwandelten ersten Menschen war auch die erste Sonne — die Wasser-sonne — von der Sintflut hinweggespült worden. Und als nun die Götter das erstemal in Teotihuacan versammelt thronten, berieten sie, wer von ihnen die Welt erleuchten solle. Der Gott Tecciztecatl — der Träger = des = Meerschneckengehäuses — erbot sich dazu; und nach ihm ein kleiner mißachteter ausschlagbedeckter Gott, Nanahuaczin, „der Syphilitische“. Verlacht wurde der Ehrgeiz des kleinen Gottes der Syphilis; da aber kein anderer der Götter sich meldete, wurde ihm gestattet, ein Himmelslicht zu werden. Und die Götter errichteten zwei hügelhohe Erdhaufen und setzten auf deren Spitzen je einen der Erwählten, auf daß er dort vier Tage lang Bußübungen verrichte; am Fuße der Erdhaufen aber entzündeten sie Reisigbündel und schürten sie zu hellen Flammen empor. Am vierten Tage, sobald die Kasteiungen beendet waren, stellten sich in langer Reihe die sechshundert Götter und Göttinnen als Zuschauer auf. Der Träger = des = Meerschneckengehäuses brachte dem Himmel Kostbarkeiten dar: einen Blumenstrauß aus Edelsteinen und blutige Büßerdornen aus roter Koralle. Der kleine Syphilitische jedoch besaß nichts, was als Opfergabe hätte dienen können; darum schenkte er dem Himmel den Schorf seiner Eiterblasen. . . Und als beide Totenschmuck erhielten, wurde der Träger = des = Meerschneckengehäuses reicher und besser gekleidet; denn das Schneckengehäuse war

— gleich der Muschel — ein Sinnbild jungfräulicher Reinheit . . .

Als erster hatte sich der Jungfräuliche gemeldet, und zuerst wurde er jetzt von den Göttern aufgefordert, ins Feuer zu springen. Er nahm einen Anlauf, schreckte aber dicht vor der baumhohen Lohe zurück. Viermal wiederholte er vergebens den Versuch. Da fragten die Götter den Sypyllitischen, ob er mehr Mut habe. Und sofort stürzte sich der kleine Gott in die Flammen. Der Beifall der himmlischen Zuschauer beschämte den Träger-des-Meerschneckengehäuses so sehr, daß er, die Furcht überwindend, ebenfalls den Feuertod suchte und fand.

Nicht sofort wurden die Verbrannten wiedergeboren. Lange warteten die sechzehnhundert Götter; und als ein Frührot den Himmel zu färben begann, knieten sie — um die Sonne zu begrüßen — nieder nach allen Windrichtungen, denn einige glaubten, sie werde sich im Süden oder Norden erheben, andere erwarteten sie im Osten oder Westen. Schließlich stieg der Sypyllitische als Ionatuh — der Sonnenherr — im Osten auf und gleich hernach der Herr-des-Schneckengehäuses als Mezgli, der Mond. Aber sie bewegten sich nicht fort, sie blieben regungslos am Himmel, und die Sonne gefährdete durch ihre Glut die Welt. Und da sie verhöhnt worden war, schoß die Sonne Pfeile nach den Göttern und verwundete ihrer viele. Die Götter waren ratlos. „Laßt uns alle freiwillig sterben,“ beschloßen sie, „nur durch unsern Tod können wir die Welt vor dem Untergang bewahren.“ Und sie gaben dem Windgott Queşalcoatl den Auftrag, sie alle zu töten. Das tat Queşal-

coatl. Und nachdem er alle sechzehnhundert Götter und Göttinnen umgebracht hatte, verursachte er einen so gewaltigen Sturm, daß Sonne und Mond ihm nicht standhalten konnten und, vom Wirbel fortgerissen, getrennt voneinander anfangen, um die Erde zu kreisen.

Etliche Jahre nach dem Göttergemetzel, als ein neues Göttergeschlecht den Himmel bewohnte, bekleideten die totonakischen Bewohner Teotihuacans die beiden künstlichen Hügel mit Steinquadern und wandelten sie um in herrliche Stufenpyramiden, die der von Cholula an Pracht und Umfang wenig nachstanden.

Den ersten Königen der Totonaken — Dmeacatl, Zweikohr, der aus seinem Badehause rätselhaft entrückt worden war, ohne zu sterben, und seinem Sohne und Nachfolger Katontan — wurden die zwei mächtigen Bauwerke als Grabtempel geweiht; und zum Gedächtnis an die Apotheose wurde die kleinere das Haus-des-Mondes, die größere das Sonnenhaus benannt.

„Wenn ich solche Ammenmärchen von Quezalcoatl höre,“ bemerkte Cortes zu der neben ihm in einer Sänfte getragenen Marina, „so überkommt mich ein Gefühl der Sicherheit. Ich sehe meinen Weg vorgezeichnet. Quezalcoatl erschlug sämtliche Götter und Göttinnen. Auch ich werde den sechzehnhundert Teufeln den Garaus machen. Ich bin Quezalcoatl — das habe ich nie so stark empfunden wie jetzt im Unglück. Und jetzt erst verstehe ich, daß ich in Tenuchtitlan gegen Tezcatlipoca gekämpft habe, daß ich, Quezalcoatl, — diesmal noch — Tezcatlipoca unterlegen bin. Beim kommenden Endkampf werde aber ich den Fuß auf Tezcatlipocas Nacken setzen . . .“

Aguilar schritt neben der Sänfte, zuweilen verstohlen auf die rührende bräunliche Madonnengestalt Marinas blickend, die ihr Kind säugte. Der Inbegriff der Königin, der Mutter, der Heiligen war sie ihm. Aus erdfernen Träumereien fuhr er auf, erschreckt durch die Hybris des General-Kapitäns. Er fürchtete Marinas wegen die Strafe der Vorsehung.

„Don Hernando,“ sagte er zaghaft, „vergeßt nicht, daß wir Flüchtlinge sind! Noch sind wir in Feindesland, noch haben wir Tlascala nicht erreicht . . . Und der Allmächtige mag wissen, was uns in Tlascala erwartet!“

Cortes entgegnete ernst:

„Ein Gegengift ist beides — der Hochmut sowohl wie die Demut. Als ich Montezuma gefangen hatte, lag ich im Staub vor meinem Schöpfer. Jetzt bin ich ein Flüchtling, und darum bin ich und will ich Quezalcoatl sein! Auch er mußte vor Tezcatlipoca an die östliche Meeresküste zurückweichen. Und nichts soll mich im Glauben beirren an die Weissagung: Quezalcoatl wird wiederkehren und in Mexico sein Reich aufrichten!“

Ulid, der dicht hinter Cortes ritt, drängte seinen Hellbraunen an Komos Flanke heran.

„Verstand ich Euch recht, Don Hernando? Ihr habt Euch vorgesezt, in Mexico ein Reich aufzurichten?“

Im bartlosen, narbenbedeckten, prachtvoll häßlichen Gesicht des einstigen Galeerensträflings war jeder Muskel gespannt. Seine harten, stehenden grünen Augen bohrten sich voll frecher Neugier in die Seele des Befragten. Cortes ertrug den inquisitorischen Blick gleichmütig und gab einen

abweisenden, staunenden, nicht schuldberuhten Blick zurück, da er nichts Verhängliches gemeint hatte. Sein behender Geist erfaßte sofort, daß seine Worte vieldeutig gewesen waren, daß sie schicksalvoll werden konnten, wenn ein Angeber sie an den Hof nach Madrid meldete. Dem unberechenbaren Dliid war alles zuzutrauen. Neben Avila der unbotmäßigste der Feldobristen, haßte er seit einem Jahre Cortes; nicht etwa, weil er es mit dem Gobernador von Kuba hielt: Untreue war ihm natürlicher als Treue; aber sein Haßgefühl mußte immer einen Gegenstand haben. Seit der Nacht der Schrecken liebte er Cortes, beteuerte es bei jeglicher Gelegenheit und glaubte scheinbar selbst an seine Anhänglichkeit, die nicht frei von gönnerhaftem Wohlwollen war. Der Nimbus der Unbesiegbarkeit war ja — keineswegs bloß in den Augen der Mexikaner — von Cortes gewichen; seiner Gottähnlichkeit entkleidet, war er Nachsicht eher als Neid und Eifersucht wert . . .

„Ihr habt meine Worte mißverstanden!“ sagte Cortes.

„Oh, nein, Don Hernando! Ich habe Eure Worte gut verstanden — vielleicht besser als Ihr selbst! Müßig mag es sein, davon zu reden, da vielleicht heute abend schon keiner von uns am Leben ist. Müßig mag es auch sein, da selbst, wenn wir nach Tlascala und Vera Cruz entkommen, es fraglich sein mag, ob — außer Euch und mir — sich Kastilier finden werden, die diese Straße noch einmal ziehen . . . Doch nehmt an, es gelänge, nehmt an, Ihr würdet den Fuß auf Tezcatlipocas Nacken setzen. Was dann?“

„Ich bin ein treuer Diener meines kaiserlichen Herrn!“ erwiderte Cortes.

„Das wart Ihr bisher, Don Hernando. Und eben darum hat sich Euer Freund Velázquez de León gescheut, Euch vorzuhalten, was er anderen mehr als einmal vorgehalten hat . . .“

„Wart Ihr sein Vertrauter?“ höhnte Cortes.

„Nein. Aber Tapia und Lugo. Von denen weiß ich, was Don Juan sagte . . .“

„Was?“

„Daß Tenuchtitlan mehr wert sei als das goldene Vlies oder ein Marquisat oder das Schafott. Des großen Admirals Lohn waren Ketten. Vasco Nuñez de Balboa starb auf dem Blutgerüst. Und jüngst erst hat Don Pánfilo Euch zum Tode verurteilt.“

„Seine Majestät ist kein Narr wie Narváez!“

„Mag sein . . . Dann wird er Euch mit einer gnädigen Audienz, einem Adelswappen oder einem Hofrang kaltstellen . . . Mir aber scheint, nicht so unrecht hatte Velázquez de León, wenn er behauptete, daß Ihr, Don Hernando, mehr Unrecht auf den Thron Montezumas habt als der Kaiser.“

„Ich? Wie meint Ihr das?“

„Ei, habt Ihr schon vergessen, daß Montezuma nach Doña Marinas Mutter suchen ließ, daß er Marina für seine Tochter hielt?“

„Drei Tage lang!“ entgegnete Cortes misgütig. „Drei Tage lang spielte er mit dem Gedanken, sie könne seine Tochter sein — um andere Gedanken zu verschweigen. Länger hat er an das Ammenmärchen nicht geglaubt!“

„Vorhin sprach Ihr weniger verächtlich von Ammenmärchen, Don Hernando! Bedenkt auch, daß Völker sich nur durch Ammenmärchen bändigen lassen!“

24.

Das Gespräch brach ab, da ein nach Otompan vorausgeschickter Bote — ein Acolhua aus dem Gefolge der Schwarzen Blume — zurückgekehrt war mit dem Bescheid, daß die Bewohner Otompans der Schwarzen Blume den Gehorsam verweigerten und daß ihre Adler und Jaguare ausgezogen seien, um auf seiten der Mexikaner gegen die Christen zu kämpfen; ein aztekisches Heer von hunderttausend Feuersteinen lagere in der die Stadt umgebenden Ebene bei einem Dorfe namens Lonan Tpan („angesichts unserer Mutter“).

Diese Nachrichten standen im Widerspruch zu allen Aussagen Feuer-Zuwels. Denn als in Lepozotlan am Xaltocan-See der vermeintliche Otomi sich erboten hatte, Cortes durch die Sumpfpfade zu führen, hatte er angegeben: er stamme aus Otompan, der otomitischen Stadt; vor wenigen Tagen erst habe er dort gewohnt und könne bezeugen, daß die Schwarze Blume und die Christen mit offenen Armen empfangen würden; wenn erst Cortes bei seinen Freunden in Otompan weile, sei alle Gefahr gebannt, — liege doch die Stadt unfern der Grenze Lascalas, fern von aztekischen Garnisonen; das Aztekenheer aber sei schwerfällig und werde eine Woche brauchen, um am Lagunenufer entlangziehend den Weg-der-Toten zu erreichen.

Cortes sah sich nach Feuer-Juwel um. Vor kaum einer halben Stunde noch schritt der Otomi neben ihm und gab ihm Auskunft über Teotihuacans Sonnenhaus und Mondhaus. Jetzt war er nirgend zu sehen. Auch als Cortes nach ihm suchen ließ, war er nicht zu finden, blieb unauffindbar. Einige sagten, er sei bei einem Gehölz zurückgeblieben, weil er sich einen Dorn in den Hacken getreten hatte . . .

Seine Aufgabe war erfüllt. Er hatte das Christenheer verhindert, den nordöstlichen, am Zumpanco-See vorbeiführenden Weg zu wählen; er hatte es in die Ebene von Otompan — auf den „Weg der Toten“ — hingelockt.

25.

Doch noch war der Weg-der-Toten unsichtbar, verborgen durch einen vorgelagerten — Aztaquemecan, Ort-der-Reihergewänder, benannten — Höhenzug. Cortes beriet sich mit der Schwarzen Blume, ließ sich von ihm eine Beschreibung des Geländes jenseits des Berges geben. Ein Ausweichen wäre jetzt ja doch vergebens gewesen, — die Schlacht mußte angenommen werden trotz der phantastischen Überzahl des Gegners.

Die Schwarze Blume kannte Otompan und den Weg-der-Toten. Als — kurze Zeit nach dem Ableben seines Vaters, des Herrn des Fastens, — der Bruderkwist ausgebrochen war, hatte sich die von Mexico bestochene Hauptstadt Texcuco für den Edlen Traurigen erklärt, während alle anderen Städte des Acolhua-Reiches der Schwarzen Blume ihre Tore öffneten. Im Triumph war

er von Stadt zu Stadt gezogen bis zur nördlichsten, Otompan, und auf dem Weg-der-Toten besiegte er Montezumas Feldherrn, die Rose, ihn verfolgend bis vor die Tore Mexicos, wo er ihn im Zweikampf erschlug und auf einem Scheiter aus Röhricht verbrannte.

Nach Oton, dem Stammvater und Feuergott der Otomis, war Otompan benannt worden: Im = Bereich = Oton = Tecutlis hieß die fast ausschließlich von Otomis bewohnte Stadt. Ihre Tempel waren den barbarischen Gottheiten Latacoada, Oton Tecutli, Yocippa und Utetein errichtet. Und sogar das böse Prinzip „E“ besaß dort ein Heiligtum.

Die Treue der Otomis von Otompan zu erproben, hatte die Schwarze Blume oftmals Gelegenheit gehabt. Wenn sie jetzt von ihm abfielen, so geschah es gewiß nicht freiwillig, sondern unter dem Zwang der Verhältnisse: sie waren von Mexicos Heerscharen wie von einem Meer überflutet und umbrandet; der Verzweiflungskampf der Christen aber erschien ihnen aussichtslos.

26.

Im Dorfe Cacamolco am Fuße des Aztaquemecan-Berges übernachteten die Kastilier, immertwährend umbrüllt von den auf die Höhen entflohenen Dorfbewohnern, die bis zum Morgengrauen nicht müde wurden hinabzurufen: „Schlafs diese letzte Nacht! — morgen entkommt ihr der Falle nicht!“

Einige der Schreier hatten sich zu weit vorgewagt und wurden niedergemacht. Von Hungermwahnsinn befallen, schnitt der Musketier Hernando Alonso einem der getöteten

Indianer die Leber heraus, schmort sie in Gegenwart seiner entseßten Kameraden am Lagerfeuer und verzehrte sie. Als jüngst am Xaltocan-See das Pferd des Martin de Gamba geschlachtet worden war, hatte Cortes die Schuldigen straf- frei gelassen. Diesmal aber verurteilte er den Musketier wegen Menschenfresserei zum Galgentod. Sein ganzes Heer widersetzte sich, der Henker Dsorio wurde bedroht. Cortes sah sich gezwungen, das Urteil zu widerrufen.

Seit vielen Tagen nährten sich die Offiziere und die Soldaten von Xicama-Wurzeln, Sauerampfer, Pilzen und wilden Kirschen. Vergiftungen waren häufig, mehrere Kastilier starben nach dem Genuß des Leonanacatl-Pilzes. Am Vorabend der Schlacht war das Heer todmatt, ver- letzend wie ein Haufe verllorener Wüstenwanderer.

Schon zwei Tage früher hatte Cortes die Schwer- verwundeten von den Kruppen der Pferde losbinden und auf Tragbahren legen lassen. Die Pferde wenigstens durften nicht kraftlos sein. Er war bei den Dammdurchstichen aller Feuerwaffen, der Geschütze sowohl wie sämtlicher Musketen beraubt worden. Seine letzte Hoffnung blieben die Pferde; — und er besaß nur noch einundzwanzig Pferde . . .

27.

Als bei flammendem Frührot die Christen die Höhen des Aztaquemecan-Berges überschritten und die Ebene von Otompan, den Weg-der-Toten, überblicken konnten, bot sich ihnen — südwärts nach dem Schilfsee zu — ein wunder- samer Anblick dar. Zuerst trauten sie ihren Augen nicht —: bedeckte etwa — jetzt im heißesten Hochsommer — frisch-

gefallener Schnee die Savanne? Fernhin, soweit der Himmel blaute, blinkte die Ebene leuchtend weiß. Und doppelt grell blendete der schneeige Schimmer, beschienen von zwei Sonnen — der im Osten aufgehenden und einer anderen, beinahe ebenso hellen, die von Teotihuacan her erstrahlte. Denn auf der Spitze der Sonnenpyramide befand sich ein riesenhaftes schwarzes Steinbild des Sonnengottes mit einem goldenen Spiegel auf der Brust, der die Strahlen der aufgehenden Sonne auffing und dem „Gefilde am Wasserrande“, dem Bereich des Drei-Städte-Bundes, zurwarf, auch Otompan streifend. Die Augen der Schauenden gewöhnten sich erst allmählich an den Glimmer und Glitzer, bis sie unterscheiden konnten, daß es die schloßweißen Kriegsmäntel, die Reiherfedervämse und die Baumwollpanzer der hunderttausend Feinde waren, die sie für Schnee gehalten hatten.

Althina
Gehens!

Das Dorf Tonan Tpan — „angesichts unserer Mutter“ —, wo der Überwältiger mit seinen Heerscharen lagerte, war eine Stunde Wegs vom Berg entfernt. Unbelästigt konnten die Christen in die Ebene hinabsteigen. Ein Azteke von mächtigem Gliederbau erwartete sie dort mit Schild und Sägeschwert und forderte zum Einzelkampf heraus. Der junge Alonso de Djeda und Juan Cortes, ein Negerknecht des Cortes, nahmen die Herausforderung an. Ohne ersichtlichen Grund schreckte der aztekische Hüne im letzten Augenblick zurück und schwand in die Ferne.

Düster und stumm schritten nun die Kastilier auf dem Weg des Todes der Schlacht entgegen. Dicht vor dem Feinde ließ Cortes haltmachen. Das ganze Heer kniete



nieder, während Pater Olmedo ein Gebet sprach und Gottes Segen auf die Kreuzfahne und ihre Streiter herabrief.

Dann hielt Cortes eine kurze erstraffende Rede:

„Ihr habt keine Kartauen mehr,“ rief er, „Bresche zu legen in die Menschenmauern dort; Musketen, welche die Götzenanbeter für Zauber hielten, habt ihr nicht mehr; die Aureole des Schreckens schwand von euch, nicht mehr für unwiderstehlich, nicht mehr für Götter gelcket ihr; nichts blieb euch als euer Schwert und Gottes Beistand! Der Feind brüstet sich mit seiner Zahl. Doch der eine Gott ist mehr als sechzehnhundert Götter. Ein Fels ist unser Gottvertrauen, unser Bewußtsein, daß wir Christen sind, die gegen die Ungläubigen kämpfen! Zeigt diesen Heiden, daß die Unzucht der Vielen nichts vermag, die Zucht der Wenigen aber alles! Zeigt ihnen, daß hunderttausend Wellen zerschellen müssen an einem — wenn auch kleinen — Felsen!“

Nachdem er so die Kleinmütigen ermannt und die Mutigen entflammt hatte, schritt Cortes die Reihen seines Heeres ab. Und er ermahnte, die Schwertter mehr zum Stoß als zum Schlag zu gebrauchen und vor allem an die Hauptleute des Feindes heranzudringen und sie niederzustechen, da nichts so sehr geeignet sei, ein Heer zu lähmen, als der Verlust seiner Führer. Die Arkebusiere — es waren ihrer nur noch zwölf — und die Kavalleristen stellte er zu äußerst an den rechten und den linken Flügel auf und ermahnte die Reiter in Trupps zu fünf Mann vorzustürmen; auch schärfte er ihnen ein, mit ihren Lanzen nicht nach der Brust, sondern nach dem Gesicht, nach den Augen der Indianer zu zielen (— wie es Maria de Estrada stets getan hatte).

Bejel rührte die Trommel. Ein Schmetterton aus der lilienförmigen Trompete des Sebastián Rodríguez flatterte wie eine Lerche lustig empor ins Ätherblau.

„Santjago und los auf sie!“ rief Cortes.

Die Schlacht hatte begonnen. Und gleich beim ersten Anprall gab die Menschenmauer nach, durchbrochen von der Wucht des christlichen Ungestüms. Freilich auf die Ebbe folgte alsbald die Flut. So viele Mexikaner tot am Boden lagen, so viele brausten und sausten heran, unbekümmert um das Los, das ihrer harrte. Im Regen der fliegenden Steine, Wurffspieße und Pfeile aber sank mancher der Kastilier und Tlascalteken getroffen hin, und die kleine Schar fing an, merklich zusammenschmelzen.

Indes alle Versuche der Azteken, das Christenheer zu umzingeln, wurden jedesmal durch die Kavallerie vereitelt. Alvarado, dessen Fuchsstute in der Nacht der Schrecken umgekommen war, ritt eins der Pferde des Narváez. Er und Abila und Olid — jeder von vier Reitern umringt — fegten durch die Reihen der Feinde, wie der Herbststurm durch welke Blätter. Sie glichen nicht menschlichen Wesen, sie glichen den Reitern der Apokalypse. Die Skelettgestalt des Todes schien zwischen ihnen zu reiten, mit breiter Sense Menschenhaufen gleich Kornähren niedermähend. Von graufiger Schönheit aber war Sandoval umkleidet. Einem Erzengel ähnlich mit flammendem Schwert, blizte er auf seinem dunkelbraunen Hengst Motilla durch das dichteste Gedränge und begründete an diesem Tage den Ruhm seines Löwenmutes und seiner Heldenschaft ohnegleichen.

Cortes leitete die Schlacht durch Zuruf und Signale. Er sprengte hierhin und dorthin, war überall, wo er ein Wanken spürte. Seine Mahnungen und mehr noch sein Beispiel erstarkte die Erlahmenden. Wie ein Soldat focht er und teilte die Lebensgefahr seiner Kameraden. Sein Koller und Brustharnisch triefen vom Blut seiner Wunden. Die in Tacopan erhaltene Kopfverletzung war noch nicht geheilt, die Narbe brach auf; und schon schlug ihm ein Steinwurf eine zweite schwere Kopfwunde. An der linken Hand büßte er drei Finger ein. Sein Kappe Romo, von Pfeilen bespickt und zerfetzt an jedem Teil seines Körpers, brach vor Blutverlust zusammen. Cortes bestieg den Apfelschimmel Molinero.

Vier Stunden währte die Schlacht in glühender Sonne, in glühendem Kampf. Schweißgebadet fühlten die Streiter ihre Zungen und Kehlen verdorren, ihre mordenden Arme müde werden des Mordens. Den Christen begannen schließlich Kraft, Mut und Hoffnung zu schwinden. Sie wichen. Cortes hielt die Fliehenden auf, flehte sie an, wetterte sie an:

„Was tut ihr, Wahnsinnige ihr! Wollt ihr euch wie Hunde von den Heiden abstechen lassen? Bedenkt, daß keine andere Wahl uns blieb als Sieg oder Tod!“

Es gelang ihm ein letztes Mal die Wankenden voranzutreiben. Er wußte, daß es ihm nicht wieder glücken würde. Er hatte ein Trostwort bereit für jeden Verzweifelnden; für die eigene Verzweiflung hatte er keinen Trost.

Da, in der höchsten Not, erblickte er aufragend über die Köpfe der herandrängenden Mexikaner einen von strah-

lendem Gefolge umgebenen und von königlichen Lamamas getragenen goldenen, mit schwergoldenem großem Blumen-gerank verzierten Tragsessel. Darin saß ein fürsüchlich gekleideter Azteke, von dessen Rücken ein anderthalb Klafter hohes, sich spitz (wie der Querschnitt einer Birne) verjüngendes, mit einem Quecksilberbusch gekröntes Goldneß auftrug. Zu weit entfernt war der Azteke, als daß Cortes seine Gesichtszüge hätte unterscheiden können. Doch das Goldneß war ihm bekannt: bei einem Kriegerfest in Tenochtitlan hatte er es auf dem Rücken Montezumas gesehen. Es war die Matla Xiquipilli, „Neß-Sack“, genannte Devise der Könige Mexicos. Mit Recht folgerte Cortes, daß auf dem Goldstuhl der Bruder Montezumas, der Überwältiger, Mexicos neuer König, sitzen müsse.

„Vorwärts Kameraden!“ schrie Cortes. „Los auf den Goldstuhl dort! Ist erst der Goldstuhl unser, ist unser auch der Sieg!“

Und er trieb den Keil hinein tief in das Gewimmel der haßerfüllten Myriaden. Hinter ihm und seinen tapferen Begleitern schloß sich die Bresche, und die Menschenwogen umbrandeten ihn wie Sintflutgewässer.

Dennoch drang er vor. Er durchstach drei der Träger, so daß der Goldsessel zu Boden sank. Und mit einem Schwert- hieb schlug er dem Überwältiger einen tödlichen Nacken- hieb.

Juan de Salamanca, der neben Cortes focht, sprang vom Pferd, trennte das Haupt des Mexikanerkönigs vom Rumpfe und hob es empor wie ein Gorgonenhaupt. Brüllend stoben die Azteken auseinander. Sodann riß Juan

de Salamanca das Goldneß von der Schulter des Ge-
köpften und reichte die Königs-Devise Cortes hin mit den
Worten:

„Ihr, gnädiger Herr, habt ihn gefällt! Euch gebührt
das Siegeszeichen. Schaut, Ihr habt gesiegt! Alexanders
des Großen Sieg über Darius war nicht wunderbarer!“

Der Anblick der Königs-Devise in der Hand des
christlichen Führers trieb die Heerscharen, die Hundert-
tausende, in die Flucht. Bei der Verfolgung töteten die
Christen zwanzigtausend Feinde. Eine unermessliche Beute,
auch das königliche Heerlager, fiel ihnen in die Hände.

29.

Die reichste Trophäe erbeutete der Reiter Don Pedro
Gallejo. Während der Plünderung des Lagers war er,
begleitet von seinem Freund Francisco Martin de Ven-
dabal, als erster in das königliche Zelt eingedrungen und
hatte die Königin Maisblüte bei der Hand gefaßt und für
seine Gefangene erklärt. Nachdringende raubsüchtige Ge-
sellen, die der Königin den Schmuck vom Leibe reißen und,
wenn ihr nicht, so doch ihren prinzlichen Frauen Gewalt
antun wollten, waren von den beiden Freunden verschreckt
worden.

Gallejo und Vendabal waren vor bald einem Jahr,
als das Christenheer sich bereits auf dem Wege nach Sem-
poalla befand, in Vera Cruz mit dem galanten Calcedo,
Luis Marin und Antonio de Quiñones gelandet. Auf der
Universität Salamanca hatten sich die beiden Freunde ge-
funden und waren unzertrennlich seitdem. Sie waren

Hidalgos, hatten schmale lange Gesichter und schöngeformte längliche Schädel. Ihre Erziehung, Universitätsbildung und angeborenes Kavaliertum schied sie ab von den meisten Goldsuchern jener Zeit. Sie waren ernst und schweigsam. Besonders Don Pedro Gallejo schien beschwert von einer heimlichen Kummerlast, für die er vielleicht selbst keine Ursache wußte . . .

So unerwartet, so jäh war das Unglück über Maisblüte hereingebrochen, daß sie in ihrer Seele keine Schutzaffen, keinen Panzer fand, der grauenvollen Wirklichkeit zu begegnen. Eben noch die mächtigste Königin, war sie jetzt die Sklavin eines kastilischen Reiters. Da beschloß sie, sich durch Stummheit zu wehren und zu bewahren. Sie hoffte, durch ihre Stummheit einen Wall errichten zu können zwischen sich und der Schändung, die für sie jeder Blick, jedes an sie gerichtete Wort bedeutete.

„Fürchte nichts, o Königin“, sagte Gallejo auf mexikanisch. „Zwar nahm ich dich gefangen, doch nur um dich zu schirmen und ein schlimmeres Los von dir fernzuhalten! Nicht meine Sklavin bist du, — deine Schönheit macht mich zu deinem Sklaven! Jedes deiner Worte wird mir ein Befehl sein!“

Maisblüte schwieg. Ihre Frauen heulten laut, sie lächelte verächtlich, unnahbar. Eine Kränkung war ihr Schweigen, — sie wischte damit das Dasein des Kastiliers aus. Sie blickte durch ihn hindurch wie durch eine Dunstgestalt. Aber Gallejo ließ sich nicht abhalten, ihr weiter ritterlich Trost zuzusprechen. Kein Blick ihrer fernschweifenden Augen belohnte ihn.

Sie hörte seine Worte nicht einmal; hätte sie hingehorcht, sie hätte verächtlich gelacht — in so fehlerhaftem Mexikanisch waren sie geradebrecht. Doch sie war taub und blind für die Außenwelt. Sie sah sich auf der hellgelben, weinrot gefleckten Dnyxtreppe am Lagunenufer stehen, und sie sah die erleuchtete, mit Toten bemannte Königsgaleere in den Tiefen des Schilfsees. Und in den Ohren klangen ihr die Worte des alten Zauberers: „Eine schwere Last legen dir die Sterngötter auf den Rücken, o Königin!“ — und ihre eigenen Worte dann: „Wer bin ich, daß der Himmel mich zur Blume macht? Daß der Himmel mich aufknospen macht?“ Da ward sie sich plötzlich bewußt, daß sie ihre Kindespflicht nicht erfüllen, daß sie ihren Vater nicht bestatten könne. Und obgleich ihre Augen düster, starr und hart in die Weite blickten, näßten sich die Augenlider, und zwei große Tränen rollten über ihre Wangen herab.

Don Pedro Gallejos Herz aber jauchzte und ächzte —: sie war nicht gefühllos und sie litt! Seine Tröstung habe sie erweicht, dachte er; denn er hatte ihr vom Tod des Überwältigers, ihres Gemahls, gesprochen.

30.

Olid trat in das Königszelt. Seine Begleiter, einige zwanzig handfeste Kriegsknechte, blieben vor dem offenen Zelteingang. Alvarado, der eben vorbeieilte, blieb stehen. Unverkennbar durch das Kolibrifedermosaik und die goldenen Stangen war das prangende Obdach des Königs von Mexico. Alvarado ärgerte sich, daß er zu spät gekommen war, daß Olid, den er nicht mochte, vor ihm eingedrungen

war. Bei einem der Umstehenden erkundigte er sich und erhielt zur Antwort: Gallejo und Wendabal hätten mehrere Leute des Olid aus dem Zelt gewiesen, als diese die Frauen wegschleppen wollten. Alvarado blieb und wartete ab, welche Wendung der Zwist nehmen werde.

Olid war dicht vor Königin Maisblüte hingetreten. Seine Augen verschlangen sie gierend. Doch nicht ihre Schönheit war es, die seinen dicklippigen Bandenführer-Mund erstrahlen machte. Im Tecpan des Königs Wassergesicht war er ihr oft begegnet, wenn sie ihren Vater besuchte, — daher wußte er, daß die Tochter Montezumas vor ihm stand. Und nicht ansehbar war ihre Tochterchaft wie die Marinas. Seit dem Tode des Vom-Himmel-Gestiegenen und der jüngeren Prinzen lebte kein männlicher Nachkomme Montezumas mehr. Maisblüte war die Erbin, zweier Könige Erbin: des Zornigen Herrn sowohl wie des Überwältigers. Noch tags zuvor hatte er Cortes von den verstorbenen Plänen des Belázquez de León gesprochen, die sich auf die ephemereren Ansprüche Marinas aufbauten. Wie ganz anders begründet aber würden die Ansprüche dessen sein, der Maisblüte besaß. Und war Cortes so sehr der Narr seines Gewissens, daß er die Hand nach der Goldfrucht des Glückes nicht ausstrecken wollte, so war er — Olid — entschlossen, den Apfel der Hesperiden vom Ast zu pflücken, der sich ihm entgegenbog . . .

Olid nahm Gallejo beiseite und flüsterte:

„Tretet sie mir ab! Ihr sollt es nicht bereuen!“

„Sektor, Ihr fordert Unerfüllbares! . . .“ erwiderte Gallejo.

Olid blickte starr zu Boden. Seine Augen versingen sich am Schmuck der Königin. Gleich nach dem verhängnisvollen Ausgang der Schlacht und noch bevor die Christen in ihr Zelt gedrungen waren, hatte sie sich ihres fürstlichen Schmuckes entledigt. Olid bückte sich schnell und hob einen Smaragd von unerhörter Größe auf. Der fehlerlose Smaragd war als Stufenpyramide, dem Schlangenberg ähnlich, geschliffen. An der Basis hatte er den Umfang eines Handtellers und erhob sich zwei Zoll hoch. Mit ihm verglichen war der faustgroße Smaragd des Cortes (den ihm die dicke Prinzessin vor ihrer Hochzeit geschenkt hatte), unscheinbar und unschön, da er roh bearbeitet war und einige Brüche aufwies, während dieser durchscheinend blinkte wie ein grünflimmernder Himmelskörper. Sein Wert mußte unermesslich sein. Ein kleiner Gletscher war er; der ewig ferne Smaragdfels des Diego de Ordás schien gefunden zu sein . . .

Am Morgen nach der Nacht der Schrecken hatte der Überwältiger dies Kleinod aus Itzpalapán holen lassen und es Maisblüte um den Hals gehängt, als sie seine Gemahlin und Königin wurde.

„Dies ist meine Beute“, sagte Olid. „Da Ihr die Pyramide überfaßt, gehört sie mir!“

Vendabal bemerkte trotzig:

„Gewiß, Señor, Euch gehört die Pyramide — wenn der Rechnungsführer Albornoz sie Euch läßt und sie nicht für Seine Majestät Don Carlos de Austria beansprucht!“

Olid würdigte Vendabal keines Blickes und keiner Antwort. Zu Gallejo gewendet fuhr er fort:

„Das wißt Ihr, daß ich gezwungen noch nie herausgab, was ich mir nahm. Aber vielleicht tue ich es aus freien Stücken. Ich biete Euch einen Tausch an. Überlaßt mir die Königin und nehmt dafür die Smaragdpfyramide, — sie hat auf Erden ihresgleichen nicht!“

„Auch die Königin hat auf Erden ihresgleichen nicht!“ sagte Gallejo ruhig. „Was Ihr fordert, kann ich nicht tun!“

„Ein Wahnsinniger seid Ihr!“ schrie Ollid. „Und ich war ein Tor, daß ich bat statt Euch zu befehlen und Euch zu strafen, wie Ihr es verdient. Was habt Ihr Euch an-gemaßt! Mit welchem Recht habt Ihr meine Leute fort-gewiesen und sie gehindert, sich die Frauen zu nehmen, die ihre Sklavinnen sind?“

„Diese Frauen sind die Sklavinnen der Königin!“ rief Bendabal.

„Jawohl, der Königin Venus, der Liebeskönigin!“ lachte Ollid barsch. Und an den Zelteingang tretend rief er seinen Soldaten zu:

„Holt sie euch! Ich erlaube es!“

Sofort stürzten zwanzig Landsknechte ins Zelt und schleppten die schluchzenden Frauen hinaus. Nur an Maisblüte sich zu vergreifen wagten sie nicht, da sie mußten, daß Ollid sie beehrte.

Gallejo und Bendabal hatten die Schwerter gezogen und sich schützend vor Maisblüte gestellt.

„Schert Euch zum Teufel, wenn Euch das Leben lieb ist!“ brüllte Ollid. Und auch er entblößte sein Schwert und drang auf die beiden ein.

Vendabal focht mit ihm, während Gallejo Maisblüte aus dem Bereich der flirrenden Klingen in einen andern Teil des Zeltes führte.

Da ertönte ein Aufschrei Vendabals:

„Es ist aus mit mir! Räche mich, Pedro!“

Und mit durchbohrter Brust sank Vendabal zu Boden.

Gallejo ließ Maisblüte stehen und stürmte auf Dlid zu. Wenn er beim Fechten sich selbst überbot und den bärenstarken Dlid in die Enge trieb, so war es nicht der Gedanke an sich und Maisblüte, der ihm übermenschliche Kraft und Geschicklichkeit verlieh und ihn geradezu in eine blitzschnell überlegende, zielende, treffende Stahlschneide verwandelte, sondern der irre, dumpfe Wunsch, den Freund zu rächen. Auf die Dauer allerdings hätte er Dlid nicht die Stirn bieten können.

Da wurden plötzlich die Fechtenden getrennt. Alvarado schlug Dlid das Schwert aus der Hand und trat aufs Schwert, so daß Dlid es nicht aufheben konnte. Gallejo wäre jetzt imstande gewesen, Rache zu nehmen für seinen Freund. Einen Wehrlosen niederzustechen erlaubte ihm jedoch seine Ritterlichkeit nicht.

Erblickt war Dlid. Er senkte den Kopf wie ein Stier, der die Erde aufwühlt. Stumm warf er sich auf Alvarado und suchte ihn zu erwürgen.

Lange währte der Ringkampf der Feldobristen nicht. Cortes war ins Königszelt getreten und schlichtete den Streit.

Der Totschlag an Vendabal ließ sich nicht strafen, da Vendabal als erster die Waffe aus der Scheide gezogen

hatte und sechtend gefallen war. Dennoch war Olid schuldig genug. Er leugnete seine Schuld auch gar nicht; ernüchtert wie nach einem Rausch, gestand er sogar ein, daß er sich schuldig fühle. Von Cortes ließ er sich ohne viel Widerspruch zwingen, die Smaragdpyramide dem Rechnungsführer Albornoz auszuhändigen. Allgemein fiel seine Bereitwilligkeit auf, Alvarado und Gallejo die Hand zu reichen. Auf nichts Gutes deutete so viel Selbstbeschränkung. Auf nichts Gutes deuteten auch die Worte Gallejos, als er in die ausgestreckte Hand Ouids seine Hand zu legen sich weigerte:

„Gott vergebe Euch, Don Christóbal. Ich kann Euch nicht vergeben!“

Gewissermaßen als Sühne für die erlittene Unbill wurde Gallejo die Königin als sein Eigentum zugesprochen. Hinter rücksichtsvoller Höflichkeit verbarg Cortes seinen Groll gegen Maisblüte. Die Strafe für die Ermordung ihres zweiten Gatten Alonso de Grado, den sie ins überhägte Temazcalli gelockt und dort verbrannt hatte, war ihr erlassen worden. Bei den letzten Kämpfen in Tenuchtitlan hatte Cortes sie aus ihrer Haft in den Schatzkammern befreit und sie in den Huei-Tecpan zum Herabstoßenden Adler geschickt, um Waffenruhe und freien Abzug für die Christen zu erwirken. Sie war nicht zurückgekehrt; und statt Waffenruhe hatte ihr Gang erneute und noch wildere Sturmangriffe zur Folge gehabt. Einen Teil der Schuld an allem Jammer der Nacht der Schrecken schrieb Cortes ihrem Wortbruch zu und haßte sie deshalb. Aber seitdem, das goldene Netz überreichend, Juan de Salamanca ihn

mit Alexander dem Großen verglichen hatte, war er sich seiner weltgeschichtlichen Verantwortung mehr denn je bewußt. Und da er sich entsann, daß der Makedonierkönig die Wittve des Darius mit äußerster Zuverlässigkeit behandelt hatte, ließ er es an Liebeshwürdigkeit auch der Wittve des Überwältigers gegenüber nicht fehlen. Er war geschickt genug, die feinen Fäden zu unterscheiden, die zwischen Olids Bestreben, sich der Königin zu bemächtigen, und seinen leztlich gemachten Äußerungen über die Pläne des Velázquez de León gesponnen waren. Es war ihm eine Genugthuung, daß Olids Versuch mißglückt war. Und in einem Gespräch unter vier Augen mit Gallego ließ er eine Bemerkung darüber fallen, wie lieb es ihm sein würde, wenn Gallego, um eine Wiederholung des Streites zu vermeiden, möglichst bald sich von Pater Olmedo mit Maisblüte frauen lassen wollte.

31.

An den erbeuteten Lebensmitteln hatte das Christenheer Hunger und Durst gestillt. Die Menge Goldes, theils auf dem Schlachtfeld den gefallenen Aztekenhäuptlingen abgenommen, theils im Lager gesammelt, war so groß, daß das Kronfünfstel fast der Hälfte des verlorenen Schazes gleichkam. Das Heer übernachtete auf dem feindlichen Lagerplatz und brach in der Frühe nach der nicht mehr weit entfernten Grenze Tlascalas auf, obgleich die ausnahmslos jeden Kämpfer brennenden Wunden eine Heilungskraft von mehreren Tagen erfordert hätten. Cortes' Kopfverletzung entzündete sich; weder in noch nach der Schlacht hatte er

sich geschont, nun wurde er von Wundfieber geschüttelt und mußte, außerstande sich im Sattel zu halten, auf einer Bahre getragen werden.

Der Weg nach Lascala führte zunächst nordwärts durch die Ebene, an jenem Wald vorbei, wo Francisco de Lugo und die fünfundvierzig Mann der Vorhut von Prinz Obring-Schlange überfallen und gefangen wurden. Während María de Estrada am Waldrand entlang ritt — (Stolzer denn je, denn sie hatte in der Schlacht von Otompan neue Lorbeeren gesammelt) — erblickte sie Bererrico, der sich mühselig aus dem Gehölz heranschleppte. Des armen Hundes Bauchwunde war nur zum Teil verheilt, was ihn indes nicht hinderte, die Amazone erkennend, freudig an ihrem Rosse hochzuspringen. Sie rief ihren Gatten, den weißhändigen Sánchez Garsán, und andere Gefährten herbei. Nach längerem Suchen wurde Ordás gefunden, schwer verletzt zwar von den Pranken des Bären, doch lebend. Das tote Tier lag neben ihm. Zu leidend war Ordás, als daß er hätte Auskunft geben können. Wieviel man ihn auch fragte, er schüttelte den Kopf, winkte schwermütig ab mit der spinnendürren Hand.

„Bringt mich in ein Narrenspital! Was soll ich noch unter Christenmenschen!“ ächzte er.

Auch die Quelle wurde auffindig gemacht, wo Lugo und seine Begleiter zuletzt gelagert hatten. Die hinterlassenen Spuren des Kampfes ließen über das schreckliche Los der Unglücklichen keinen Zweifel zu.

Als der Weg nach Osten in ein Thal der Quauhitepan-Kordillere — des Adlergebirges — einbog, war das Christenheer bald imstande, die Höhen von Lascala und die Maidem-it-dem-blauen-Hüfttuch zu gewahren und durch freudige Zurufe zu begrüßen. Ein gemauerter, von Tempeltrümmern umgebener Brunnen, in dessen Umkreis die erste Nachtrast gehalten wurde, erquickte durch sein felsenkühles Wasser die Kranken und die Gesunden und bot wieder Anlaß zu Spötteleien über Ordas und seinen Jugendquell. Doch nicht Galgenhumor war diesmal, sondern Siegerfreude der Grund der harmlosen Ausgelassenheit. Cortes goß einen Tropfen Öl in die hochgehenden Wogen der Heiterkeit. Das Lachen der Sorglosen schnitt wie ein grelles Licht in die finstere Dunsthülle seiner vom Wundfieber genährten Besorgtheit hinein. Ihm war das nahe Lascala ein bedrückendes, unheimliches Rätsel. Noch hatte er kein Anzeichen dafür, welch ein Empfang ihn dort — am Thor der Großen Mauer — erwartete. Von Andrés de Tapia, den er mit einem Trupp von achtzig Mann nach der Besiegung des Pánfilo de Narváez in der Stadt Lascala zurückgelassen hatte, fehlte jegliche Nachricht. Und der Hohe Rat hatte weder Hilfstruppen noch Boten dem aus Mexico weichenden Christenheer entgegengeschickt. Wenn nicht als Feindseligkeit, so doch als ein vorsichtiges Abwarten glaubte er diese Zurückhaltung deuten zu müssen. Ob die Kunde vom Sieg bei Otompan einen Umschwung bringen werde, stand dahin. Daher ließ er die Leute des Narváez zusammenschicken, um sie zu ermahnen; kannte er doch ihre schlechte Mannszucht, während er zur Disziplin seiner Veteranen volles Vertrauen hatte.

„Wenn ihr in Lascala seid,“ sagte er, „so benehmt euch bescheiden, als geht ihr durch die Straßen von Sevilla. Sprecht nicht überlaut, grölt nicht, rempelt die Indianer nicht an, lauft ihren Frauen nicht nach. Ein fluchwürdiges Verbrechen wäre es, wollte jetzt ein Soldat einen Lascalteken oder eine Lascaltekin kränken. In Gefahr brächte er damit das Leben seiner Kameraden, ja vielleicht den Verlust des Lebens uns allen, den Verlust vieler tausend Seelen der Kirche, den Verlust der treuesten Bundesgenossen dem Kaiser.“

Die Leute des Narváez gelobten, es zu beherzigen.

33.

Am Vormittag des folgenden Tages wurde endlich die Große Mauer erreicht. Cortes fühlte sich fieberfrei und kräftig genug, seinen Blauschimmel Molinero zu besteigen, und er ritt an der Spitze des Heeres durch die zwei verschlungen im Bogen geführten Gassen des turmartig aufragenden Lozes. Die Otomis der Grenzwahe widersezten sich dem Einzug der Christen nicht. Sie grüßten ehrerbietig, erkundigten sich bei den heimkehrenden Lascalteken nach ihren gefallenen Landsleuten und beklagten mit düsteren Mienen die große Zahl der Toten. Aus ihrem Benehmen ließ sich kein Schluß ziehen auf die Gesinnung des Rates der Alten in der Stadt Lascala.

Huei-Otlipan, Am-großen-Wege, hieß die Lascaltekenstadt unfern der Großen Mauer, wo das Christenheer zunächst Quartier nahm. Ein Empfang durch die Landesfürsten fand auch hier nicht statt. Zwei einheimische Boten-

läufer sandte Cortes an Andrés de Tapia und an den Senat von Tlascala, seine Ankunft und den Sieg von Otompan zu melden, — obgleich er vermuten mußte, daß Tapia und der Senat längst davon unterrichtet waren.

Rühle Bergwinde wehten in Huei-Otlipan. Die Stadtbewohner lächelten ihre weißen Gäste freundlich an, zeigten sich aber, als Lebensmittel verlangt wurden, äußerst habgierig und auf Vorteil bedacht. Nur gegen Bezahlung verabreichten sie Speise und Trank. Die Kastilier hätten jenseits der Großen Mauer so unbescheidene Forderungen mit dem Degen beglichen. Der Mahnung des General-Kapitäns eingedenk, beschieden sie sich jedoch und entäußerten sich, um Zwistigkeiten zu vermeiden, eines Teiles ihrer neuen Goldbeute.

Am vierten Tage kehrten die beiden Boten zurück und kündeten den herannahenden Prachtzug des Hohen Rates und der Tetrarchen an, dem sie vorangeilt waren. In der Tat ließ sich bereits eine Staubwolke im Südosten und bald darauf eine lange Prozession grellbunt aufgewappter Indianer unterscheiden, die von achtzig in Stahl gekleideten Europäern begleitet waren. Die Feldobristen und Cortes befahlen ihren Pagen, Helme und Harnische blank zu schuern und sprengten in ritterlichem Festschmuck, eine stählern schimmernde Kavalkade, vor das Stadttor, den Kommenden entgegen.

Die königlichen Gänsten wurden niedergestellt, und ihnen entstiegen die Stadtkönige: Sammelnde Biene, das Offene Gesicht, der Rauchende Schild und Tecanahuazin „der Herr des Nebels“, ein Fürst des Freistaates Hueyohuicco.

Auch eine fünfte Sänfte wurde herangetragen; — die Christen trauten ihren Augen nicht, als sie in ihr Don Vicente Kriegsmaske, den Vernichter der beiden Brigantinen, erblickten. Wie selbstsicher oder wagehalsig mußte dieser Indianer sein, daß er eine so hohnvolle Frechheit wagen konnte!

Außer dem Hauptmann Andrés de Tapia mit seinen achtzig Fußsoldaten hatten sich zur Begrüßung auch der Prior des Klosters von Tlascala, Juan de las Barillas, und eine Anzahl Klosterchüler — tlascaltekische halbwüchsige Adelskinder in Mönchskutten — eingefunden. Die verwaisten Söhne des Fürsten Fichtenzweig jubelten mit am lautesten und warfen Blumen vor die Hufe der Pferde.

Von den Häuptlingen der Hilfstruppen waren mehrere mit den Kastiliern vor das Stadttor getreten, unter ihnen auch die Feldherren Tebuch, König Truthahn, die Schwarze Blume und Piltecatl (jener Neffe des Offenen Gesichts und Beschützer Kreideschmetterlings, der in Cholula das Alte Raubtier weiß geschminkt hatte). Zu Marina äußerte Piltecatl im Flüsterton, auf Kriegsmaskeweisend:

„Wenn der Grüne Stein erlaubt, steche ich ihn nieder!“

Marina wiederholte Cortes die Worte. Der aber sagte kurz:

„Ich verbiete es!“

Und vom Pferde steigend, um den Hundertjährigen und die anderen Tetraichen zu umarmen, rief er seinen verdutzten Offizieren zu:

„Laßt euch nichts anmerken! Wir müssen gute Miene zum bösen Spiel machen; — nur so können wir das Spiel gewinnen! . . . Noch kam die Zeit nicht, mit ihm abzurechnen!“

Der Großvater des Prinzen Kriegsmaske, der blinde Hundertjährige, vergoß Tränen der Rührung, während er die zitterigen Arme um Cortes' Nacken legte. Nach ihm umarmte Cortes das Offene Gesicht, den Rauchenden Schild und mit nicht weniger Innigkeit schließlich den Prinzen Kriegsmaske. Und auch dieser verhielt sich bei der Begrüßung tadellos und trug eine beflissene Herzlichkeit zur Schau. Es war, als wenn sich zwei Spiegelglatte Schlangen liebevoll umeinander ringelten.

34.

Erst mehrere Tage später erfuhr Cortes, daß die Abberufung des Herabstoßenden Adlers von Chalco nach Tenuchtitlan es Kriegsmaske und den mit ihm geflohenen Lascalteken ermöglicht hatte, in ihre Berge zu entkommen. Die näheren Umstände erfuhr Cortes nie.

Im Auftrage des Überwältigers war der Herabstoßende Adler mit einer größeren Heeresabteilung in Eilmärschen vor die befestigte Stadt Chalco gerückt, um Verhandlungen mit Kriegsmaske anzuspinnen, durch ihn ein Bündnis mit Lascala anzubahnen und ihn zu gewinnen für des Königs Ziel: Eintracht, Einigung, Zusammenschluß aller indianischen Völker. Kriegsmaske befand sich innerhalb der Mauern von Chalco. Seinethalben, in der Absicht, ihn zu schützen, setzte sich Chalco zur Wehr, wies Guatemocs Angebot eines Waffenstillstandes ab und brachte mit hartnäckigen Ausfällen den Mexikanern manche Verluste bei. Aus Rücksicht auf die Bewohner Chalcos sah sich auch Kriegsmaske gezwungen, die Bitte des Herabstoßenden Adlers um eine fried-

liche Zusammenkunft abzulehnen. Als eines Vermittlers bediente sich daher der Herabstoßende Adler des alten Zauberers Zacagin, dessen Klugheit zu schätzen er in der Totenkammer der Laguneninsel oft Gelegenheit gehabt hatte. Glühende Liebe zum Land der Seen, an welchem er hing wie ein Kind an seiner Mutter, Besorgnis um die Zukunft der chichimekischen Völker erleichterten dem Zauberer die Ausführung des schwierigen Auftrages, einen Widersacher Mexicos in einen Freund Mexicos zu verwandeln. Mit ehrlicher Überzeugung machte er sich die Pläne des Überwältigers zu eigen. Es gelang ihm, zu Kriegsmaske vorzudringen und ihn für das große Ziel zu gewinnen.

Der Vorschlag des Herabstoßenden Adlers ging dahin, daß Kriegsmaske mit den Seinen bei einem Ausfall sich von den Kriegern Chalcos trennen und in der Richtung der Weißen-Frau fliehen solle; Mexico gewährte ihm — zum Dank für die Verbrennung der Brigantinen — sein Entweichen nach Tlascalala; nur der Herabstoßende Adler mit einer kleinen Leibwache werde ihn (zum Schein) verfolgen, um fern von Chalco mit ihm Frieden und Bundesgenossenschaft zu schließen.

Kriegsmaske willigte in den Vorschlag ein, bat jedoch von einer Begegnung abzusehen. In Tlascalala werde er besser für die gemeinsamen Pläne wirken können, wenn er nicht als Freund Mexicos dastehe. Auch äußerte er Zweifel darüber, ob seine Landsleute Einsicht genug haben würden, die Vorteile, ja die Notwendigkeit der Eintracht und des Zusammenschlusses der indianischen Völker zu erkennen und die Drangsale des Blumenkrieges zu vergessen. Das Schlimme

sei, daß, seit Tlascalala sich taufen ließ, das Band des gemeinsamen Glaubens mit Anahuac zerrissen wurde. Sein Volk fürchte weder die Götter, noch achte es die Priester mehr. Es müßten aus Mexico Priester geschickt werden, die den Tlascalteken die Ehrfurcht und Furcht vor den alten Göttern einflößen und ihnen dartun könnten, daß die Götter nicht tot seien.

Mit großer Lebhaftigkeit griff der alte Zauberer diesen Gedanken auf. Das sei richtig, daß die Tlascalteken als Christen für ein Bündnis nicht taugten. Erst müßten wieder die Götter Anahuacs und ihre Priester einziehen durch die Große Mauer. Er werde nicht ruhen, bis das geschehen sei. Und sollte Mexicos König und Priesterschaft zögern, so wolle er ganz allein es auf sich nehmen, dem Volke Tlascalas die Größe seiner Götter vor Augen zu führen . . .

Die Verwirrung, in welche das Aztekenreich durch die unglückliche Schlacht bei Otompan und den Tod seines Königs, des Überwältigers, gestürzt worden war, rief den Herabstoßenden Adler vom chalcischen Kriegsschauplatz ab nach der Hauptstadt. Das Belagerungsheer aber blieb. Und einen Tag nach Guatemocs Abreise vollführte Kriegsmaske, wie verabredet, seine und seiner Tlascalteken Flucht, mit schnödem Undank den Bewohnern Chalcos ihre Gastfreundschaft und Beschützung dankend. Er erreichte ungehindert das Land des Gewittergottes, das Wasserparadies Tlalocan (wo die Mutter der Hegen mit der Bergblume genannten Heye ihr Unwesen trieb) und langte früher an der Großen Mauer an als Cortes, so daß ihm Zeit verblieb, künftigen Anlagern der Kastilier vorzuarbeiten. Dem Umstand, daß

er mit tausend Anhängern das bedrängte Christenheer im Etich gelassen, gab er die harmlose Auslegung: er sei Kreideschmetterlings wegen mit Pilteratl in Streit geraten und habe, da man ihm sein Recht vorenthielt, nach Tlascalala zurückkehren wollen.

35.

Cortes trug bei der Begrüßung mit den Tetrarchen weder Helm noch Barett noch Loque-Hut. Mit Luchern war sein Kopf ganz und gar umwickelt, so daß Augen, Nase und Mund wie aus dem offenen Visier eines schlohweißen Helmes hervordunkelten. Die linke Hand, an welcher er drei Finger eingebüßt hatte, trug er gleichfalls verbunden. Und auch die anderen Christen waren mit weißen Binden kläglich und stolz geschmückt, als wären es Ordenszeichen. Besorgt erkundigten sich die Stadtkönige nach den zwei Kopfwunden des Cortes. Er lachte:

„Unsonst kauft man nichteinmal Lebensmittel in Huei-Dilipan. Zahlen muß man, wenn man siegen will, wie wir bei Otompan! Ich hätte ein Auge und die rechte Faust ohne Murren hingegeben für einen so unerhörten Sieg!“

Er lachte seiner Wunden, auch der seelischen. Seine fiebrigen Augen strafte ihn Lügen. Er war kränker als er es wahr haben wollte.

Das Offene Gesicht hielt eine feierliche Ansprache:

„O großer Krieger, o Grüner Stein! Der Himmel hat dich beschützt, der Himmel hat dich zurückgeführt zu deinen Freunden. Hättest du doch auf mich gehört! Dstmals habe

ich dir abgeraten, Habe ich dich gewarnt vor dem helm-
tückischen Mexico. Voll Hinterlist — (denn nur durch Hinter-
list war es möglich) — hat es den Giftstachel gezückt gegen
die Tausende, die von den Männern und Frauen, den
Greisen und Greisinnen, den Knaben und Mädchen Las-
calas berweint werden. Aber wahrlich, bei Otompan hast
du ihm den Stachel entzissen, ehe sein Stich und die Stiche
seiner hunderttausend Hornissen und Mücken dir Schaden
taten! Nun ruhe dein Herz aus bei deinen wahren Freunden,
den Tascalteken. Der Himmel und die Erde seien mit dir!
Der Himmel und die Erde hören meine Worte: Tascalca
freut sich deiner Ankunft und wird, wenn du dich ausgeruht
hast, mit dir Rache nehmen und das Angeficht Mexicos
dem Untergang weihen!“

Eine Zentnerlast sank den Kastiliern von der Seele.
Jetzt erst, jetzt endlich war alle Gefahr überstanden.

Dankersfüllt umarmte und küßte Cortes das Offene Ge-
sicht. Und er ließ das dem Überwältigter entzissene Matla
Xiquipilli — den goldenen „Netz-Sack“ — herbeibringen,
überreichte es ihm als Geschenk. Nicht höher konnte ein
Tascalteken-Fürst geehrt werden als durch den Besitz der
mexikanischen Königsstandarte. Die Letrarchen und ihre
Begleiter brachen in maßlosen Jubel aus.

36.

Auf dem Wege nach der Hauptstadt ritt Cortes neben
dem Prior und äußerte seine Zufriedenheit über die Haltung,
das Aussehen und die scheinbar aufrichtige Begeisterung
seiner Zöglinge. Einer der Klosterknaben hatte ihn mit einer

lateinischen Rede willkommen geheißen und auf seine lateinisch gestellten Fragen in gutem Latein geantwortet.

Juan de las Barillas sagte:

„Den Tertullian lesen können jetzt fast alle. Bloß die Dtomis sind unbegabt. Die tlascaltetischen und aztekischen Kinder sind wie geschaffen für die Klosterschule. Sie wollen streng gehalten sein, — das Calmecac, die heidnische Erziehungsanstalt war ja bei weitem noch strenger. Nur eines ist gegen die Kinder einzurwenden: sie werden christlicher als die Christen.“

„Ist das ein Übel?“

„Zuweilen schon, Euer Gnaden. Frömmigkeit ist unantastbar, sie läßt sich nicht bestrafen, sie bindet dem Lehrer die Hände. Ja, sie kann sich auch gegen den Lehrer wenden.“

„Nennt mir ein Beispiel, damit ich Euch verstehe!“

„Als hier bekannt wurde, daß Ihr in Tenuchtitlan belagert wurdet, war kein Unterricht mehr möglich: meine Zöglinge beteten Tag und Nacht, um des Herrgotts Beistand für Euch zu erzwingen. Ich entdeckte ein Komplott unter den Kindern: verschworen hatten sie sich, den Hauptmann Andrés de Tapia umzubringen, weil er das Angebot des Offenen Gesichtes ausgeschlagen . . .“

„Welches Angebot? . . . Davon weiß ich nichts.“

„Ich mag kein Angeber sein, Euer Gnaden . . .“

„Das seid Ihr nicht, wenn Ihr die Wahrheit spricht. Um Euch Ärger zu ersparen, will ich verschweigen, von wem ich's erfuhr! . . . Also?“

„Das Offene Gesicht, Euer Gnaden, bot dem Hauptmann Tapia siebzigtausend Mann Hilfstuppen an, um Euch in Tenuchtitlan beizustehen. Aber Tapia schlug es aus.“

„Warum?“

„Er sagte, ihm sei von Euch, Euer Gnaden, nach dem Sieg über Narváez — als Ihr ihn mit den achtzig Mann in Las-cala zurückließ, — aufs strengste verboten worden, sich ohne ausdrücklichen Befehl aus der Stadt Las-cala fortzurühren.“

Molinerio die Sporen gebend, ritt Cortes an die Sänfte des Offenen Gesichts heran. Erst sprach er von gleichgültigen Dingen, brachte dann das Gespräch auf die großen Verluste des Heeres und beklagte sich, daß ihn Las-cala ohne Bei-stand gelassen habe. Da rechtfertigte sich das Offene Gesicht. Siebzigtausend Mann habe er angeboten, Tapia jedoch habe sie ausgeschlagen.

Nachdem Cortes durch weitere Fragen die Angaben des Priors in allen Einzelheiten bestätigt fand, ließ er den Hauptmann Tapia rufen.

„Eben erfahre ich vom Kapitän, daß er Euch siebzig-tausend Mann Hilfstruppen angeboten hat. Warum seid Ihr mir nicht zu Hilfe geeilt?“

„Ihr verbietet mir, Las-cala zu verlassen, Don Hernando! Genau nach Euren Befehlen habe ich gehandelt!“

„Hängen lassen sollte ich Euch! Nur Eurer früheren Verdienste wegen will ich vom Galgen absehen! Aber ich kann keinen Offizier brauchen, der durch meinen Befehl gehindert wird, sich selbst zu befehlen. Unwürdig, Feldobrist zu heißen, ist, wer sich an den Buchstaben eines Befehls hält, statt selbst zu wissen, was die Notwendigkeit erfordert. Tretet die Führung Eurer achtzig Mann Don Alonso de Dzeda ab, den ich an Eurer Stelle zum Hauptmann ernenne. Ihr seid kein Hauptmann mehr!“

Andrés de Tapia ertrug den Schimpf der Degradierung mannhaft und ohne Rachegefühl. Er sagte schlicht:

„Auch als einfacher Soldat werde ich Euch treu sein, Don Hernando!“

37.

Als tags darauf der Einzug in die blumengeschmückte Stadt Lascala erfolgte, kamen in Scharen weinende Mütter und Schwestern den Kastiliern entgegen und fragten angstvoll nach ihren Anverwandten. Die Zahl der Vermissten und Gefallenen war erschreckend groß: in der Nacht der Schrecken allein waren viertausend Lascalteken umgekommen; an jeder Feuerstelle wurden Tote beklagt. Trotzdem ließ das Volk es sich nicht nehmen, den Weg der weißen Götter mit Blumen zu bestreuen und Kürbistrasseln zu schwingen.

Diesmal wählte Cortes den (auf steilem, jäh am Ufer des Zahuapan emporragendem Felsbühl) einer Zitadelle ähnlich erbauten Tecpan des Offenen Gesichts inmitten der Stadt als Wohnung und Standlager. Da die Sammelnde Biene, der einstige Gastfreund der Kastilier, sich gekränkt über die Zurücksetzung beklagte, bezogen, ihn zu beschwichtigen, Alvarado, Sandoval, Luis Marín und Quixoues seinen Palast.

In den weiten Räumen seines Palastes wurde denselben Abend noch ein indianischer Ball für Kastilier und Lascalteken veranstaltet. Doch die Freude des Festes fand ein jähes Ende durch die Leidenschaftlichkeit der Enkelin des blinden Hundertjährigen, Doña María Luisa Rabenblume.

Ihr Bruder, Don Vicente Kriegsmaske, war zum Lanzfest geladen worden und war erschienen. Dem Gebot des General-Kapitäns gemäß hatten die Christen keinen Vorwurf gegen ihn erhoben; selbst nicht andeutungsweise war von seiner Schuld die Rede gewesen. Aber Rabenblume, ohne ihren Gatten Alvarado von ihrem Vorfaß in Kenntnis zu setzen, hatte ihre europäische Kleidung abgelegt und nahm als indianische Prinzessin, die sie war, an dem Reigen teil, in der Absicht, ihren Bruder vor ganz Lascala an den Pranger zu stellen.

Das Haar in Zöpfe geflochten, in langen Kleidern und Jaguarfell-Mänteln tanzten die jungen Lascalteken und im Schneckengehäuse-Schmuck der Lanzgöttinnen die jungen Lascaltekinen zum ohrenbetäubenden Geschrill der Lapigalli-Flöten und tönernen Pfeifen, zum Gedröhn der Huehuelt-Lamburine und den eintönigen Weisen eines Sängerkhores. Kriegsmaske ging auf Sandovals Gattin Doña Ximena, die Tochter des Offenen Gesichts, zu und fragte sie, warum sie nicht mitsingen und mittanzen wolle? Die hübsche, tapfere Doña Ximena (sie, die bei langen Ritten hinter Sandoval auf Motillas Kruppe zu sitzen pflegte) war verwirrt durch die Frage und fand nicht gleich eine Antwort. Rabenblume kam ihr zuvor und schrieb Kriegsmaske an. So laut erhob sie die Stimme, daß die Musik der Flöten und Trommeln verstummte, daß bald die Tänzer stehenblieben und alle Festteilnehmer zu lauschen begannen.

„Sie will nicht tanzen,“ schrieb Rabenblume, „weil ihr Schwager Belázquez in Tenuchtitlan erschlagen wurde! Sie

will nicht tanzen, weil ihre Schwester Doña Violante auf dem Dammtweg erstochen wurde! Von den Brigantinen wären sie ans andere Ufer des Schilffees getragen worden und wären am Leben geblieben, wie auch die viertausend toten Lascalteken-Krieger, um die Lascala trauert! Aber schurkisch hast du, Bruder, die beiden Schiffe in Brand gesteckt; — das Blut der Toten komme über dich, Mörder!“

Ein ungeheurer Tumult erhob sich. Die Freunde Don Vicentes umringten ihn, sein Leben zu schützen. Sie waren eine kleine Minderzahl. Die anderen rasten und wiederholten das Wort Mörder. Geballte Fäuste hoben sich.

„Mörder, gib uns unsere Toten wieder!“ schrie eine schrille Stimme.

„Verleumdung!“ brüllte Kriegsmaske in den Tumult hinein. „Als ich Tenuchtitlan verließ, fiel versehentlich die Fackel meines Sklaven auf den Berg; und von einem Windstoß ward der Berg auf die Schiffe geweht. Der Gott des Windes, Quezalcoatl, war schuld — nicht ich!“

Hohnvoll, herausfordernd blickte er seine Widersacher an. Der Lärm erhob sich von neuem, wilder als zuvor. Eine Blasphemie waren die Worte Don Vicentes, eine Ver-spottung des christlichen Lascala, eine Kränkung des weißen Gottes und der weißen Götter. Es mußte zum Handgemenge kommen, die Erbitterung war zu groß. Aber ehe ein Unheil geschah, schaffte sich Cortes Bahn durch die Menge der Länger und trat dicht an Kriegsmaske heran, ihm mit fiebrig glanzvollem Blick die Seele durchdringend und durchforschend. Kriegsmaske hielt den Blick nicht aus und schaute trotzig zur Seite. Da ließ ihm Cortes durch Marina sagen:

„Als du mir gestern in Huei-Otlipan entgegenkamst, mich zu begrüßen, vertrautest du auf meine Großmut. Du sollst dich in mir nicht getäuscht haben. Ich glaube dir, und will, daß auch . . .“

Weiter konnte Cortes nicht reden. Er taumelte. Weiß wie seine Kopfbinde wurde sein Mund. Er stürzte ohnmächtig zu Boden.

Der Ausschrei Marinas lähmte die Anwesenden fast noch mehr als der Anblick des Leblosen. Alle waren überzeugt, ein Herzschlag habe seinem Leben ein Ende bereitet.

Um Kriegsmaske kümmerte sich niemand mehr. Unbehellig konnten er und seine Freunde den Tecpan verlassen.

38.

Mehrere Wochen war Cortes schwer krank, einige Tage rang er zwischen Leben und Tod. Ein zersplitterter Knochen oberhalb des Schläfenbeins mußte aus der schwärenden Wunde entfernt werden. Ponce de Güelva, der verrückte Apotheker, war in Tenuchtitlan umgekommen; doch zum Glück befand sich unter den Leuten des Narváez ein Feldscher, der leidlich geschickt sich aufs Trepanieren verstand. Freilich, das hartnäckige Wundfieber zu bannen, besaß er kein wirksames Heilmittel. Und als vierzehn Tage nach der Operation das Fieber nicht nachgelassen hatte, willigte Cortes, auf Anraten Marinas, drein, sich den Rat einheimischer Ärzte einzuholen und in einem Pacalli — so wurden die Apotheken genannt — eine aus weißen Chian-Körnern und den Wurzeln der Poçahualizpatli-Pflanze zu-

bereitete Medizin kaufen zu lassen. Und tatsächlich, den Medizinmännern gelang, was dem europäischen Arzt mißlungen war: das Fieber schwand.

Nicht weniger als die Mehrzahl der Kastilier hatten die Tlascalteken um das Leben des weisen Gottes gezittert. Wie beliebt, wie vergöttert er war, hatte sich nie so offenbart, wie in dieser Zeit der Sorge. Täglich waren die Vierfürsten in eigener Person und, mit ihnen, Abgesandte des Hohen Rates ans Krankenlager gekommen, hatten es förmlich umlagert, so daß Marina und der Feldscher, um sich ihrer bangen Fragen zu erwehren, sie mit der Notlüge fortscheuchen mußten: Cortes wünsche keine Besuche mehr.

Als das Fieber nachgelassen hatte, empfing Cortes die Sammelnde Biene und das Offene Gesicht. Sie berichteten ihm von einer Sitzung des Hohen Rates. Trotz der beim Lanzfest von Rabenblume erhobenen Beschuldigungen hatte Kriegsmaske die Kühnheit gehabt, zur Senatsitzung zu kommen. Was er in Gegenwart der Kastilier abgeleugnet hatte, räumte er angesichts seiner Stammesgenossen ein und rühmte sich sogar, die Brigantinen zerstört zu haben: damit habe er dem schlimmsten Feinde Tlascalas das Rückgrat gebrochen, einem gefährlicheren Feinde, als Mexico je gewesen sei. Er erinnerte an die Hinrichtung des Fürsten Sichtenzweig auf dem großen Marktplatz der Stadt, gemahnte an dessen Rede unter dem Galgen und forderte den Rat der Alten auf, ein Schutz- und Trutzbündnis mit Mexico gegen die Christen zu schließen. Weiter zu reden war Kriegsmaske gehindert worden. Er hatte die Zahl seiner Gesinnungsgenossen überschätzt. Sein eigener Großvater,

der blinde Hundertjährige, hob die zittrige Greisenfaust gegen ihn und verfluchte ihn. Das Offene Gesicht schlug ihm ins Antlitz, schlug ihm zwei Zähne aus. Der Senat erklärte ihn für einen Hochverräther, ließ ihn festnehmen und in einen Holzkäfig sperren. Und nun baten die beiden Fürsten Cortes, er möge das Todesurteil über Don Vicente aussprechen.

Cortes lehnte das ab.

„Wenn ich Kriegsmaske töten lasse, so wird sein Anhang wachsen. So mächtig sind wir Christen heute nicht wie damals, als wir den Fürsten Fichtenzweig strafen. Heute bedürfen wir mehr denn je der Eintracht. Und keinen besseren Dienst kann ich mir und euch Tlascalteken erweisen, als wenn ich die Bosheit Don Vicentes durch Milde unschädlich mache. Ein Schwerthieb spaltet Eis, aber nicht Wasser. Darum laßt ihn frei — dies ist mein erster Wunsch seit meiner Krankheit und ihr dürft ihn mir nicht abschlagen!“

Die Stadtkönige widersprachen erst und fügten sich dann, weil sie die Bitte des weisen Gottes nicht abweisen konnten. Kriegsmaske wurde auf freien Fuß gesetzt.

39.

Ein Dämon war Cortes. Wer anders hätte das schier Unwahrscheinliche vermocht, Flüchtling zu sein und Werber zugleich, allem Mißgeschick zum Troß. Die Tlatepōzca, Die-hinter-den-Bergen — die Staaten Tlascala, Hueyoginco und Cholula — hielten zu ihm. Der Vogelfsteller, der junge Priesterkönig Cholulas, sandte mehrmals Geschenke für den „Genelal-Capitangin“ und Zweige mit Blumen-des-roten-Herrn für die Zauberfürstin (womit Marina gemeint war).

Und selbst der unbotmäßige Prinz Kriegsmaske trug knirschend das Joch.

Knirschend sah auch Olid ein, daß sein wohlwollendes Mitleid mit Cortes nicht mehr am Platze war. Maisblüte zu erlangen, wußte er sich durch Cortes gehindert. Doch er verschob die Verfolgung seiner Ziele, vergaß sie scheinbar ganz und bemühte sich — was er früher nie getan hatte — um das Vertrauen und die Gunst Don Hernandos. Olid konnte ausgelassen, temperamentvoll und ungezogen sein wie ein zehnjähriger Knabe. Obgleich Cortes seine Unberechenbarkeit kannte, wunderte er sich über seine Zutraulichkeit und fand an seinen beinahe liebenswürdigen Frechheiten Gefallen. Dennoch weckte es sein Mißtrauen, daß Olid, der mit bissigen Glossen keinen der Feldobristen und Soldaten verschonte, nie eine Silbe über Maisblüte und Don Pedro Gallejo fallen ließ.

In heimlichen Gesprächen mit Pater Olmedo bestand daher Cortes darauf, die Eheschließung zwischen der Königin und Gallejo müßte beschleunigt werden. Aber es war Gallejo selbst, der um Aufschub bat mit der Begründung, die noch immer stumme Königin schüttle jedesmal abweisend den Kopf, wenn von der Ehe die Rede sei, und er wünsche ihre Liebe sich nicht zu erzwingen. Trotzdem schickte Cortes den Pater Olmedo zu ihr, in der Hoffnung, sie werde durch eine christliche Bußpredigt weichgestimmt, vielleicht umgestimmt werden. Auch sollte sie, die vor der Hochzeit mit Alonso de Grado schon einmal getauft worden war, für eine nochmalige Taufe vorbereitet werden, hatte sie doch in der Zwischenzeit wieder Götzendienst getrieben.

Doch des Paters priesterliche Ermahnungen fruchteten nichts. In ihrer Kammer, wo er sie allein antraf, kniete sie am Boden, auf ihren Hacken sitzend, und ließ wehmütige Weisen aus einer kristallinen Flöte ertönen, — einem Beutestück, welches Don Pedro Gallejo ihr geschenkt hatte. Kaum hatte Olmedo zu reden angefangen, brach das traurige Lied ab, und Maisblüte begann auf der Flöte so lärmend zu schrillen, daß der Pater seine eigenen Worte nicht hören konnte. Geärgert entriß er ihr die Flöte. Da kreischte sie wie ein verwundetes Tier und hörte nicht auf zu kreischen, bis Olmedo ihr die Kristallflöte zurückgab und sich kopfschüttelnd entfernte.

Weil nun Olmedo den Versuch nicht wiederholen wollte, veranlaßte Cortes Marina, zu Maisblüte zu gehen und sie durch Güte für den christlichen Glauben zu gewinnen, ihr gewissermaßen Religionsunterricht zu erteilen an Stelle des Priesters. Als Marina zu Maisblüte kam, erwiderte diese ihren Gruß nicht und übertönte die Worte durch ihr Flötenspiel. Nicht abschrecken ließ sich Marina, sie kehrte wieder. Und während sie das drittemal bei ihr saß und sprach — nicht von Dogmen sprach, sondern vom schweren Los der Frauen, welches das gleiche sei unter allen Himmelsstrichen — wurde das Flötenspiel allmählich leiser. Marina redete im Stil der uralten aztekischen Ermahnungsreden.

„Wußtest du es denn nicht,“ sagte sie, „daß es auf dieser Erde keine wahren Freuden und keine wahre Ruhe gibt, sondern, ganz im Gegenteil, Mühsal nur und Seelenqualen und Überfluß an Elend? Diese Erde ist wahrlich ein Ort der Tränen, der Trauer und des Mißvergnügens,

diese Erde ist schlecht und voller Pein . . .“ Und als Marina merkte, daß Maisblüte aufhorchte, sprach sie von Montezuma, der stets zu ihr liebevoll wie ein Vater gewesen war, und vom Herabstoßenden Adler, von dem sie wußte, daß er Maisblüte liebte. Damit hoffte sie, das Eis zu brechen. Eben damals waren von geflüchteten Otomis Nachrichten aus Tenuchtitlan über die große Mauer gebracht worden. Marina erzählte, daß nach dem Totengericht über den Überwältiger — (dem der Kahn über den Schilfsee nicht verweigert wurde) — eine neue Königswahl in Tenuchtitlan stattgefunden habe: zum Ilatohuani von Mexico sei der Herabstoßende Adler erwählt worden. Das Fest der Krönung aber sei hinausgeschoben worden bis zur Wiederherstellung des Durch-Zauber-Verführenden, des jungen Königs von Tlacopan, der jüngst vor den Toren der Stadt schwer verwundet wurde. Beim Krönungsfest werde Prinzessin Silber-Reiher, die zweite Tochter Montezumas und Witwe des Edlen Traurigen, Königin von Mexico werden, da der Herabstoßende Adler auf Wunsch des Volkes und der Priesterschaft — gleich nachdem er zum König erwählt war — mit ihr sich öffentlich verlobt hatte.

Eine grausame Kunde war das, wenn auch Marina sich bemüht hatte, sie schonend vorzubringen. Die Wirkung auf Maisblüte war vernichtend.

Die Flöte fiel zu Boden. Mit weit aufgerissenen Augen starrte Maisblüte Marina an. Und ihre Augen schienen zu fragen: lügst du oder lügst du nicht? . . . Doch nicht lange währte der Zweifel. Am ganzen Körper zusammensuckend, von Schluchzen geschüttelt, brach sie in ein ver-

zweifelt Weinen aus. Gebrochen war der Trost, gelähmt der sich abschließende, weltverachtende Stolz, der ihr bislang das Sklavinnenschicksal ertragen half.

Und daß Marina auf sie zuging, sie zärtlich umhalsste und auf die Wangen küßte, ließ Maisblüte sich gefallen. Ja sie selbst krampfte sich an ihren Nacken und schluchzte an ihrer Brust wie ein Kind an der Brust der Mutter. Und Marina gab ihr Rosenamen, nannte sie „Läubchen“ und „dunkle Schmudefeder“, und sie flüsterte ihr zu: erleichtern solle sie ihr Herz durch Tränen, erleichtern solle sie ihr Herz durch Worte; denn sie sei ja nicht stumm, sei nicht — wie Gallejo und andere glaubten — vor Schrecken stumm geworden.

Da begann Maisblüte zu sprechen. Und viel sprach sie, eilig, sich überhastend —: zu lange hatte sie, dem eigenen Befehl gehorsam, geschwiegen.

Nachdem der Herabstoßende Adler ihr verloren war, galt es ihr gleich, ob sie eines Christen Weib oder Sklavin sei, galt es ihr gleich, ob Gallejo oder ein anderer ihr Gatte werde. Don Pedro Gallejo war wenigstens ein Ritter und zuvorkommend. Sie widersetzte sich der Ehe nicht mehr. Bloß auf den einen Wunsch verzichtete sie nicht: ihren Vater bestatten zu können. Als sie es aussprach, als sie von der erleuchteten Königsgaleere in den Tiefen des Schilffsees erzählte, lächelte Marina nachdenklich.

„Laß uns beide vom Himmel erbitten, daß der Grüne Stein wieder an den Schilffsee gelangt. Nur Quezalcoatl kann dir behilflich sein, das Verbot Tezcatlipocas zu übertreten!“

„Nein“, erwiderte Maisblüte. „Ich kann den Untergang Mexicos vom Himmel nicht erbitten! Ich bin ein Kind Mexicos und bin ein Kind Montezumas. An diesem Zwiespalt muß ich zugrunde gehen!“

Und sie brach von neuem in Schluchzen aus. Ein wenig verletzt und beschämt fühlte sich Marina durch den Stolz der Königstochter. Auch sie war ein Kind Mexicos — der Vorwurf brannte in ihrer Seele. Doch Maisblüte schluchzen zu sehen, ertrug sie nicht; und sie trocknete ihr die Tränen, küßte sie ihr von den Wangen. Für immer waren sie Freundinnen geworden, aneinander gekettet wie leidgeprüfte Schwestern.

Ehe Marina schied, versprach sie, vor Cortes und den anderen Feldobristen es geheim zu halten, daß Maisblüte geredet hatte. Und sie hielt ihr Versprechen, wie schwer es ihr auch wurde, Cortes zu hintergehen.

Wenige Tage hernach wurde die Hochzeit Don Pedro Gallejos mit der Montezumatochter gefeiert.

40.

Sofort, nachdem sich Cortes vom Krankenlager erhoben hatte, begann er Vorbereitungen zu treffen für den Bau von dreizehn Brigantinen. Einzeln sollten alle Teile der Schiffe nach Zeichnungen und Angaben des Schiffbaumeisters Martin Gutiérrez in Tlascala hergestellt werden, um, sobald die militärische Lage es gestattete, von Lastträgern über die Kordillere an die Ufer der Lagune getragen zu werden, wo — so hoffte Cortes — etwa nach Jahresfrist die Zusammensetzung der Schiffsteile, die Betakelung und

der Stapellauf der Brigantinen erfolgen konnte. Nicht nur von Tlascala, auch von Huezoginco und Cholula erbat sich Cortes Handwerker. Und bald sah man die ersten indianischen Zimmerleute an der Arbeit: mit kupfernen Beilen bearbeiteten sie Balken, begannen Schiffstrippen herzustellen.

Freudig begrüßt wurde dies von den Veteranen des Heeres als ein Beweis dafür, daß ihre Flucht aus Tenuchtitlan nur ein Rückzug gewesen war, daß die Scharte ausgeheilt werden würde. Die Soldaten des Narváez aber murrten über die Aussicht, das vielgelobte Goldland mit den Blutaltären noch einmal betreten zu müssen. Ihr Wortführer wurde Andrés del Duero, der einstige Gönner des Cortes. Die Bestallung des Cortes zum General-Kapitän hatte er bei Diego Velázquez, als dessen Sekretarius, erwirkt, und hatte sich dafür von Cortes eine Beteiligung an den Erträgen des Unternehmens versprechen lassen. Auf Montezumas Goldschatz stand ihm kein Recht mehr zu, bescheiden war er geworden und begnügte sich mit einem Anteil an der Goldbeute von Otompan. Aber diesen hielt er für gefährdet, wenn Cortes sich in neue Abenteuer einließ, statt möglichst bald an die Küste vorzudringen und sich und das Heer nach Kuba einzuschiffen.

Von seinen Getreuen in Kenntnis gesetzt, beschloß Cortes, allen Unzufriedenen den Grund zur Unzufriedenheit zu nehmen. Lieber wollte er seine kleine Mannschaft noch verkleinern, als es dazu kommen lassen, daß die Tlascalteken Zeugen eines Aufstandes christlicher Soldaten würden. Er ließ daher bekanntgeben, daß er das Kronfünstel der Gold-

beute von Otompan nach Europa zu senden beabsichtige, daß bis nach Vera Cruz fünf Reitern und vierzig Fußsoldaten der Schutz des Schatzes anvertraut sei, und daß jedermann, der nach Kuba zurückzukehren wünsche, sich dem Geleitzuge anschließen dürfe.

Es meldeten sich zweihundert Mann.

Damals verfaßte Cortes seinen berühmten zweiten Bericht an Kaiser Karl, der mit dem Aufbruch nach Sempoalla beginnt, mit der Nacht der Schrecken und dem Rückzug nach Tlascala endet. Das Schriftstück sowohl wie das Gold durften Don Diego Velázquez nicht in die Hände fallen, mußten durch einen verlässlichen Mann an den spanischen Hof gebracht werden. Er übergab beides dem Hauptmann Alonso de Avila, ernannte ihn zum Führer des Geleitzuges und beauftragte ihn, die Einschiffung der heimkehrenden Mannschaften zu beaufsichtigen, selbst aber auf einer der Karavellen des Narváez nach Spanien zu segeln. Und um dem Kaiser einen Begriff vom Reichtum Mexicos zu geben, fügte er dem Golde auch die smaragdene Stufenpyramide hinzu, welche von Olid nach dem Streit mit Gallejo hatte herausgegeben werden müssen. Der kleine Smaragdfels war mehr wert als der Goldschatz.

Daß Avila mit diesem Auftrag beehrt wurde, hatte zwei gänzlich verschiedene, beinahe sich aufhebende Gründe. Überworfen und verfeindet mit Alvarado, Sandoval und Luis Martin, suchte er trotz häufiger Ermahnungen immer von neuem Handel. Ihn loszuwerden, ihn abzuschieben ohne ihn zu kränken, ja sogar ihn scheinbar ehrend, nahm Cortes gern die Gelegenheit wahr. Andererseits ließ sich — außer

daß er als Raufbold galt — nichts Ehrenrühriges ihm nachsagen. Zwar hatte ihn La Uztica im Schlangensaal des alten Tezpan's entlarvt, doch er war in der Lage gewesen, sich von ihren und des Albornoz's Anschuldigungen reinzuwaschen: er hatte sich nur sein Eigentum nehmen wollen, den Hort von Tezcucó, der ihm von Montezuma beim Patolli-Spiel geschenkt, von der Schwarzen Blume aber vorenthalten worden war. Er mochte ein Räuber sein, war aber kein Dieb. Und unter Freibeutern wird ein Räuber nicht mißachtet. Der spanische Ehrbegriff war ihm heilig. Seine Hübschheit und Fähigkeit, gewinnend liebenswürdig zu erscheinen (wenn es ihm darauf ankam), wie auch seine stiermackige Brutalität bürgten dafür, daß er sich bei Hofe nicht beiseite schieben lassen werde — wie anscheinend die Hauptleute Puerto Carrero und Montejo, von denen seit einem Jahr — seit ihrer Abreise nach Cadix — keine Nachricht eingetroffen war.

Seit einem Jahr landeten in oder bei Vera Cruz Francisco de Salcedo mit Luis Martín, Quixones, Bendabal, Gallejo und sechs Hellebardieren; ferner der kleine Gerichtsschreiber Guillén de la Loe und Meister Pedro de la Harpa (der musikalische Matrose) mit den Leuten des Statthalters von Jamaica Francisco de Garay; und endlich Pánfilo de Narváez mit seiner Heeresmacht. Kein Schiff aus Europa aber hatte sich an der Küste blicken lassen. Als peinlich, wenn nicht unheimlich, mußte Cortes das Schweigen seines kaiserlichen Herrn empfinden. Es ließ sich nur damit erklären, daß Puerto Carrero und Montejo verhindert worden waren, seinen ersten Brief, die Bittschrift des Heeres

und die an die Dünen gesandten Geschenke Montezumas Kaiser Karl zu überreichen.

Zu Avila hatte Cortes das Vertrauen, daß er erreichen werde, was jenen mißlang, daß er die Ellbogen haben werde, sich Bahn zu brechen durch einen Wall von Bischöfen und Höflingen.

41.

Avila und zweihundert Kastilier zogen ostwärts, ohne Zwischenfall erreichten sie Vera Cruz und schifften sich ein. Der Rollende Stein im Roten Berge, der Basall des Herabstoßenden Adlers, war nicht imstande gewesen, mit der kleinen mexikanischen Garnison den Durchgang durch sein Gebiet zu wehren. Doch hatte er hernach seinem Höflingsgefolge mit giftigem Lächeln verkündet: in Zukunft werde er mit dem Edelsteinwasser jedes durchreisenden Christen Jacatecutli, dem Herrn der Nase, dem Patron der Wandernden, die Lippen rot schminken!

Bald sollte der Rollende Stein Gelegenheit finden, seine Drohung auszuführen. Es war zwischen Avila und Cortes vereinbart worden, daß die erfolgte Einschiffung durch einen Boten, und zwar durch den Einsiedler Gaspar Lencero — (jenen Eremiten, der in seiner Höhle Kreideschmetterling beherbergt und die Ermordung der Als-Schlange-Lebenden mitangesehen hatte) — nach Tlascala gemeldet werden würde. Gaspar Lencero hatte sich dem Geleitzug angeschlossen, weil er einen in Vera Cruz erkrankten Verwandten besuchen wollte. Nach der Abreise Dueros und Avilas wurde er von Narváez, Salvatierra und allen anderen Bewohnern

der Hafenseftung gewarnt, den Rückweg über den Roten Berg zu wählen. Er aber schlug alle Warnungen in den Wind. Glaubte er doch gefeit zu sein, da er waffenlos in der braunen Eremiten-Kutte einherging und als heiliger Mann — genau so wie der blinde Juan Torrés in Sempoalla — bei allen Indianern von den Bergen Tlascalas bis zu den Savannen der Totonakenküste in hohem Ansehen stand. Er verließ Vera Cruz und langte nie in Tlascala an.

Einige Zeit darauf sandte der Rollende Stein eine schön-geschnitzte Kiste aus Blauholz an Cortes. Seine Lamamas betraten Tlascala nicht, sie stellten die Kiste vor dem Osttor der Großen Mauer nieder, riefen den auf der Mauer Posten stehenden Otomis zu, das Geschenk sei für den Grünen Stein bestimmt, und entflohen von Pfeil- und Steintwürfen der Otomis verfolgt. Die Blauholzkiste wurde in die Stadt Tlascala zu Cortes geschafft. Als er sie öffnen ließ, fanden sich darin die Überreste — Rumpf und Kopf — des geopferten Gaspar Lencero und ein Amatlacuilolli, d. h. ein mit farbigem Cypressenharz auf weißes Rindenpapier gemaltes Schreiben: so beschenke der Rollende Stein die weißen Götter! . . . Des Einsiedlers Herz war aus der Brust gerissen. Die Arme und Beine waren abgehackt.

Eine Strafexpedition wurde sofort beschlossen. Besonders Nlid benahm sich wie toll, forderte stürmisch und bettelte sodann um die Erlaubnis, der Rächer des heiligen Mannes zu sein. Dabei übersah er, daß es die von ihm geduldeten oder doch nicht verhinderten Scheußlichkeiten der Schwarzen Blume — die Pfählung der sechzig Kaufherren beim Gemefel in Cholula — gewesen waren, um derentwillen

Gaspar Lencero dem Kriegsdienst Valet gesagt und die Einsiedlerhöhle bei Atlihueza bezogen hatte.

Cortes hätte lieber den verlässlichen Sandoval in den roten Berg geschickt. Nur weil Olid nicht nachließ zu betteln und weil es peinlich anzusehen war, daß ein Mann wie er sich einer bloßen Laune wegen — (denn was war es sonst?) — erniedrigte, gewährte ihm Cortes die Bitte und vertraute ihm die Strafexpedition an.

42.

Zweitausend Tlascalteken, aber bloß fünfundzwanzig Kastilier begleiteten Olid. Als Unterfeldherren nahm er seine Freunde: Juan Sedeño den Reichen, Sánchez Garfán den Weißhändigen und die Amazone Maria de Estrada mit; als Dolmetscher den Frater Aguilar, der ihn einst in Cholula mit unbehilflichen Worten so weltfremd an ein Erbarmen gemahnt hatte.

Gutherzig wie vor Jahresfrist beim ersten Besuch der Sonnensöhne öffneten die Bewohner des Weißen Mondes Olid ihre Tore, bewirteten ihn und sein Heer. Das kleine, den Totonaken befreundete Stadtwesen war ein Spielball der streitbaren Mächte: erst kürzlich hatte es mit gleicher Zuverlässigkeit aztekischen Truppen die Tore geöffnet, sich Plünderung, Totschlag, Mädchenraub gefallen lassen und aller Unbill zum Troß Mexico Treue geschworen. Jetzt wiederum schwor es dem Kaiser Treue und blieb sein Vasall, solange Christen innerhalb der Mauern weilten. Die noch unversehrte, hübsche Stadt lachte voll Schwermut, war wie überweht von einem Hauch der Vernichtung.

Die anmutige Architektur und die überreichen Relief-Skulpturen des auf steiler Kuppe ragenden Kastells weckten wie einst die Bewunderung der Beschauer. Doch seltsam leer waren die Gassen. Die Mexikaner hatten Knaben und Mädchen als Geiseln fortgeführt. Und durch eine vom Heer des Narváez in das Irdische Paradies, die Kordilleren-Staaten und den Seen-Gau eingeschleppte Pocken-Epidemie waren zwei Drittel der Bewohner des Weißen Mond-gefildes hingerafft worden. Die Seuche hatte sich satt-gefressen und war weitergezogen, so daß für die Christen eine Ansteckungsgefahr nicht mehr bestand.

Maria de Estrada ritt als Jäger gekleidet durch die Säle des Lecpans und in einen großen mit Wandteppichen geschmückten Saal, wo an einem mit Speisen und Getränken reich versehenen Speisetische Cristóbal de Olid, Sánchez Garfán und Sedeño der Reiche tafelten.

„Bei Gott, Doña Maria, Ihr seid eine Zentaurin!“ rief Sedeño begeistert. „Kommt, reitet und tänzelt auf unserem Tisch . . . Aber gebt acht, — er ist voll, über-voll. Wenn Ihr mit Euren Hufen (denn Eure Hufe sind es, schöne Zentaurin!) keine Schüssel und keinen Becher zertretet, so zahle ich Euch hundert Goldmaravedis!“

Juan Sedeño aus La Havanna war der reichste Mann im Christenheer. Einst bei der Landung an den moskito-bedeckten Sanddünen nannte er eine der elf Karavellen, einen Neger und viele Kisten Salzfleisch sein eigen, und seine braune Stute hatte ein Graufohlen geworfen. Seit die kleine schüchterne Länzerin La Medina, die er lange mit Liebesanträgen und später mit Verleumdungen verfolgt

hatte, in der Nacht der Schrecken umgekommen war, liebte er die knabenhafte Amazone. Seine ehebrecherischen Hoffnungen freilich zerschellten immer wieder an ihrer diamantenen Reinheit.

„Ich bin unverkäuflich!“ lachte Maria de Estrada. „Hergeritten kam ich, Don Cristóbal zu fangen und nicht Euch, Señor!“

„Nur einmal ließ ich mich fangen und zum Sklaven machen! . . .“ murmelte Olib hárbeißig, an einem Trut- hahnflügel knabbernd. (Seine sehnigen Finger triefen von Fett.) „Gebt es auf, Doña Maria!“

„Nein, ich gebe es nicht auf! Ihr drei sollt mich auf der Jagd begleiten!“

„Wollt Ihr uns drei jagen, Señora?“

„Nein; aber Sedeños Fohlen, das voriges Jahr hier in der Umgegend entlief. Und finden wir das Fohlen nicht, so bringen wir einen Hirsch heim!“

„Und damit meint Ihr Euren Gatten Sánchez?“ platzte Olib brutal lachend heraus, umjohlt vom Gewieher seiner beiden Kumpane. „Ich soll wohl mithelfen, ihm ein Ge- weih aufzustecken?“

„Ihr sollt mithelfen, das Graufohlen heimzubringen . . .“

„Also Euch! Doch ich wette: aus dem Fohlen wurde eine brünstige Stute. Habe ich nicht recht, Sánchez? Ihr könnt ja darüber Auskunft geben!“ brüllte Olib vor Lachen.

Ohne die groben Anzüglichkeiten, an die sie im Lager- leben gewöhnt war, einer Beachtung zu würdigen, wieder- holte Maria de Estrada die Aufforderung. Da stellte es

sich heraus, daß Olid nichts — oder nichts mehr — vom Fohlen mußte. Er fragte und ließ sich berichten, daß damals auf dem Wege zwischen dem Roten Berge und dem Weißen Mondgefilde Sedeños Graufohlen entlaufen war. Alvarado, Maria de Estrada und die Reiter Domínguez und Lares hatten die Verfolgung aufgenommen und hatten auf einem Weideplatz im Walde ein Rudel Hirsche erspäht, unter denen das Graufohlen stand, als gehörte es zu ihnen. Auch als später Lares von Cortes ins Irdische Paradies gesandt worden war, den entscheidenden Sieg über Lascala dem dicken Kaziken und Escalante zu melden (und die zwei vergrabenen Malvasierflaschen zu holen), hatte er nahe beim Weißen Mondgefilde zu sehen geglaubt, wie das Fohlen zwischen Hirschen umhersprang und am Euter einer Hirschkuh trank.

Olid sagte grinsend:

„Setzt Euch splitternaßt aufs Pferd, Amazonenkönigin, und reitet auf unserem Tisch. Wenn Ihr kein Unheil stiftet — außer in unseren Herzen —, so begleite ich Euch auf die Jagd!“

Ohne Widerspruch stieg Maria de Estrada vom Pferd und entkleidete sich vor den Männern. Als sie sich völlig naßt wieder in den Sattel schwang, behielt sie die Reitpeitsche in der Hand. Ein breites Brett war geholt worden und wurde an die Kante des Tisches gelehnt, damit das Pferd ansteigend, ohne Sprung, auf den Tisch gelangen konnte. Schlank wie ein schöner Knabe ritt sie auf dem Tisch umher. Die Schüsseln, Teller und Becher wurden von den Pferdehufen nicht gestreift. Maßlos war die Be-

wunderung Olids, Sedeños und Garfáns, frenetisch der Jubel der vielen Neugierigen, die in den Saal gekommen waren, das Schauspiel zu betrachten.

„Ihr jubelt zu früh!“ rief María de Estrada. Und mit dem Arm weit ausholend, peitschte sie ihrem Gatten Garfán dreimal quer übers Gesicht.

Und sonderbar —: sie erntete damit stürmischeren Beifall noch als mit ihrem Ritt.

43.

Garfán de las manos blancas war ein Hellebardier von Rang: ihm war die Erziehung des kleinen Königs von Texcuco anvertraut worden. Er war auch ein Held: den Alligator im Nahutla-Fluß hatte er durchspießt und hatte auf der Stufenpyramide Sempoallas dem Narváez die Wange durchbohrt und das linke Auge ausgestoßen. Um so tiefer war jetzt sein Fall; und zum Schaden hatte er auch noch den Spott: er solle seine Gattin zum Duell fordern, rieten ihm alle, weil niemand daran zweifelte, daß er bei einem Waffengange den kürzeren ziehen würde. Als ob nicht Mut genug dazu gehörte, einer Amazone Bettgenosß und Schleppenträger zu sein! . . .

Während er sich winselnd sein dickverschupponenes Gesicht fühlen ließ, ritten Olid, Sedeño und María de Estrada aus den Loren des Weißen Mondgesildes hinaus und suchten das Graufohlen. Selbstverständlich fanden sie es nicht. Aber sie erlegten Moorschnepfen, einen Coccor-Fasan, einen Ameisenbär und etliche goldgelbe Affen. An einen Weideplatz, wo Hirsche davonsoben, gelangten sie auch; und

Sedeño stritt mit der Amazone, ob es dieselbe Lichtung sei, wo sie damals das Fohlen entdeckt hatten. Schon wollten sie umkehren, als sie ein dunkles Wesen von einer Anhöhe herab und auf sich zu springen sahen. Erst hielten sie es für einen Lur, dann für einen menschenähnlichen Affen und erkannten, als es aus dem deckenden Gestrüpp hervortrat, daß es ein kaum bekleideter Neger war.

Der Neger redete Olid auf Spanisch an:

„Don Cristóbal, Ihr kennt mich doch?“ . . .

Oft versagte Olids Gedächtnis, wenn er sich Zeit lassen wollte für Entschlüsse oder einen Vorteil darin sah, gedächtnislos zu sein. Doch diesmal entsann er sich wirklich nicht. Er schüttelte den Kopf und sah verdutzt den Neger an. Auffallend schön war der Neger: er gehörte der Adelsrasse der Hima an, jenem schönsten Negerstamm, südlich der Nilquellen wohnhaft, der durch seine langschädliche Kopfbildung und das langgezogene edle Profil genau den herrlichen Königsbildern der Rameffidenzeit gleicht, vor allem Seti dem Zweiten.

„Ich entsinne mich nicht!“ brummte Olid.

„Ihr entsinnt Euch Eures Leidensgenossen nicht, Don Cristóbal? Freilich, Ihr seid jetzt ein großer Herr und ich bin nur ein Sklave. Aber Ihr müßt mich doch kennen! Ungeschmiedet war ich an Euch, ein Jahr lang saß ich auf einer Ruderbank mit Euch . . .“

Ogleich Olid nie ein Hehl daraus machte, daß er ein Galeerensklave gewesen war, ja sich zuweilen damit brüstete, ärgerte es ihn, vom Neger daran erinnert zu werden. Er hatte ihn inzwischen längst erkannt, schwankte aber noch,

ob er die anrühige Bekanntschaft erneuern solle. María de Estrada, die seine Gedanken erriet und sich für ihn schämte, da sie selbst stets großmüthig handelte, verstand es ihn umzustimmen durch die Bemerkung:

„Ei, Don Cristóbal, jetzt habt Ihr Gelegenheit, Euch gleichfalls einen Leibneger beizulegen wie Cortes und Sedeño!“

Tatsächlich hatte Olid oft Cortes und Sedeño um ihrer Neger willen beneidet. Den Ratschlag der Amazone fand er beherzigenstwert; seine verdüsterten Züge klärten sich auf.

„Du bist Estevan Parillas!“ sagte Olid. „Wir sahen uns zuletzt bei Malaga.“

„Ich verhalf Euch zur Flucht, Don Cristóbal!“

Olid nickte.

„Es soll dir nicht vergessen sein, Bursche. Was hast du seitdem getrieben?“

Da berichtete der Neger von seinen Lebensschicksalen. An den Quellen des Nils hatte er seine Kindheit verbracht. Von Sklavenjägern war er nach Agamor an die Mündung des Flusses Dmitavi gebracht worden, wo Portugiesen den Sklavenmarkt aufkauften und nach Spanien weiter verkauften. Parillas wurde er genannt, weil Parillas der Name seines ersten, von ihm ermordeten spanischen Herrn gewesen war; eigentlich hieß er Ibrahim Achmed. Nach der Flucht von der Galeere hatte er, unfähig herrenlos sein Dasein zu fristen, sich freiwillig als Sklave einem Hidalgo angeboten, der nach Kuba ausgewanderte. Auf den Antillen ging er von Hand zu Hand. Sein letzter Herr ließ sich von Narváez anwerben und nahm ihn mit nach der huartesischen Küste. In Sempoalla — noch vor der unfreiwilligen

Entsendung des Priesters Guevara nach Tenuchtitlan — erkrankte Parillas als erster an den Pocken. Sein Herr, von ihm angesteckt, starb. Der Krankheitsherd war noch klein, als Cortes Narváez besiegte, so daß das zum Entsatz Alvarados nach Mexico eilende Kastilierheer von der Seuche verschont blieb. Um so schlimmer wütete sie unter den von Cortes nach Vera Cruz geschickten gefangenen Offizieren Don Pánfilos, unter der Besatzung von Vera Cruz und vor allem unter den indianischen Bewohnern Totonacapans. Von Sempoalla aus trat die Seuche ihren Raubzug an und gelangte über die Cordilleren bis nach Anahuac. Gegen sie gab es kein Heilmittel: wer an seinem Körper die furchtbaren Pusteln entdeckte, wußte, daß er ein Kind des Todes war. Nur Estevan Parillas, der so vielen blühenden Ländern das Verderben gebracht hatte, erhielt — gleichsam zum Lohn und Dank — sein Leben von der Seuche geschenkt. Darum aber verfluchten ihn die Bewohner von Vera Cruz, darum verabscheuten ihn die Totonaken: er wurde verjagt wie ein räudiger Hund. Nun hatte er versucht, sich nach Tlascalala durchzufinden . . .

Sedeño faßte Olids Arm, flüsterte ihm zu:

„Laßt Euch mit dem nicht ein! Den hat der Teufel ins Land gebracht! . . .“

„Um so besser!“ meinte Olid. „Der Engel des Herrn kann mehr Mexikaner erdrosseln, als Cortes vermag!“

Und zu Estevan Parillas sich wendend, fragte er:

„Welch ein Wind hat dich in diesen Wald geweht?“

„Ich suche einen Herrn!“ erwiderte der Neger. „Wollt Ihr mein Herr sein?“

„Ja“, sagte Olid. „Das weiß ich von früher noch: du hast den Teufel im Leibe! Solch einen Burschen kann ich brauchen!“

44.

Olids Heer umzingelte den Roten Berg. Ehe es zu einer Kampfhandlung kam, trat eine Abordnung, weiße Papierfähnchen schwingend, aus dem Stadttor und teilte den Kastiliern mit: der Rollende Stein bäte um eine Zusammenkunft mit dem Feldherrn der weißen Götter — er sei bereit, den Streit friedlich beizulegen.

Obgleich Olid keinen Augenblick daran zweifelte, daß der Kampf sich nicht vermeiden ließ, da die Lötlung des Einsiedlers Sühne forderte, ging er doch auf den Vorschlag ein, mit dem Rollenden Stein vor dem Stadttor zusammenzutreffen; — vielleicht hoffte er einen Einblick in den Rückhalt des Feindes zu gewinnen.

Um sich mehr Ansehen zu verleihen, umgab er sich mit den bestgekleideten seiner Kastilier und befahl dem Neger, mit gezogenem Schwert dicht hinter ihm drein zu schreiten. Olid hatte, bevor er das Weiße Mondgesilde verließ, auf dem Markt ein rotes Stück Zeug erstanden und für Estevan Parillas phantastisch zurechtschneidern lassen. Dieser schritt nun hinter ihm in blutrotem bis zu den Fußknöcheln herabwallendem Lalar und blutrotem Turban auf dem Kopf, das blinkende Schwert senkrecht vor sich hin haltend. Und blutrot wie der Lalar fleckte der Mund das Negergesicht, blinkend wie die Schwertklinge blitzten die Zähne und das Weiß in den Augenwinkeln.

Von zwei Sklaven unter den Armen gestützt und umringt von den Großen seines Landes, kam der hagere, hakennasige, ältliche Fürst den Christen entgegen. Ein hochmütiges Lächeln kräuselte seine dünnen Lippen. Doch ließ er es an Höflichkeit nicht fehlen. Mit dem Zeigefinger berührte er lässig den Erdboden und dann seine Stirn, entnahm einer von einem Haus-Erleuchter getragenen Tonvase langgestielte Schildkrötenblumen und reichte sie Olid als Begrüßungsgabe.

Während Olid den Arm vorstreckte, die Blumen entgegenzunehmen, drängte sich plötzlich aus der Umgebung des Rollenden Steines ein hünenhafter, muskelfortker Mexikaner vor. Er trug wie alle Adler-Edelleute ein Matacatli, eine Tasche für Feuersteinspitzen, am linken Arm. Daraus holte er blitzschnell ein Steinbeil hervor und schwang es gegen Olids Kopf. Aber noch bevor er traf, traf das niedersausende Schwert des Negers seine Hand und trennte sie am Handgelenk vom Arm. Gleich einer schweren Frucht fiel die Hand zu Boden, noch immer das Steinbeil umkrampfend. Und ein roter Springbrunn aus dem Armstumpf übergieß die Festkleider der Christen.

Ein unbeschreiblicher Wirrwarr folgte. Ohne Kampfbefehl begann der Kampf. Durch das offene Thor drangen die wütenden Kastilier und Tlascalteken in den Roten Berg, schonten Frauen, Kinder und Greise nicht. Die Hälfte der Bewohnerschaft wurde niedergemacht.

Olid gab Befehl, die Überlebenden mit dem Buchstaben G (was Guerra, Krieg, bedeuten sollte) auf der rechten Wange zu brandmarken und in Vera Cruz (was das

wahre Kreuz bedeuten sollte!) als Sklaven zu verkaufen. Er hoffte vier Goldpesos für jedes Stück Mensch zu erhalten — (denn als Piezos, „Stücke“, wurden Sklaven bezeichnet!) — und es waren fünftausend Stück. Da der Matrose und Henker Pero Dsorio bei Cortes geblieben war, erhielt Estevan Parillas den Auftrag, die Henkerarbeit zu übernehmen. Er führte sie zur Zufriedenheit seines Herrn aus, brannte mit glühendem Eisen fünftausend G's in menschliche Wangen.

Auch dem Rollenden Stein und zehn seiner Hofbeamten blieb dieser Schimpf nicht erspart; außerdem aber waren sie von Olid des Mordversuchs wegen verurteilt, durch das Schwert des Negers geköpft zu werden; — womit Olid, der Gerechtigkeit zuliebe, auf das Verdienst von einundvierzig Dukaten verzichtete. Ein Schafott zu bauen oder einen Henkerblock herzurichten, war die Mühe nicht wert. Auf einer Wiese vor den Mauern der Stadt mußten der Rollende Stein und seine zehn Gefährten niederknien. Nichteinmal mitgeteilt war ihnen worden, wozu. Zweien der Knienden schnitt der Neger die Köpfe ab. Da begriffen der Rollende Stein und die anderen, daß sie sterben mußten. Mit unsäglich heiterem Gesichtsausdruck erhoben sie sich, warfen ihre Kleider ab, tanzten und sangen:

„Kunstvoll glättete ich mein Lied, wie der Jacuanvogel sein Gefieder,
Aus einer Goldtrompete steigt mein Lied empor,
Zum Himmel steigt es wie der schwellende Weihrauch der Blumen,
Gewiß nicht auf Erden ertönen diese Weisen.
Möge ihnen erlaubt sein vor dir, Rauchender Spiegel, zu schweben,
In deinem himmlischen Tecpan bei dir und mit dir zu weilen ...“

Der Neger ging um die Tanzenden herum, und ein Kopf nach dem andern rollte ins Gras.

45.

Olid war zufrieden mit seinem Neger. Auf dem Wege nach Sempoalla freundete er sich vollends mit ihm an. Was er noch nie getan hatte —: er sprach von Maisblüte. Vor Don Pedro Gallejo, meinte er, sei er seines Lebens nicht sicher, da Bendabal sterbend dem Freunde Rache aufgetragen hatte. Estevan Parillas durchschaute, daß Olid andere Gründe haben mochte, sich Gallejos zu entledigen.

„Wenn Ihr mit es befehlt, bringe ich Euch die Tochter Montezumas nach Sempoalla!“ sagte er.

Daß dies keine Prahlerei war, daß dem Neger alles zuzutrauen war, wußte Olid. Nach längerem Überlegen erwiderte er:

„Noch nicht. Ich verstehe zu warten und habe noch nie umsonst gewartet!“ . . .

Unzufrieden mit dem Neger war bloß Sánchez Farfán, dessen Backen wieder blaß und eingefallen waren. Mehrmals warnte er, jedoch vergebens. Der Weißhändige hatte einst, als er noch Sklavenhändler auf Kuba war, böse Erfahrungen mit Estevan Parillas gemacht.

„Nicht nur seinen ersten Herrn hat er erdolcht“, sagte Farfán zu Olid. „Auch drei seiner späteren Herren starben auf geheimnisvolle Weise . . . Hütet Euch vor ihm!“

Olid lachte ihn aus.

„Wenn ich mich mein Lebtag gehütet hätte wie andere Leute, wäre ich jetzt nicht Feldobrist! Satan braucht vor Beelzebub nicht auf der Hut zu sein!“

Schlimmer noch als im Weißen Mondgefilde hatte die Seuche in Sempoalla gehaust. Und die wenigen von den Pocken verschont gebliebenen Einwohner flohen entsetzt, als sich die Kunde verbreitete, im Gefolge der weißen Götter besinde sich jener schwarze Gott, dem Totonacapan die Entvölkerung verdankte. Auch der dicke Kazike mit seinem Hofstaat und Heer hatte die Stadt verlassen. Nur Juan Lorrés, der halbblinde Hüter Unserer Frau der blutroten Rosen, war auf der Spitze des Leocalli geblieben.

Empört über einen Empfang, der kein Empfang war, stieg Olid mit Marcia de Estrada die Stufenpyramide empor und stellte Juan Lorrés wegen der Flucht seiner Christengemeinde zur Rede. Was ihn besonders erboste, war, daß kein Sklavenmarkt in Sempoalla abgehalten wurde, hatte er doch damit gerechnet, einen Teil seiner Menschenware hier absetzen zu können. Er fand den Greis vor dem Sanktuar auf der abgeschlagenen riesigen Steinhand des zerschmetterten Huitzilopochtli hingekauert und von Hunderten von Vögeln umgeben, die furchtlos, als wäre er ein Steinbild, auf seinen Armen, Schultern und auf seiner struppigen Haarmähne umherhüpften.

„Ihr seid mir ein fahrlässiger Hirte, Señor! Wie konntet Ihr Eure Herde davontrennen lassen!“

„Meine Herde sind diese Vögel hier, Don Cristóbal! Menschen sind keine Herde; — und wenn sie eine sind, so sollten sie keine sein!“

„Oho, Señor! Wollt Ihr die Bibel verbessern? Wollt Ihr leugnen, daß es Menschenhirten gibt? Ich selbst ge-



denke einer zu sein! Der dicke Kazike aber ist ein hasenfüßiger Fetzthammel, wert am Spieß geröstet zu werden!"

"Sagt das nicht, Don Cristóbal! Der dicke Kazike ist ein frommer christlicher Mann . . ."

"Nein, Señor! Ein christlicher Heidenhund ist er! Drunten in der Stadt habe ich ein Duzend Kreuze entdeckt, an deren Fußgestelle kleine Götzen gebunden waren! Diese getauften Halunken knien vor dem Kreuz und lecken heimlich ihren Götzen die Füße. Ihr aber füttert Vögel und seht gar nichts von hier oben aus!"

"Von hier aus sehe ich viel, Don Cristóbal, obgleich ich fast erblindet bin. Von oben gesehen sieht die Welt anders aus, ganz anders . . . Gewiß, die dicke Prinzessin Doña Catalina band Götzen an die Kreuze — das tat sie, weil die Kreuze die Pocken nicht vertreiben konnten. Nun betet das Volk zu Götzen, wenn es vor den Kreuzen kniet . . . Aber kommt es denn darauf an? Doña Catalina war trotzdem eine fromme rechtschaffne Frau. Es kommt ja nur darauf an, daß man zu beten versteht; daß die Seele heraustritt und Gott sucht — einerlei wo sie ihn sucht, wenn sie ihn nur sucht! . . . Mein Verstand ist nicht gewißt wie der Eure, aber ich wohne höher. Ja, die Welt sieht aus der Vogelschau anders aus, ganz anders . . . Wäre ich jung, ich würde es allen Christen predigen!"

"Und auf dem Scheiterhaufen enden!" bemerkte Maria de Estrada. "Obgleich Ihr vielleicht manchen finden würdet, der hoch wohnen möchte wie Ihr!"

Olid aber knurrte:

„Seid froh, alter Mann, daß man Euch für einen armen schwach sinnigen Narren hält, und daß niemand außer uns beiden Euch hörte! Ihr scheint mir ganz zum Vogel geworden! Redet meinethalben wie Euch der Schnabel gewachsen ist, — dem Großinquisitor bin ich keinen Fron- dienst schuldig, — doch vernachlässigt Eure Pflicht nicht! Dazu würdet Ihr als Kapellenwächter nicht eingefeszt, daß Ihr alles gutheißt was dies Indianerpaß uns zum Lort tut! Warum ist die Stadt leer?“

„Das müßt Ihr die Seuche fragen, Don Cristóbal, warum sie so viele blühende Leben erwürgte. Vor Gottes Richterstuhl wird die Seuche einst Rechenschaft ablegen müssen. Denn auch der Indianer ist ein Mensch, ist kein Stück Vieh, Don Cristóbal! Uns Menschen sendet Gott das Glück, aber auch die Seuche. Die nennen wir Gottes Geißel. Gott geißelt sich selbst mit seiner Geißel. Meine Einfalt sieht wohl, daß es so ist, kann aber nicht ergründen, warum. Gott wendet sich gegen Gott, — Er geißelt sich und trägt die Dornenkrone — und Völker sterben. Aber wehe der Geißel, wenn sie nicht mehr gebraucht wird!“

Mit unster flackernden Augen blickte Olid die Ama- zone an.

„Ist der alte Hanswurst wahnsinnig, Señora? Das klang ja, als spräche er von mir!“ flüsterte er ihr ins Ohr. Im Grunde fühlte er sich geschmeichelt.

Maria de Estrada schüttelte den Kopf. Teilnahmvoll fragte sie Juan Torrés:

„Starben denn sämtliche Sempoalteken? Auch Doña Catalina India? Auch das Kind Don Hernandos?“

„Ja, Señora,“ sagte Juan Torrès. „Als das Kind erkrankte, schnitt sich Doña Catalina beide Ohren ab und weihte sie der Heiligen Jungfrau, in der Hoffnung ihr Kind zu retten. Als das Kind dennoch starb, behauptete sie, ihr Sohn sei ein Himmelsgott geworden; und sie wollte durchaus in den Himmel, um dort an seiner Seite zu sitzen. Der Allmächtige erfüllte ihren Wunsch.“

„Und der dicke Kazike? Lebt er noch?“

„Freilich, er lebt. Aber er ist nicht mehr dick, — er ist magerer als Ihr, Señora!“

„Warum verließ er die Stadt?“ fragte Dlid.

„Weil er die Seuche fürchtet!“

Dlids Gesicht färbte sich Krebsrot.

„Bin ich die Seuche?“ schrie er. „Sehe ich wie die Seuche aus?“

Da erhob sich Juan Torrès und stand Auge in Auge dem wütenden Feldobristen gegenüber.

„Ihr seid furchtbarer als die Seuche, Don Cristóbal!“ sagte er leise. „Ihr selbst wißt es noch nicht, und keiner weiß es außer mir. Ich aber sehe, welche Straße Ihr ziehen werdet! Wo Cortes rechts geht, werdet Ihr links gehen! Auch Cortes ist ein Engel des Herrn, doch er ist ein rechtschaffener frommer Mann und nennt sich einen Kreuzfahrer, ist vielleicht auch einer — was weiß ich, der Allweise wird es ja wohl wissen . . . Ihr aber wollt Gold, Zerstörung und Knechtung, um wie ein Hasgeier von einer Volksleiche zu leben. Gott erschuf ja auch die Hasgeier — Gott kämpft immer gegen Gott — also trifft Euch kein Verschulden, wenn Euer Meuchelschwert durch die Länder

wandelt wie die Seuche. Unverleglich ist Eure Schleich-
heit und groß wie die heilige Krankheit. Ihr mögt mich
töten, weil ich so spreche. Einst werdet Ihr meine Worte
verstehen!"

Aus der Scheide gerissen hatte Dlid sein Schwert und
schwang es über dem Kopf des Greises. Doch er vermochte
ihn nicht zu töten. Wie gelähmt war sein Arm — der
hieb erstarrte hoch in der Luft. Maria de Estrada packte
den Hauptmann am Ellenbogen und zog ihn mit sich fort.

„Kommt, laßt uns hinabgehen, Don Cristóbal! Ver-
sündigt Euch nicht!"

„Warum konnte ich nicht töten?" murmelte Dlid bleich
und verwirrt. „Es war, als wäre die Luft Kristall ge-
worden! . . ."

Und kopfschüttelnd stieg er mit der Amazone die Pyramiden-
treppe hinunter.

47.

Die Hafensfestung Vera Cruz schloß ihre Tore, als Dlids
Heer heranrückte. Nach längerem Parlamentieren mit dem
Richter Moreno Madrano mußte Dlid sich dazu bequemen,
seinen Negei außerhalb der Mauern zu lassen.

Die fünftausend Stück gebrandmarkter Sklaven aus dem
Roten Berge wurden von Narváez Dlid abgekauft. Don
Pánfilo erwarb sie gewissenmaßen auf Spekulation. Da
der an der huartelesischen Küste gangbare Preis von vierzig
Mänteln für einen Sklaven nur einen mäßigen Ertrag ge-
bracht hätte, ließ er sie in außerhalb der Stadt errichteten
Hürden bewachen, um sie bei erster Gelegenheit — sobald



Schiffe landen würden — nach Ruba zu schaffen und dort auf den Markt zu bringen. Die Bergwerke Rubas waren ja unerfättlich. Er gedachte ein glänzendes Geschäft zu machen und auch die Silbergruben seiner Gattin Maria de Valenzuela mit aztekischer Ware zu versorgen. Pedro Caballero, der jetzt als Nachfolger Escalantes und Sandovals Stadtkommandant von Vera Cruz war, drangsalte die gefangenen Offiziere nicht. Frei umhergehen durften sie in der Hafensfestung, durften ihr Geld nach Belieben verschleudern und hätten ein beneidenswertes Dasein gehabt, wäre ihnen die Zeit in der eintönigen Umgebung nicht überlang geworden. Sie hielten zu viel auf sich, ein Lotterleben zu führen wie es einst Alonso de Grado, Pedro d' Jrcio und der auf Stelzfüßen gehende Steuermann Gonzalo de Umbria — das jus primae noctis für ihr gutes Recht erklärend — getan hatten. Sie knurrten über das „Moskito-Land“ und bannten die Langerwelle mit Weingelagen. Denn großmütig war Cortes gewesen (vielleicht auch zu beschäftigt mit wichtigeren Dingen) und hatte auf die Weinsässer Don Pánfilos die Hand nicht gelegt.

Beim Verkauf der Sklaven waren sich Olid und Narváez näher gekommen, instinktiv zu einander gezogen durch die gemeinsame Mißgunst gegen das unausstößbare Glück des Cortes. Narváez und Salvatierra luden Olid und Aguilar in eine — der Moskitos wegen — hoch ins Geäst eines Ceiba-Baumes gezimmerte Bretterlaube zu einem Fäßchen Alicant ein. Das Ehepaar Farfán wurde ausgeschlossen, weil Sánchez Don Pánfilo des linken Auges beraubt hatte.

„Er tat es aus Ungeschick, der Lölpel!“ sagte Don Pánfilo, als Olid und Aguilar mit Hilfe einer Leiter ins Baumgeäst gestiegen waren. „So ein Weißhändiger kann weder zielen noch treffen. Er wurde versehentlich mein Überwinder! Er wurde versehentlich ein Held — wie ein anderer auch, mit dem ich gleichfalls nicht pokulieren würde!“

„Nennt ihn doch beim Namen, den Cortesillo!“ zeigte Salvatierra. „Ist er denn ein Gottseibeius, daß Ihr noch immer zu allererst ausspucken müßt, ehe Ihr die sechs Buchstaben über die Lippen bringt?“

Salvatierra hatte sich seit der nächstlichen Niederlage in Sempoalla nicht abgewöhnt, Cortes als den Cortesillo, das Corteslein, zu bezeichnen. Er tat es, weil er als Speichel-lecker des Narváez diesen damit zu trösten vermeinte. Heimlich bewunderte er neuerdings Cortes und brüstete sich bei nahe niemals mehr damit, seine Ohren zum Frühstück verspeisen zu wollen.

Eine Herabsetzung seines General-Kapitáns ertrug Olid nicht, obgleich er selbst ihn allzugern herabsetzte. Daß Salvatierra vom Corteslein sprach, mochte noch hingehen, daß aber Narváez Cortes einen versehentlichen Helden nannte, ging ihm wider den Strich.

„Ihr redet, wie ein versehentlich Besiegter redet, Don Pánfilo! Macht doch dem Cortes sein Versehen nach! Ihr kennt ihn nicht, obgleich er ein Jahr lang auf Ruba Guer Untergebener war! Wir, die wir täglich zusammen sind mit ihm, wir kennen ihn auch nicht. Man lernt nie aus an ihm. Aber das weiß ich: — Cortes wird einstmals als Kaiser von Mexico enden!“

Narváez hatte erst aufbrausen wollen; dann aber hatte er die Kränkung beiseite gelegt und die Ohren gespitzt. Valgame dios! was war ihm da eben zugeklungen? Dlid hatte seine eigenen Gedanken verraten, nicht die des Cortes. Doch das zu unterscheiden, war Narváez nicht fähig. Immer voll Pathos und großspurig, ein redegewandter Wortemacher, hielt sich Narváez auch für einen Menschenkenner. Wenig gescheit, war er doch pöfzig. Er nahm sich vor, das Wort Hochverrat zu vermeiden, weil er Dlid aushorchen wollte, von dem er annahm, daß er als brutaler Haudegen, der er war, sich nicht durch Scharfsinn auszeichnete.

„Das war mir neu, daß Cortes Kaiser von Mexico werden will! . . . Spricht er oft davon, Don Cristóbal?“

Aguilar kam Dlid zuvor und antwortete:

„Cortes denkt nicht an solchen Wahnsinn! Don Juan Velázquez sprach uns anderen davon — doch niemals Cortes! Ich lege meine Hand für ihn ins Feuer: er ist ein treuer Diener seiner Majestät!“

„Das sind wir alle!“ sagte Narváez und lüpfte den hohen Toque-Hut. Sich erhitzend fuhr er fort: „Aber Cortes ist ein ungetreuer Diener Seiner Eminenz des Leiters der indianischen Angelegenheiten! Und ich nenne ihn einen treulosen Diener seines Wohltäters Don Diego Velázquez!“

Mit einem Faustschlag spaltete Dlid die Tischplatte. Mehrere Becher fielen klirrend um.

„Sein Wohltäter?“ schrie er. „Nicht wahr, ein herrlicher Wohltäter, der ihm achtzehn Karavellen in den Rücken gesandt hat! . . .“

„Und bitte, mich nicht zu vergessen!“ lachte Salvatierra, der bereits stark angetrunken war. „Daß ich die Ohren Cortesillos nicht verspeisen konnte, war nicht Don Diegos Schuld! Fallt nicht aus dem Nest, Don Cristóbal! Wir wiegen uns hier hundert Fuß hoch im Winde, — und Ihr habt noch nicht fliegen gelernt!“

Sowohl Olid wie Narváez waren emporgesprungen. Olid tastete nach seinem Degenknäuf. Doch er zog den Degen nicht, da er sah, daß Narváez waffenlos war. Aguilar flatterte wie ein erschreckter Rabe und war dem Weinen nahe. Salvatierra aber schüttelte sich vor Lachen. Es gelang ihm, die Zürnenden zu beschwichtigen und zu versöhnen, so daß sie alsbald mit neu gefüllten Bechern anstießen und sich umarmten. Es wurde beschlossen, im Gespräch heikle Dinge zu umgehen.

Don Pánfilo fragte Aguilar nach seinen Lebensschicksalen aus. Er hatte den Frater gekannt, noch bevor dieser sich der unglücklichen Expedition Djedas angeschlossen hatte, von welcher heimkehrend er — nach dem Schiffbruch der genuesischen Seeräuberkaravelle — mit Gonzalo Guerrero (dem Roten Jaguar) und zehn anderen Leidensgefährten an die Küste Yucatans gespült wurde, während Djeda, Ordás und die nicht ertrunkenen Korsaren die Nordspitze Kubas schwimmend erreichten. Von Diego de Ordás, der in einem karaischen Kanoe nach Jamaica ruderte, zu Hilfe gerufen, rettete Pánfilo de Narváez die in den Moräften Verschmachtenden, den Räuber Talavera und den in Ketten mitgeführten Djeda. „Mi remo no rema. Mein Ruder rudert nicht mehr!“ hatte ihm der Statthalter von Urabá

auf freundliche Trostworte geantwortet. Von ihm erhielt er dann die irrtümliche Nachricht, daß Gonzalo Guerrero und der Frater Aguilar unter den Ertrunkenen seien.

Nachdem Aguilar von seinem Leben am Hofe des Maya-Kaziken und vom Verführungsversuch des kleinen Mädchens erzählt hatte — welches seiner Keuschheit wegen sterben mußte —, berichtete Olid von dem durch seinen Neger vereitelten Mordanschlag am Tor des Roten Berges und wie der Rollende Stein mit den aztekischen Fürsten tanzte und sang, während Estevan Parillas ihnen die Köpfe abschnitt.

„Wie viel waren es?“ fragte Salvatierra.

„Sechzehn“, antwortete Olid.

„Das war zu viel!“ lachte Salvatierra. „Don Pánfilo hat auf Kuba immer dreizehn Indianer zu gleicher Zeit rund um einen Baumstamm an die Zweige hängen lassen — zum Andenken an Christus und seine zwölf Apostel!“

„Allerdings“, bestätigte Narváez. „Ich heiligte sie durch ihre Zahl, da sie von Laufe nichts wissen wollten.“

„Meiner Treu, das ist nachahmenswert!“ lachte Olid.

„Ich will es mir merken, für künftige Fälle. Nach unserem Sieg bei Otompan habe ich Gefangene niederstechen lassen — man kann ja nicht alle hungrigen Mäuler stopfen . . . Jetzt tut mir's leid! Ich hätte sie an Bäumen zu Duzenden heiligen können! . . .“

„Habt Ihr bei Otompan nicht die Königin von Mexico gefangen?“ fragte Narváez.

„Ich wollte, ich hätte sie gefangen! . . .“ entgegnete Olid und sein Gesicht verdüsterte sich. Er fühlte, wie Don Pánfilos Auge ihn durchdringend ansah, und ärgerte sich,

daß er zum zweitenmal mehr gesagt hatte, als er hatte sagen wollen. Eine Weile saßen sich die beiden Feldobristen schweigend gegenüber. Mittelgroß und kurzhalbig war Narváez, hatte einen roten Petrusbart und rotes Haar. Sein ausgelaufenes Auge war von einem schwarzen Lappchen verdeckt, seine von Garfáns Hellebarde durchstochene Wange wies eine fleischige Narbe auf; aber auch die andere Wange leuchtete wie ein roter Apfel. Einen seltsamen Gegensatz bildete sein allzu gesundes struppiges Feuer Gesicht zu dem bartlosen, gefurchten, aschgrauen Gesicht Olids.

Da Olid erriet, daß die Gedanken Don Pánfilos auf der richtigen Spur waren, ihm aber daran lag, die Spur zu verwischen, bemühte er sich, den Unbefangenen zu spielen. Darum zog er es vor, nachdem er sich ja doch verraten hatte, aus seinen Absichten auf Maisblüte kein Hehl mehr zu machen, ihnen aber andere Gründe unterzuschieben.

„Mir wurde die Königin von Cortes weggeschnappt“, sagte Olid leicht hin. „Und ich leugne nicht, daß mich's wurmt. Nicht weil sie schön ist, aber weil man für sie ein reiches Lösegeld einheimfen könnte.“

„Will Cortes sie verkaufen?“ fragte Salvatierra.

„Er denkt nicht daran!“ brummte Olid. „Er legt sich eine Sammlung von Montezumatöchtern an. Auch Marina soll ja eine sein.“

„Ja, wenn er Kaiser von Mexico werden will, wie Ihr vorhin meintet, so kann solch eine Sammlung sich nutzbar machen!“ heßte Narváez. „Mich wundert's, daß ein Mann wie Ihr, Don Cristóbal, sich die Königin entwischen ließ. Verstand ich Euch recht, so hattet Ihr sie schon und mußtet

sie herausgeben. Warum laßt Ihr Euch so viel von Cortes gefallen? Ist er denn mehr als Ihr? Warum genügt es Euch, Diener zu sein, der Ihr doch Herr sein könntet so gut wie er?“

„Da habt Ihr recht, Don Pánfilo! Cortes hat nur sein Glück vor uns anderen voraus! Wir Hauptleute leisten die Arbeit und er hat den Ruhm davon! Sobald aber etwas mißlingt, sind nur wir Hauptleute schuld! In Cholula habe ich ihn gerettet — und glaubt Ihr, daß er es mir gedankt hat? Sein Glück bei Otompan war einfach lächerlich: er wußte nicht einmal, daß es der König von Mexico war, den er erschlug. Und was seinen vielgelobten Sieg über Euch, Don Pánfilo, betrifft, so wissen wir beide doch Bescheid: den Oberbefehl über unser Heer hatte ich in jener Nacht.“

Schon entfallen war es Olid, daß er vorhin erst das Glück des Cortes in den Himmel gehoben hatte. Nun wurde plötzlich Narváez zum Lobredner auf Cortes und schonte sich selbst dabei nicht.

„Nein, nein, Don Cristóbal, so dürft Ihr über Cortes nicht reden. Auf ihn sollte jeder Kastilier stolz sein! Meine Dummheit war es, daß ich der Meldung meines Kämmerers Hurtado nicht glaubte; aber trotzdem — mich zu besiegen bringt nur ein Cortes fertig! Ich will Euch offen gestehen, daß er an mir einen aufrichtigen Bewunderer hat, wenn ich auch nie aufhören werde, sein Feind zu sein. Darum habe ich ihm auch elf meiner verwundeten Offiziere, als sie ausgeheilt waren, zugeschickt. Sie wollten sich in Tlascalala unter seine Fahne stellen, und ich gewährte ihnen die Bitte. Gehet, meine Freunde, sagte ich ihnen; er ist mein Gegner,

wie Achilleus der Gegner des Agamemnon war; aber er ist edel wie Achilleus; ich hindere Euch nicht, die Gefilde Mexicos und den Tod auf dem Felde der Ehre zu suchen!"

"Bergeßt nicht, Don Pánfilo," lachte Salvatierra, "daß Ihr sie auch gewarnt habt: in Mexico gäbe es Fleischeläden, wo nur Menschenfleisch verkauft wird!"

Erstaunt fragte Olid:

"Ihr habt elf Mann nach Lascala gesandt? Wann war das?"

"Vor acht Wochen, kurz ehe Avila und Duero hier eintrafen", sagte Narváez. "Don Andrés de Lapias Schwiegervater Euhertecatl, der sich damals in Vera Cruz aufhielt, übernahm es, sie statt über Sempoalla, wo die Pocken herrschten, den südwestlichen Weg über Tepeaca zu führen."

"Dann sind Eure Offiziere ermordet", erklärte Olid. "Denn in Lascala sind sie nie angelangt; und daß die Bewohner Tepeacas, obgleich sie vor einem Jahr Seiner Majestät Treue schworen, jetzt zu Mexico halten, wurde uns in Lascala bereits versichert. Das gelobe ich Euch: nicht ruhen will ich, bis ich der Sache auf den Grund gegangen bin. Ausgezogen bin ich, den Roten Berg zu züchtigen; und nicht heimkehren will ich, ohne Tepeaca gezüchtigt zu haben! . . ."

48.

Salvatierra hatte zuviel getrunken. Er verfärbte sich, wurde weiß wie feuchtes Salz.

"Hatte er einen Bruder unter den Leuten in Tepeaca?" fragte Olid Don Pánfilo leise.

„Nein. Aber er verträgt nicht den Anblick voller Becher; und leerer Becher erst recht nicht!“

„So wenig wie den Anblick von Blut!“ ergänzte Olid grinsend. „Als wir ihn in Compoalla fingen und schrien, Victoria! Victoria! Narváez ist tot!“, bekam er Leibweh und Durchfall!“

Aguilar bemühte sich um Salvatierra, der von der Bank geglitten war und richtete ihn auf. Olid klopfte dem Trunkenen auf die Schulter.

„Ihr seid eine zu volle Flasche, Señor, — darum entforckt Euch selbst!“ riet er ihm. „Macht es wie Vitellius, sucht das Vomitorium auf! Es ist nahebei: Ihr braucht Euch bloß zur Laube hinauszubeugen!“

Salvatierra befolgte den Rat. Er stieß Aguilar zurück, der ihm behilflich sein wollte, und schwankte an das Fenster der Bretterlaube heran. Sich hinausbeugend übergab er sich. Um ein Haar hätte er das Gleichgewicht verloren: denn von einem Windstoß gewiegt, bog sich der Ceiba-Baum und mit ihm die Laube hin und her, so daß man wohl seekrank werden konnte.

„Ein Schiff!“ gröhlte Salvatierra.

„Was grunzt er?“ fragte Olid.

„Er meint, wir schwanken hier wie auf einem Schiff!“ erläuterte Aguilar.

„Ein Schiff!“ wiederholte Salvatierra.

„Er scheint, weiß Gott, die Laube für eine Schiffskammer zu halten und das Baumlaub für wogende grüne Wellen!“ lachte Narváez.

„Und sich selbst für den Admiral!“ lachte Olid. „Ich hoffe, er wird nicht ein Bad nehmen wollen!“

„Ein Schiff!“ schrie Salvatierra zum drittenmal, sich überkreischend.

„Schon gut, wir haben's gehört, Señor Salvatierra! Verliert die Lenkung Eures Schiffes nicht! Nehmt Euren Platz am Steuerruder wieder ein!“

Wütend wandte sich Salvatierra um und verließ das Fenster.

„Ich bin kein Lügner!“ schrie er. „Jedem zaue ich das Fell, der mir nicht glaubt!“

Ein Trompetenton erscholl: der Alarmpuf des Turmwächters von Vera Cruz. Aguilar eilte ans Fenster.

„Wahrhaftig, auf der Reede draußen — ein Kennschiff! Es segelt auf den Hafen zu . . .“

49.

Unverzüglich war Olid die Leiter hinabgestiegen und hatte sich zu Pedro Caballero, dem Kommandanten der Hafensfestung, begeben, mit ihm zu beraten. Im Stadthause war Caballero nicht mehr anwesend. Olid fand ihn am Meeresufer inmitten einer neugierig auf die Reede starrenden Volksmenge. Eine von Caballero dem Schiff entgegengesandte Schaluppe kehrte eben ans Ufer zurück; so erfuhr Olid, daß die Karavelle dem Gobernador von Jamaica, Francisco de Garay, gehörte, und von einem Hauptmann Diego de Camargo geführt wurde.

Als — bald nach der Gründung von Vera Cruz — Garay durch die heimkehrende Mannschaft seiner Schiffe unterrichtet worden war, daß Cortes mittels einer Maske-
rade — (die der wiehernde Hengst des Lanzenmeisters Ortiz

verraten) — ihm fünf seiner Leute geraubt, darunter den Matrosen Pedro de la Harpa und den spitznasigen kleinen Berichtschreiber Guillén de la Loa, hatte er routhlaß, doch mit schweigamer Zurückhaltung zugehört und die Einzelheiten des Schimpfes in sein Gedächtnis gebucht. Garay nahm sich Zeit. Notgedrungen. Denn Jamaica war eine kleine, karg bevölkerte Insel. Beeinträchtigt wurde seine Werbetätigkeit auch dadurch, daß in St. Jago auf Kuba Don Diego Belázquez mit gleicher Leidenschaft und sehr viel mehr Leidenschaftlichkeit die Aufstellung der hernach von Narváez geführten Heeresmacht gegen Cortes betrieb. Die von Garay in die benachbarten Kolonien ausgesandten Werbeoffiziere konnten meist nur noch Ähren lesen, wo der Gobernador Kubas reich geerntet hatte. So kam es, daß Garays Rüstung noch in den Anfängen steckte, als im Juni die Nachricht aus Kuba nach Jamaica gelangte, Narváez sei mit achtzehn Schiffen an der Küste des Goldlandes Mexico gelandet. Daß Cortes besiegt und in Ketten gelegt worden sei, nahm Garay als selbstverständlich an. Sein Rachefeldzug war gegenstandslos geworden. Aber von der Beute wollte er sein Teil haben. Darum setzte er sein mühselig angeworbenes Heer auf drei Schiffe und befahl dem Hauptmann Diego de Camargo, Mexicos Gestade aufzusuchen — (genau war man in Jamaica nicht unterrichtet, wo sie zu finden waren) — und an der Seite Don Pánfilos sechtend den Wilden so viel Gold abzunehmen, wie nur irgend möglich, die Schiffe aber sofort mit Sklaven verfrachtet heimzuschicken. Sein Gönner und Patron, Don Juan Rodríguez de Fonseca, Bischof von Burgos und

Erzbischof von Rosano, der Leiter der indianischen Angelegenheiten, hatte ihm ja ein Patent ausgemittelt, das ihm Sklavenraub und Tauschhandel an der Festlandküste westlich von Florida gestattete.

Auf die Bußsolen und Seekarten war kein Verlaß. Camargo fand Vera Cruz nicht und landete fünfzig Meilen nördlich am Panuco-Fluß. Auch jener Landstreifen gehörte noch zum huartekischen Gebiet, war also Mexico untertan. Seit der grauenvollen Hinrichtung ihres Statthalters — des Schwelenden Holzes — in Tenuchtitlan, lebten die Huarteken in Furcht und Schrecken vor den Europäern. Sie hielten die neuangekommenen weißen Götter für Freunde des Grünen Steines und begegneten ihnen ehrebetig. Als jedoch die Spanier sich daran machten, Sklaven und Sklavinnen einzufangen, griffen die Huarteken zu den Waffen. In einer Schlacht zogen die Christen den kürzeren, mußten auf die Karavellen flüchten. Alle Schwerverwundeten wurden auf das Flaggschiff Camargos gebracht. Dann segelten die drei Schiffe weiter südlich. Ein Sturm trennte die kleine Armada. Das Flaggschiff war im Sturm leck geworden und drohte zu sinken, als Camargo Vera Cruz sichtete und wieder Hoffnung schöpfend den Kurs auf den Hafen nahm.

50.

Das doch verlorene Schiff ließ Camargo auf den Strand laufen. Auf Anordnung Caballeros wurden die Schwerverwundeten — und das waren fast alle auf dem Schiff, die anderen waren Tote — an Land getragen. Der Er-



schöpfung und dem Hunger waren mehr erlegen als den furchtbaren Sägeschwert-Wunden. Doch fehlte es der Karavelle an Mundvorräten, so barg sie dafür eine beträchtliche Ladung Munitionskisten, Armbrüste, Musketen und Pulver. Ja sogar vier Kartaunen und zehn Feldschlangen. Olid nahm sofort Besitz von den Waffen in Cortes' Namen.

Diego de Camargo war ein Sterbender; seine Ankunft im Hafen sollte er nur wenige Wochen überleben. Von ihm erfuhr Olid, daß sich an Bord der beiden anderen Schiffe ebensoviel Munitionskisten befänden und hundertundfünfzig, wenn auch durch Hunger geschwächte, so doch kerngesunde Soldaten. Dazu sieben Pferde.

„Es wird Euch leicht fallen,“ sagte Camargo, müde lächelnd, „meine Soldaten für Euch zu gewinnen. Die beiden Schiffe herlocken könnt Ihr zwar nicht — das kann nur der Zufall; der freilich kann viel . . . Für mich ist's jetzt zu spät, zu hoffen oder zu rasen. Die Seele vorbereiten für die große Reise, ist jetzt meine Aufgabe . . . Aber den jungen gesunden Burschen wird es gleich sein, ob sie für Narváez oder Cortes sterben, wenn sie nur ihr täglich Brot haben und ausreichenden Gold! . . .“

Die Vorausfrage Camargos bewahrheitete sich tags darauf. Was Olids Wunsch nicht vermocht hätte, — der Zufall vermochte es: er lockte morgens ein zweites und gegen Abend das dritte Schiff des Garay in den Hafen von Vera Cruz. Der Führer der zweiten Karavelle war von Haiti her befreundet mit Olid; nach kurzer Überredung willigte er ein, mit seiner Mannschaft unter Olids Fahnen zu treten. Schwieriger gestaltete sich und mehr Umsicht er-

forderte der Einfang des dritten Schiffes. Von Camargo hatte Olid in Erfahrung gebracht, daß diese Karavelle unter dem Befehl des Alvarez Pineda stand, eines reichen Grubenbesizers, den Olid nur dem Namen nach kannte. Dafür war Juan Sedeño der Reiche befreundet mit ihm; und Frater Aguilar war einst Hausgeistlicher bei Pineda gewesen. In einem Boot ruderten Sedeño, Aguilar und Olid — er hatte sich als gemeiner Soldat verkleidet — an das Schiff heran. Sedeño und Aguilar stiegen an Bord. Sie wurden von Pineda wie alte Freunde begrüßt und umarmt. Nicht genugtun konnte sich Pineda mit Ausrufen der Verwunderung und der Freude darüber, daß der totgeglaubte, seit acht Jahren vermißte Aguilar am Leben war. Teilnehmend fragte Sedeño, ob der Gobernador von Kuba sich wohl befinde.

„Don Diego hat Euch zwar gegrollt, Señor Sedeño, weil Ihr Euch Cortes angeschlossen hattet. Aber . . .“

„Ich?“ unterbrach ihn Sedeño erregt. „Ist es denn aus freien Stücken? Wie ein Seeräuber hat damals Cortes mein Schiff vor Havanna gekapert, hat mich mitgeschleppt wie ein Beutestück! . . .“

„Ja, ein Seeräuber ist Cortes“, erklärte Pineda. „Darum kann man mit ihm kein Mitleid haben. Sein Schicksal ist verdient. Hat man ihn schon hingerichtet?“

„Nein, noch nicht. Ihr und Camargos Leute seid gerade zur rechten Zeit gekommen. Übermorgen legt er den Kopf auf den Block, nebst zwanzig seiner Anhänger. Ich habe es ihm oft genug vorausgesagt!“

„Und was macht Don Pánfilo?“

„Oh, dem geht es ausgezeichnet. Er hat Mexico in der Gewalt und ein Duzend der umliegenden Länder. Augenblicklich ist er im Hafen. Eurem Hauptmann Camargo hat er einen glänzenden Empfang bereitet. Kommt gleich mit in unser Boot, wir bringen Euch zu ihm!“

Alvarez Pineda war es zufrieden. Er stieg mit Sedeño, Aguilar und einer kleinen Gefolgschaft ins Boot und ließ sich ans Ufer rudern. In zwei inzwischen genahen Schaluppen wurde seine Mannschaft ausgebootet.

Raum war dies geschehen, trat Olid auf Pineda zu und forderte ihm den Degen ab.

„Ist der Mann toll?“ fragte Pineda den reichen Sedeño, und seine Stimme überschlug sich vor Schreck. „Wer ist der Mann? . . .“

„Ich bin der Feldobrist Don Cristóbal de Olid. Und Ihr seid mein Gefangener!“

„Ihr seid ein Gefangener des General-Kapitáns Cortes!“ verbesserte ihn Aguilar; dessen Vorwitz sogleich durch einen stechenden Blick Olids gestraft wurde.

Sich zu widersetzen versuchte Pineda nicht. Olid führte ihn in sein Quartier und redete zwei Stunden lang in ihn ein. Das Ergebnis der Verhandlung war, daß Pineda sich bereit erklärte, mit seiner Mannschaft in den Dienst Olids zu treten — nicht aber in den Dienst des Cortes, den er zu hassen vorgab. Daß Olid ein solches Abkommen annehmbar fand, bewies Pineda ebenso wie vordem schon die Bemerkung Aguilars, daß ein Zwiespalt zwischen Olid und Cortes bestand.

Um mehr hierüber zu erfahren, ließ Pineda gegen Abend den Frater zu sich kommen. Nur kurz machte er ihm Vor-

würfe, daß er an seiner Belügung und Festnahme teilgehabt, entschuldigte es indes selbst, da er als Untergebener Olids nicht anders habe handeln können. Überaus herzlich erging er sich dann in Erinnerungen an alte Zeiten auf Kuba. Er fühlte ihm auf den Zahn und merkte bald, daß Aguilar derselbe kindlich phantastische Mensch war wie einst, der sich damals Kind in seinem Hause gefühlt hatte. Die Vertrautheit zwischen ihnen war bald hergestellt. Da fragte Pineda ihn nach Cortes und Olid aus. Ohne Vorbehalt sagte Aguilar, was er wußte. Olid schiene Cortes zu grollen, weil dieser ihn gezwungen, Maisblüte Don Pedro Gallejo herauszugeben. Und gesprächig werdend teilte Aguilar mit, was er aus der Unterredung Olids mit Don Pánfilo über die beiden Montezumatöchter erlauscht hatte.

Alvarez Pineda sagte:

„Glücklich wie Cortes war nie ein Mensch auf Erden. Wie Bileam zu fluchen auszog, aber segnen mußte, so sammelten Diego Belázquez und Garay ihre Heere, welche nun dem General-Kapitán, statt ihn zu vernichten, zugute kommen. Auch mit Doña Marina hat Cortes ein unerhörtes Glück. Nun wird er bald Hochzeit mit ihr feiern können.“

„Ist Doña Catalina krank?“ fragte Aguilar mit gespanntem Gesichtsausdruck.

„Doña Catalina war immer krank, schwindstüchtig seit Jugend auf,“ sagte Pineda, „aber jetzt geht es zu Ende. Als wir von Kuba absegelten, hatten die Ärzte erklärt, sie habe keine drei Wochen zu leben. Ja, ja, Cortes hat Glück . . .“



In dieser Nacht schloß Aguilar die Augen nicht. Er wälzte sich auf den Knien, brachte aber kein Gebet auf die Lippen, da er sich bewußt war, daß es ein Dankgebet werden würde für die Todeskrankheit der Doña Catalina. Unfähig zu beten erhob er sich und sann, bis die Sonne aus dem Meer stieg und Vogelgezwitzcher zu ihm durchs offene Fenster drang. Ziellos war bisher seine seraphische Liebe zu Marina gewesen. Jetzt aber sah er eine Aufgabe und ein Ziel für seine Liebe: darauf hinzuwirken, daß Cortes den Bund mit Marina kirchlich segnen lasse . . .

51.

Dem dicken Kaziken hatte Olid Botschaft geschickt: er werde auf dem Rückweg wieder durch Sempoalla kommen und wünsche ihn in der Stadt vorzufinden; andernfalls werde er ihn an einen Baumast hängen. Der dicke Kazike, der wegen seiner Parteinahme für Narváez noch immer ein schlechtes Gewissen hatte, faßte dies als ein Todesurteil auf und meldete zurück: er begeben sich nach Sempoalla und erwarte den die Augen aushöhlenden Adler.

Als Olid von Caballero, Narváez und Camargo Abschied genommen und sich nach Sempoalla in Marsch setzte, hatte er — außer den zweitausend Tlascalteken — hundert- und fünfundsiebzig Kastilier und dreizehn Pferde. Das war mehr als Cortes in Tlascala zurückbehalten hatte. Und Feuerwaffen besaß Cortes überhaupt keine. Wenn Olid jetzt frondieren wollte, — er hätte die Übermacht gehabt.

In Sempoalla bewarfen die heimgekehrten Sempoalteken Olid mit Blumen, wenn sie auch ergrausend auf

seinen schwarzen Schatten, den allerorts mit blanker Klinge hinter ihm her schreitenden Neger hinschielten. Der dicke Kaziſte kam auf den großen Rasenplatz zwischen seinem Tecpan und dem Teocalli, keuchend wie ein nach Luft schnappender Karpfen und an allen Gelenken schlotternd — obgleich unter den Armen gestützt von seinen beiden Karyatiden — Ollid entgegen, reichte ihm gelbe Federnelken und beweihräucherte ihn mit weißen Kopalkugeln. Auch schwarze Kautschukugeln ließ er in den glimmenden Räucherlöffel fallen, gleichsam als Abwehropfer für den entsetzlichen schwarzen Gott. Der dicke Kaziſte war ein Bild des Jammers. Zum Skelett war der einstige Fleischberg abgemagert. Seine Haut, die nicht zugleich mit seinem Fett hatte schrumpfen können, hing schlapp und faltenreich, bei jeder Bewegung hin und her schwingend wie leere Ziegenlauer, von seinen Backen, seinem Hals, seinen Armen und Händen herab. Überdies hatte er Antlitz und Körper auch noch mit weißer Erde geschminkt. In ein Papiergewand war er gekleidet, ein Papierdiadem schmückte seine Stirn. Im linken Arm trug er ein totes, rotgelbes Hündchen, in dessen Hals ein Obsidianpfeil saß.

Der zu Mißtrauen neigende Ollid entsann sich, daß Piltecatli das Alte Raubtier in Cholula weiß geschminkt hatte, und daß er selbst damals mit Avila wettete, er könne mehr und eleganter Köpfe vom Rumpfe trennen als jener. In welchem Zusammenhang die Wette mit Piltecatlis Auftrag gestanden, war ihm nicht mehr klar, nur wußte er, daß die weiße Schminke Krieg bedeutete. Vollends beunruhigte ihn der tote Hund im Arm des Königs.

Er fragte Aguilar:

„Soll der tote Hund ein Hohngeschenk für mich sein?“

„Nein, Don Cristóbal. Den Hund hat der Kazike an das jenseitige Ufer des neunfachen Wassers geschickt: das ist ein Strom, der die Totenwelt umgibt, nach Ansicht der Heiden. Dort wartet der Hund bis sich sein Herr zum neunfachen Wasser begibt. Kaum daß er ihn erblickt, wirft er sich in den Strom, schwimmt heran und hilft seinem Herrn, ans andere Ufer zu gelangen. . .“

„Was zum Teufel hat der Kazike in der Hölle zu suchen, solange ich ihn nicht hinbefördere?“

„Das ist's ja eben, Don Cristóbal: er denkt, Ihr wollt ihn hinbefördern! Darum hat er sich weiß bekleidet und trägt das Papierkleid, das die Toten tragen.“

Olid mußte hell auflachen. Blitzschnell spießte er das Hündchen auf die Spitze seines Degens und schnellte es in weitem Bogen über die Häupter des königlichen Gefolges hinweg, so daß es an den Stufen des Lecpans niederfiel. Der dicke Kazike, überzeugt, der Degenstoß gelte seinem Herzen, war wie ein Leichnam zu Boden gesunken und lallte immerzu die Klagelaute „Ayao, ayao. . .“

Da Olid sich nie die Mühe genommen hatte, mit Einheimischen zu reden, konnte er fast gar kein Mexikanisch. Er beauftragte daher Aguilar, dem dicken Kaziken zu eröffnen: das Hündchen für die Totenwelt sei nicht mehr vonnöten.

Die Freude des armen Königs über die erlassene Todesstrafe war ergreifend. Die Tränen sickerten ihm in die Runzeln der Hängewangen und wuschen bis zur Brust hinab fingerbreite Streifen von Kreide herunter.

„Ich weine, wie das Feuer weint“ sagte er, gewissermaßen sich entschuldigend „Das Feuer weint keine salzigen Tränen!“

Nun ließ Olid an ihn die Frage stellen, ob er von den elf vermögten Offizieren des Narváez, die auf der Straße südlich von Tempoalla am Citaltepetl — dem Sternberge — vorbei nach Tepeaca gezogen waren, etwas in Erfahrung gebracht habe?

Der dicke Kaxike machte ein sehr bekümmertes Gesicht.

Ja, er wisse, daß sein Vetter Cuherotecatl mit elf weißen Göttern durch das südliche Totonacapan zum Sternberg gezogen sei. Von reisenden Händlern habe er inzwischen gehört, daß Cuherotecatl und die elf in Tepeaca auf grausige Weise umgekommen seien.

Was er erzählte, klang schier unglaublich. Es wurde indes wenige Tage danach bestätigt. Von den Bewohnern Tepeacas waren die Offiziere und Cuherotecatl gastfreundlich empfangen worden. Als sie sich alle in einem Gemach des Tecpans befanden, wurden vor die einzige Tür des Gemaches schwelende Ballen voll Chili-Pfeffer gelegt. Der Dunst drang ein, betäubte die im Raum Befindlichen. Und nicht eher wurden die Ballen entfernt, als bis die Offiziere und Cuherotecatl erstickt waren. Darauf ließen die Fürsten von Tepeaca die Toten aufschneiden, ihnen die Gedärme herausnehmen und sie mit Stroh ausstopfen. Rings um eine mit herrlichen Speisen, Getränken und Blumen bedeckte Tafel wurden dann die Ausgestopften auf Sessel gesetzt und aufgefordert, sich es gut schmecken zu lassen. „Eßt und trinkt, ihr toten Herren, und genießt euer Da-

sein! Hier ist alles was ihr begehrt: geröstete Frösche, Camotli-Wurzeln, weiße Tomaten und Honigwein. Warum eßt ihr denn nicht? Solltet ihr etwa müde von der Reise zu uns sein? . . ." Und dies wiederholten sie Tag für Tag.

Auf die Nachricht hin faßte Olid den Entschluß, sich in Sempoalla nicht aufzuhalten und auf dem nächsten Wege — ohne Tlascala zu berühren — nach Cholula zu eilen, das an Tepeaca grenzte.

52.

Inzwischen hatte Cortes mit seinem Heer und vielen Hilfstruppen Tlascala verlassen und war vor die sechs Meilen im Südosten von Cholula gelegene Stadt Tepeaca gezogen, von deren Unmenschlichkeit er eine Woche früher als Olid in Kenntnis gesetzt worden war. Als Olid Cholula erreichte, hatte Cortes bereits die Adler und Jaguare Tepeacas in zwei Feldschlachten besiegt, hatte die Stadt Tepeaca und andere befestigte Städte des Landes eingenommen und war im Begriff, gegen das gleichfalls rebellische Land Quauhquechollan vorzugehen. Denn da vor bald einem Jahre, während — nach dem Gemetzel in Cholula — Cortes zum Rauchenden Berge ziehend in Tlascalpan, einem Weiler des Freistaates Huecozincó, übernachtete, die Fürsten von Tepeaca dreißig Sklavinnen und ein Goldgeschenk im Werte von vierhundert Dukaten überbracht hatten, wurden sowohl sie wie auch ihre westlichen Nachbarn, die Quauhquecholleken als Vasallen Karls des Fünften und ihre Anhänglichkeit an das Aztekenreich als eine strafwürdige Rebellion angesehen.

Nicht nur die Ermordung und Schändung Cuhercatls und der elf Christen zu züchtigen, hatte Cortes Lascala verlassen. Ihm war zu Ohren gekommen, daß die Pocken in dem bis dahin verschonten Lascala aufgetreten waren — wenn auch vorerst noch vereinzelt, an den Grenzen, nicht in der Hauptstadt. Der Krieg gegen Tepeaca und Quauhquechollan bot die günstige Gelegenheit vor der Seuche zu fliehen, ohne den Indianern als feige zu erscheinen. Ja im Gegenteil: die Lorbeeren, die im Rebellenkrieg gepflückt werden konnten, waren dazu angetan, das durch die Nacht der Schrecken geminderte Ansehen der Christen von neuem zu heben.

Cholula hatte von jeher mit Quauhquechollan (welches ebensoweit südwestlich von ihm lag wie Tepeaca südöstlich) im Unfrieden gelebt. Als nach dem Fall Tepeacas bekannt wurde, daß das Christenheer den Krieg gegen Quauhquechollan plane, herrschte Jubel in Cholula. Der Vogelfsteller, der junge Priesterkönig Cholulas, stellte ein Heer von zehntausend Mann auf, um an der Seite der Christen zu kämpfen. Ihm gefellte sich Prinz Kriegsmaske mit einigen tausend Lascalteken zu. Nicht mit Unrecht hatte Cortes angenommen, daß kriegerische Verwicklungen im Süden den unruhigen Prinzen wie auch dessen Anhang von heimlichen Wühlereien ablenken würden. Zwar hatte der Prinz anfänglich seine Teilnahme verweigert, kam aber jetzt nach Cholula, befürchtend, die Beute von Quauhquechollan könne ihm ebenso verlorengehen wie die von Tepeaca. Der mißtrauische Ollid faßte die Rüstung so großer Indianerheere als gegen sich und Cortes gerichtet auf. Kurz ent-

schlossen bemächtigte er sich des Vogelstellers und des Prinzen Kriegsmaske und hätte sie hinrichten lassen, wäre er nicht von Aguilar daran gemahnt worden, daß der Vogelsteller von Cortes als Priesterkönig eingesetzt worden war. Olid sandte den Vogelsteller und den Prinzen unter starkem Geleit, mit Ketten an Händen und Füßen, Cortes zu, damit er sie aburteile.

Nach eingehender Untersuchung stellte Cortes fest, daß die Unschuldigungen O lids aus der Luft gegriffen waren. Es war ihm äußerst unangenehm, daß der Vogelsteller und Kriegsmaske so behandelt worden waren. Eigenhändig nahm er ihnen die Ketten ab, beschenkte sie, umarmte sie und bat sie ein ums andere Mal wegen des Versehens um Verzeihung. Die erhielt er leicht vom Vogelsteller, indem er ihm erlaubte, in Marinas Nähe zu weilen soviel er wollte, ihr Riesensträuße zu verehren, bei Tisch neben ihr zu sitzen und ihr aus Speisen geknetete Kugeln in den Mund zu stecken (wie er es einst im Weißen Mondesfilde zum Ärger des Velázquez de León getan hatte). Schwieriger war es, die Wut des Prinzen Kriegsmaske zu beschwichtigen, da dieser als Sühne nichts weniger forderte als die Herausgabe Kreideschmetterlings. Cortes ließ Piltzecatl zu sich ins Feldherrnzelt bitten, setzte ihm auseinander, von welcher Bedeutung für den Sieg des Kreuzes die Eintracht unter den Tlascalteken und Europäern sei, und beschwor ihn, auf Kreideschmetterling zugunsten des Kreuzes zu verzichten. Aber Piltzecatl weigerte sich. Und schon drohte Kriegsmaske, unverzöhnt nach Tlascala zurückzukehren. Da rief Alvarado, der als Schwager des Prinzen zu den Ver-

handlungen hinzugezogen war, zu einem Vergleich durch Befragung des Schicksals. Nachdem Kriegsmaske und Piltecatl sich bereit erklärt, dem Spruch des Schicksals sich zu fügen, schlug Alvarado ein Ballspiel im Ballspielhaus einer dem Heerlager benachbarten, erst tags zuvor geplünderten Stadt vor. Das Spiel endete ergebnislos, da beide gleich gute Spieler waren. Ohne den Hermafroditen reiste Kriegsmaske nach Tlascala ab.

Cortes schrieb einen Brief voller Vorwürfe an Olid. Die Folge war, daß Olid mit seinem Heer grollend in Cholula blieb.

53.

Rieselnd im Mondlicht flimmerte das gestickte, von weißen und blauen Flammen umringte Goldkreuz mit der Umschrift *In hoc signo vinces* auf der schwarzen Sammetfahne. Es war zwei Uhr nachts. Gil Solis näherte sich und sprach leise mit dem Wachtposten. Sie weckten Rodrigo Rangel, welcher vor dem Zelteingang auf der bloßen Erde lag. Der Kämmerer begab sich hinein, Cortes zu wecken. Gil Solis wurde ins Zelt gerufen.

Cortes kannte die mit Verschlossenheit und Verschwiegenheit gepaarte Neugier des Gil Solis. Er wußte, daß und weshalb er von seinen Kameraden den Spitznamen *Tras de las puertas*, „Hinter der Tür“, erhalten hatte. Wenn dieser Mann sich gedrängt fühlte, dem General-Kapitän eine Eröffnung zu machen, so mußte er wohl Unerhörtes beobachtet haben.

„Es wird mir nicht leicht, Euer Gnaden,“ begann er, „von meinem Vorfaß abzugehen . . .“

„Von welchem Vorsatz, mein Sohn?“

„Ich bin ein Weltbeobachter. Der Gang ist mir angeboren, Menschenherzen zu ergründen. Man könnte mich einen Diogenes im Fasse nennen, nur daß meine Laterne . . .“

„Der Mond ist!“ unterbrach ihn Cortes. „Das alles ist mir bekannt. Kommt zur Sache, lieber Freund. Ihr habt mich aus dem Schlaf gerissen . . .“

„Wenn Euer Gnaden vorziehen zu schlafen, so kann ich es ja ein andermal sagen!“ erwiderte Gil Solis und wandte sich dem Ausgang zu.

Er war im Begriff die Tür seiner Seele zuzuschlagen und zu verriegeln. Und da Cortes spürte, daß er nie sie wieder aufriegeln würde, hielt er ihn freundlich zurück.

„Ich wollte Euch nicht kränken“, sagte er. „Schmeichelt müßte es Euch altgedientem Soldaten sein, daß Euer Feldherr jedes einzelnen Sonderheiten kennt. Stets gebilligt habe ich Euern Vorsatz, die beobachteten Laster Eurer Kriegsgefährten für Euch zu behalten. Ihr wenigstens seid kein Klatschmaul, das rechne ich Euch hoch an. Etwas Außergewöhnliches muß Euch begegnet sein, sonst kämt Ihr bei nachtschlafender Zeit nicht zu mir!“

„Ich kann es Euch ja auch morgen früh erzählen“, sagte Gil Solis.

„Nein, Ihr dürft mich nicht so auf die Folter spannen!“ lächelte Cortes. „Ihr habt außer mir auch meine Neugier geweckt. Und selbst wenn ich mich wieder zur Ruhe legte, meine Neugier würde doch wachbleiben und den Schlaf mir bis zum Morgen stören. Also sagt, was Ihr zu sagen habt!“

Da berichtete Gil Solis von seinem Erlebnis. Sein Zelt stand neben dem des Don Pedro Gallejo. Bis spät in die Nacht hinein hatte er das zarte schwermütige Flötenspiel der Gattin Gallejos — der Königin Maisblüte — gehört. Schließlich war die kristallene Flöte verstummt: das Ehepaar war zu Bett gegangen, nichts regte sich mehr. Etwa zwei Stunden später schlich eine dunkle Gestalt um das Zelt und verschwand im Zelt.

„Ein Indianer?“ fragte Cortes.

„Erst glaubte ich es auch. Rotbemalt war sein Gesicht, wie die Gesichter mancher Tlascalteken. Schau, schau, dachte ich, hat die Stumme einen Liebhaber? Doch das Stellidiehn wäre schlecht gewählt gewesen, wenn auch ihr Mann im Schlafe lag. Oder sollte es ein Bote des Königs von Mexico sein, der ihr einen Gruß überbringen, ihr vielleicht zur Flucht verhelfen wollte? Vielerlei ging mir durch den Kopf. Ein dumpfes Geräusch glaubte ich zu hören, doch dann sagte ich mir, daß ich ein scharrendes Pferd gehört haben müsse. Vorsichtig spähte ich umher und entdeckte, daß an einem Pfosten hinter dem Zelt ein Pferd angebunden stand. Da plötzlich trat Don Pedro Gallejo aus dem Zelt, gewaffnet wie zur Schlacht. In den Armen trug er sein stummes Weib — ich weiß nicht, warum mir schien, sie sei ohnmächtig. Er bestieg mit ihr das Pferd . . .“

„Und der Indianer?“ fragte Cortes.

„Blieb im Zelt, Euer Gnaden.“

„Sah Ihr das Gesicht Gallejos?“

„Nein, Euer Gnaden. Er hatte sein Helmbisier herabgelassen. Er trug aber nur einen Handschuh; — den andern

hatte er wahrscheinlich in der Eile nicht finden können. Als er aufs Pferd stieg, erblickte ich im Mondlicht ganz deutlich seine linke unbehandschuhete Hand. Sie war schwarz — eine Negerhand!“

„Estevan Parillas — Dlids Neger!“ rief Cortes erregt aus.

„Ja, derselbe Gedanke kam auch mir gleich, Euer Gnaden!“

„Warum habt Ihr's nicht verhindert, Mensch!“ schrie Cortes ihn an.

„Ich versuchte es, Euer Gnaden. Alles geschah ja so blitzschnell. Ich stürzte hinzu, die Zügel zu packen. Da erhielt ich einen Dolchstoß in die Schulter. Ziemlich lange muß ich wohl ohne Besinnung dagelegen haben. Als ich erwachte, war vom Reiter und der Königin nichts mehr zu sehen.“

Jetzt erst bemerkte Cortes den Blutstreck auf dem Wams des Gil Solis.

„Laßt Euch verbinden, mein Sohn. Ihr tattet Eure Pflicht!“

Der Feldscher wurde gerufen. Nachdem die Wunde ausgewaschen und ein Verband angelegt war, begab sich Cortes mit Gil Solis und der Nachtwache ins Zelt des Gallejo. Ein grauenvoller Anblick bot sich den Eintretenden dar. Gallejo lag tot auf seinem Lager: ihm war die Kehle von einem Ohr zum anderen durchschnitten.

Um nicht einen Schlag ins Wasser zu tun, vergewisserte sich Cortes, bevor er den Versuch machte, die Schuldigen zur Rechenschaft zu ziehen, ob sein Verdacht begründet sei. Durch Marina ließ er den Bogelsteller bitten, heimlich in Cholula Erkundigungen einzuziehen. Die Boten des Priesterkönigs bestätigten, daß tatsächlich die Königin von Mexico bei Olid als seine Schlafbuhle lebe, stumm sei wie zuvor und auf ihrer kristallinen Flöte spiele.

Nun sandte Cortes den kleinen Berichtschreiber Guillén de la Loa an Olid mit der Aufforderung, sich wegen der Ermordung des Don Pedro Gallejo zu verantworten. Olid ließ zurückmelden: ohne sein Wollen und Wissen habe aus Übereifer und irreführender Treue sein Neger die ihm von Cortes vorenthaltene Genugthuung verschafft und den durch Gallejo seiner Ehre zugefügten Schimpf gerächt. Wegen dieser Eigenmächtigkeit habe er Estevan Parillas auspeitschen lassen. Weder denke er daran, die Strafe zu verschärfen, noch werde er zulassen, daß sein Neger von anderen Leuten gestraft werde.

Im Namen der Freunde Gallejos forderte Alvarado ungestüm von Cortes, er solle Olid den Kopf vor die Füße legen.

„Den Orion am Himmel zu köpfen, wäre ebenso leicht!“ erwiderte ihm Cortes achselzuckend.

Und er ließ die Sache auf sich beruhen. Ihm fehlte die Macht, Olid zu bändigen.

Es war Anfang November. Seit drei Monaten kämpfte das Christenheer im Süden des Am-Kolibri-Wasser genannten Tafellandes und verschob es, nach Tlascalala zurückzukehren, wo noch immer die Pocken Opfer forderten. Eine europäische Frontfeste — Villa segura de la frontera — war von den Soldaten in Tepeaca erbaut worden, und sie hatten den Ugramant ohne Laten Pedro d'Arcio zum Alguacil und Stadtkommandanten erwählt — sehr zum Mißmut des General-Kapitäns, der den einstigen Reitknecht des Grafen de Urueña für ungeeignet hielt, einen solchen Vertrauensposten zu bekleiden, schließlich aber doch sich vor Candoval und Luis Martín bewegen ließ, die Wahl zu bestätigen. Auf die Eroberung Tepeacas war die Einnahme der von aztekischen Truppen verteidigten Stadt Quauhquechollan erfolgt. Der Feldzug war aber damit noch nicht beendet, denn Cortes wandte sich nun gegen das noch weiter südlich gelegene Land Tzucan, weil es durch Hilfstuppen den hartnäckigen Widerstand der Quauhquecholteken unterstützt hatte. Als nach längerer Belagerung die Stadt Tzucan gestürmt wurde und die Christen in die Mauern Bresche gelegt hatten, gebrauchten die auf einer Stufenpyramide versammelten Landesfürsten — um Zeit zu gewinnen und ihre vor den eindringenden Christen flüchtenden Adler und Jaguare zu sammeln — eine wunderbare Kriegslift. Sie befahlen sämtlichen jungen Frauen und Mädchen sich der Kleider zu entledigen und, geordnet wie ein Kriegertrupp, den weißen Göttern splitternaß entgegenzugehen. Die von Kampfrut berauschten, mordend und plündernd durch die Gassen vordringenden Kastilier sahen

sich, an das Teocalli gelangend, plötzlich der tausendfältigen, die Mordlust lähmenden Nacktheit gegenüber. Unverhüllt zeigten die Mädchen und Frauen ihre Schamteile, hielten mit beiden Händen ihre Brüste und begossen die Soldaten mit der hervorspritzenden Milch. Da rief Sandoval lachend:

„Holt euch die Hübstehesten heraus, Kameraden, aber beschmußt das christliche Schwert nicht mit Frauenblut!“

Und der Rat wurde befolgt, das Gemetzel fand ein Ende. Auch die Fürsten von Tzucan ergaben sich, da es ihnen trotz der Kriegslust nicht gelungen war, ihre Adler und Jaguare zu neuem Angriff zu sammeln.

56.

Die Seuche hatte sich endgültig von Tlascalala verabschiedet. Ehe sie davonzog, nahm sie die sammelnde Biene und das Offene Gesicht mit sich in ihr dunkles Reich. Kriegsmaste war nun an Stelle seines Großvaters, des blinden Hundertjährigen, König und beherrschte Die-auf-der-Kalterde. An Stelle des Offenen Gesichts aber trug sein Neffe Piltecatl die Liara der Stadtkönige und herrschte über Die-auf-den-Bergen.

Nicht ohne Sorge erfuhr Cortes von der Ranagerhöhung seines Widersachers Kriegsmaste: schon einmal hatte er Brigantinen zerstört. Der Bau der neuen Brigantinen war zwar der Pocken wegen unterbrochen worden, den Schiffbaumeister Martín Gutiérrez hatte Cortes mit nach Tepeaca genommen; doch waren schon damals im Hochsommer viele Schiffsteile hergestellt worden, deren Vernichtung einen empfindlichen Verlust an Zeit und Mühe bedeutet hätte.

Darum beschleunigte Cortes die Rückkehr nach Tlascala. Der Feldzug war siegreich beendet. Das ganze, Am-Kolibri-Wasser genannte, Tafelland war befriedet. Alle Staaten zwischen Tlacopan im Westen und dem Sternberg im Osten gehorsamten dem Kreuz. Das getrübte Ansehen der weisen Götter hatte den früheren Glanz zurückgehalten. Selbst aus dem fernen Südländ Doraca (Marinas Heimat) nahen Abgesandte, erbaten Hilfe gegen die mexikanischen Unterdrücker. Und die Fronfeste in Tepeaca, La villa segura de la frontera — „das sichere Grenzstädtchen“ — sicherte die für spätere Kämpfe so wichtige Verbindung zwischen dem Wassergau und dem Meere, schützte auch die neuen Vasallen des Kaisers vor der Rache Mexicos.

Obgleich Cholula auf dem Wege nach Tlascala lag, umging das Christenheer die heilige Stadt. Eine Auseinandersetzung oder gar Abrechnung mit Olid war Cortes nicht erwünscht, wie sehr auch Alvarado — dem der chaotische Olid von jeher zuwider gewesen war — dazu drängen mochte. Ein gutmütiger, biederber Haudegen war Alvarado, nichts weniger als ein Politiker. Trotz des Unheils, das er beim Torcatl-Fest, dem Fest der Geburt des Furchtbaren Huiquilopochtli, für Freund und Feind heraufbeschworen hatte, war Cortes ihm nicht entfremdet, doch hütete er sich nach so üblen Erfahrungen auf seine Ratschläge zu hören.

Festlicher denn je war der Empfang, den Tlascala dem christlichen Triumphator und seinem Siegerheer bereitete. Mächtige Schwebebogen, ganz aus Blumen gebunden, übervölbten die meisten Gassen. Cortes und die Feldobristen trugen über ihren Stahlharnischen tiefschwarze

Rutten und hatten ihre Helme mit Trauerflor umwickelt, um ihre Teilnahme am Schmerz des Volkes über den Hingang des Offenen Gesichts und der Sammelnden Biene recht sichtbar zur Schau zu tragen. Die aufdringliche Trauerbezeigung war wenig angebracht, da die zwei alten Stadtkönige seit Wochen in ihren fürstlichen Grabkammern lagen. Doch die kindlichen Tlascalteken fühlten sich geehrt und bewunderten dankerfüllt den theatralischen Pomp.

Gleich den zweiten Tag nach dem Einzug gab Cortes den beiden neu gekrönten Stadtkönigen die Annehmlichkeiten seiner Gunst zu kosten. Er schlug Kriegsmaske zum Ritter. Kriegsmaske wußte sich schier nicht zu lassen vor Stolz, denn die feierliche Zeremonie des Ritterschlags war noch nie an einem Indianer vorgenommen worden. Nun hieß er der erste einheimische Ritter der neuen Welt; und er fühlte sich als solcher. Nach Schluß der Feierlichkeit zur Äußerung eines Wunsches aufgefordert, erbat er sich einen Trompeter, wie der General-Kapitän einen hatte. Bereitwillig trat ihm Cortes Sebastián Rodríguez ab (— einen Beaufsichtiger: Isabel Rodríguez war von der weißen Schlange des Prinzen Kriegsmaske getötet worden). So überschwenglich war der Dank des kupferbraunen Ritters, daß er sogar seiner Schwester Rabenblume die Hand zur Versöhnung bot.

Wie vorauszusehen, war Piltecatl getränkt über die Bevorzugung seines Rivalen und beklagte sich. Ihm wurde eröffnet: sein Zusammenleben mit Kreideschmetterling sei den Kastiliern anstößig; er könne den Ritterschlag nur erhalten, wenn er sich vom Hermafroditen trenne.

Bis dahin hatte Cortes durch die Finger gesehen; wie es überhaupt nicht seine Art war, sich um den Lebenswandel seiner Untergebenen zu kümmern. Der Sittenlosigkeit seines besten indianischen Feldherrn hatte er, wenn auch nicht Vorschub geleistet, so doch auch keine Steine in den Weg gelegt. Im Grunde hatte er es als ein Glück betrachtet, daß der Hantakapel zwischen Kriegsmaske und Piltecatl mehrmals den Besitzer wechselte. Dem Umstand hatte ja seinerzeit das Christenheer den entscheidenden Sieg über Tlascala zu verdanken.

Aber was neuerdings — seit dem Tode des Offenen Gesichts — geschehen war, konnte nicht übergangen und erst recht nicht stillschweigend gutgeheißen werden. Nicht bloß die Kastilier, auch die Männer und Frauen Tlascalas mißbilligten es und redeten voll flammender Entrüstung darüber.

Kaum war Piltecatl König, hatte sich Kreideschmetterling in den Kopf gesetzt, Königin zu sein. Der vernarrte Piltecatl willfahrte allen seinen Launen, schmückte ihn mit königlichem Schmuck, krönte ihn mit der Türkis-Stirnbinde. Doch nicht zufrieden damit, begehrte Kreideschmetterling nach allen einer Königin gebührenden Ehrungen und Huldigungen. Er weinte immerwährend; und auf Piltecatls Frage, was der Grund seiner Tränen sei, erwiderte er: die Tlascalteken glaubten nicht an seine Weiblichkeit; befreit von Kummer werde er nur sein, wenn dem Volke verkündet werde, daß er ein Kind geboren. Damals gerade hatte eine Nebenfrau Piltecatls ein Kind zur Welt gebracht. Um nun den Schluchzenden zu beschwichtigen, ließ Piltecatl

das Neugeborene in des Hermafroditens Bett legen und gab dem Volke bekannt: Kreideschmetterling sei Mutter geworden. Glückwünschend kamen die Fürstinnen Tlascalas an das Wochenbett der Königin und sahen, wie sie strahlend den Säugling an ihrer Brust hielt. Doch durch Kammerfrauen wurde der Betrug ruckbar, und die Freude des Volkes wandelte sich in Grimm.

Bereits war es Piltecatl überdrüssig, die Zielscheibe verstedten Spottes und unverblümter Vorwürfe seiner Stammesgenossen zu sein. Als ihm auch Cortes ernste Vorwürfe machte, daß er durch seine Nachgiebigkeit gegen die Bizarrierie des Zwitters die Sittlichkeit verletz und ein Ärgernis gegeben, lieferte er kurzerhand Kreideschmetterling aus, nur die zwei Bedingungen stellend, daß Kriegsmaske ihn nicht erhalte und daß er selbst zum Ritter geschlagen werde. Beides wurde ihm zugesichert.

Ein kleines Nebengebäude im Garten des christlichen Klosters erhielt Kreideschmetterling als vorläufige Unterkunft. Zu ihm eindringen konnte bloß, wer vor der geheiligten Schwelle des Klosters nicht halt machte. Eben erst Ritter geworden, scheute sich Kriegsmaske vor solch einem Frevel. Auf gültlichem Wege hoffte er zum Ziel zu kommen — zu Gewaltmaßnahmen blieb ihm ja immer noch Zeit. Mit leidenschaftlichen Bitten bedrängte er Cortes und versprach achtzigtausend Mann Hilfsstruppen für die Herausgabe des Zwitters. Ein zu wertvolles Angebot war dies, als daß es leicht hin hätte abgewiesen werden können. Mit überschwenglichem Dank nahm Cortes die militärische Hilfe an, erklärte jedoch, er fasse das Angebot als ein Ent-

gelt für den Ritterschlag und den Trompeter auf. Mit bezwingender Liebenswürdigkeit redete er auf Kriegsmaske ein und bat ihn, sich in seine Lage zu versetzen: auch Pilticatl sei dem Heere unentbehrlich. Darum sei er gewillt, die Austragung des Zwistes bis nach der Einnahme Tenuchtitlans hinauszuschieben. Und Cortes ließ durchblicken, er werde nach der Eroberung Mexicos Kreideschmetterling Kriegsmaske zusprechen.

Der Dialektik Don Hernandos war der enggeistige Tlascaltekenkönig nicht gewachsen. Gegen Gründe fielen ihm nicht oder zu spät ein. Er beschied sich. Seine Begeisterung für Trompeten, Christentum und Rittertum schwand merklich dahin. Von neuem grollend schloß er sich in seinen Tecpan ein.

57.

Einige Zeit hernach trafen in Tlascalcala mehrere vornehme Mexikaner ein, an ihrer Spitze der Freund des Herabstoßenden Adlers, der Alte Wickelbär. Die Staatsgesandten waren nachts gereist, und auch ihr Einzug in die Stadt erfolgte nachts. Von ihrem Kommen waren bloß Kriegsmaske und mehrere seiner Palastbeamten unterrichtet. Seit den Verhandlungen in Chalco hatte er oft sehnlich die Ankunft des alten Zauberers herbeigewünscht, der damals das Gelübde getan, den Tlascalteken die Ehrfurcht und Furcht vor den Göttern Anahuacs wieder einflößen, ihnen dardun zu wollen, daß die Götter nicht tot seien, und sie dem alten Glauben zurückzugewinnen. Heimlich ließ Kriegsmaske die Mexikaner in seinen Tecpan führen und beherr-

bergte sie. Bis zum Morgen saß er in eifrigem Gespräch mit ihnen, sie mit Pulque und Kräutertränken bewirtend. Als die Sonne sich hob, war er schwer betrunken und grölte:

Als wir die Mexikaner und ihre Frauen rösteten,
Als wir die Sklavenhalter auswählten für den Opferstein . . .

Mit feinem Lächeln überhörten die kultivierten Mexikaner die Entgleisungen des Barbarenkönigs.

Gegen Abend, als er seinen Rausch ausgeschlafen, begab er sich in den auf schroffer Höhe gelegenen burgähnlichen Tecpan des Königs Piltecatl und suchte Cortes auf. Mit der Bitte, das Geheimnis zu hüten, teilte er ihm mit, er habe den Besuch von Mexikanern erhalten, Abgesandten Guatemocs. Bei Nacht gereist und nachts angekommen seien sie, da zu befürchten war, die gegen Mexico aufgebrauchten Tlascalteken könnten sich zu einer unbedachten Tat hinreißen lassen und das heilige Recht der Völker verletzen. Einer der Gesandten habe vom Herabstoßenden Adler den Auftrag, mit Cortes zu verhandeln. Ob Cortes bereit sei, ihn heimlich in der kommenden Nacht zu empfangen?

Cortes erklärte sich bereit dazu. Gegen Mitternacht wurde von Dienern des Königs Kriegsmaske der Zauberer Zacagin zu ihm geführt. Nur Marina durfte bei der Unterredung zugegen sein.

„O großer Krieger, o Grüner Stein!“ begann der Alte Wickelbär. „König Quauhquemoc, dessen Stadt inmitten des Kolbentohrs steht, sendet dir durch mich einen Gruß. Einst in Sempoalla blickte er in deine Adleraugen, als er

von den Totonaken geopfert werden sollte und von dir aus dem Holzkäfig befreit wurde. Damals blickte er in die Schluchten deines Herzens und sah leuchtend wie herausgespültes Gold in den Tiefen dunkler Abgründe Großmut schimmern. Du bist ein Tapferer, darum kannst du freigebig sein. Nur die Ängstlichen halten fest, was der Himmel und die Erde ihnen schenken. Du aber weißt, daß du immer wieder beschenkt werden wirst. Was kann dir an der einen Gabe des Himmels und der Erde gelegen sein? . . ."

Unterbrechend fragte Cortes:

„Von welcher Gabe sprichst du?“

„O Grüner Stein, der Himmel und die Erde haben dir erlaubt, die Königin Maisblüte zu fangen. Nicht über allen Geschenken schwebt ein Segen: glühheiße Edelsteine muß man aus der Hand legen, bevor sie die Hand verbrennen. Dem Herabstoßenden Adler stirbt in der Brust das Herz, wenn er der Gefangenen gedenkt. Er bittet dich, sie ihm zurückzugeben.“

Cortes sann eine Weile nach und sagte:

„Die Königin ist ein Pfand in meinen Händen. Guatemoc rechnet auf meine Großmut. Er vergißt, daß selbst die Großmut bedingt ist und eine unüberschreitbare Grenze hat. Allzu großmütig ist nur ein Narr. Wie soll ich auf ein Pfand verzichten, gegen das ich reiche Provinzen eintauschen könnte?“

„Welche Provinzen forderst du?“ fragte der Zauberer.

„Mexico und die Stadt Tenuchtitlan!“ entgegnete Cortes leichtfertig. Dann lachte er selbst über seine kecke Antwort. „Du siehst, Alter, daß wir nie handelseinig werden können!“

„O Grüner Stein, der Herabstoßende Adler will ja die Königin nicht umsonst haben, er will sie einlösen, er will sie dir abkaufen für hohen Preis. Und wenn du jetzt auch lachst, — du wirst den Tausch nicht abschlagen.“

„Der König von Mexico muß steinreich sein, wenn er glaubt, ein Lösegeld mir bieten zu können, das den Besitz von Mexico und Tenuchtitlan aufwiegt!“

„Die Schatzkammern Anahuacs sind ausgeplündert!“ erwiderte der Zauberer mit düsterem Vorwurf im Tonfall.

„Doch der Herr der Welt hat fünf weiße Götter in seiner Gewalt. Ja, ja, nun flattern Feuerschmetterlinge in deinen Blicken, o Grüner Stein! . . . Fünfundvierzig weiße Götter waren im Walde bei Teotihuacan — kurz bevor ihr nach Otompan zogt — von König Dhrring-Schlange gefangen worden. Dierzig hat er in seiner Stadt Tezcucó auf der Opferblutschale getötet. Aber fünf — und zwar die edelsten — sandte er nach Tenuchtitlan als Geschenk für unseren Gott Huitzilopochtli. Noch entriß man ihnen den Edelstein nicht. Diese fünf bietet dir der Herabstoßende Adler an für Königin Maisblüte! Doch muß die Königin bis morgen Mittag an der Großen Mauer sein, denn das Opferfest in Tenuchtitlan ist in drei Tagen.“

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel wirkte die Mitteilung auf Cortes. Er, der eben noch gelacht hatte, sah sich plötzlich vor eine qualvolle Entscheidung gestellt. Ruhelos schritt er im Zimmer auf und ab, während die nicht minder erregte Marina durch Fragen an den Zauberer feststellte, daß die fünf Gefangenen der Hauptmann Francisco de Lugo, der Fährnich Villareal, Jjabel de Djeda, der vornehme Büchsen-

spanner Juan de Nájera und der Portugiese Alfonso Ferreira waren.

Cortes fing an laut zu denken, wie er es immer vor Marina tat. Die spanischen Laute zu verstehen war ja der Alte Wickelbär nicht imstande.

„Meine Lage ist entsetzlich,“ begann er. „Bisher, wenn Kameraden starben — und viele Hunderte verlor ich — sagte ich mir: es war Gottes Wille. Mit diesem Glauben errichtete ich einen Wall um mein Herz. Als ich erfuhr, die fünf- undvierzig Mann seien gefangen, fand ich mich ab damit, so gut es ging. Auch eben noch, als der Alte vom Opfertod der Bierzig sprach, nahm ich es hin als gottgewollt. Doch das Leben dieser fünf hat der Schöpfer aus seiner Hand in meine Hand gelegt. Und ich bin nicht allmächtig wie Er. Auch nicht allweise. Ich zermartere mein Hirn und sehe keinen Ausweg. Mir fehlt die Macht, Oid zu zwingen.“

„Zwang weckt Trotz, Don Hernando. Aber bittet Oid — er kann doch so unmenschlich nicht sein! . . .“

„Meinst du, Kind, ich soll ihm von Menschlichkeit reden? Oid und Menschlichkeit! Er ist ein reisendes Tier! Einem Tiger nimmt man die Beute nicht durch Zureden oder Überredung. So Sinnloses, Zweckloses, Ausichtsloses versuche ich nicht. Ein mißglückter Versuch in diesem Fall wäre schlimmer als Selbstmord: er würde meine Machtlosigkeit aller Welt offenbaren. Den Mexikanern darf ich meine Schwäche nicht verraten, den Tlascalteken und meinen Leuten erst recht nicht. Soll ich etwa zu den Mexikanern sprechen: Liebe Freunde, ich würde euch ja gern die Königin ausliefern, hätte ich nur die Streitkräfte, sie meinem unbot-

mäßigen Hauptmann abzunehmen! . . . Mit der Gloriole meines Namens wäre es damit für alle Zeiten vorbei. Ich komme mir wie ein Pilot vor, der im Sturm ein mit Menschen vollbesetztes Schiff an Klippen vorbeisteuert, wo Ertrinkende ihn um Hilfe anrufen. Er muß die Klippen meiden, er muß sich die Ohren verstopfen und die Augen schließen, den Todeskampf der Ertrinkenden nicht zu sehen; der Menschen wegen, für die er die Verantwortung trägt, muß er unmenschlich sein. Er muß die Schuld auf sich nehmen, um frei von Schuld zu sein!“

„Don Hernando, so unmenschlich könnt Ihr nicht sein!“ rief Marina schluchzend aus. „Stellt es Euch doch vor: Lugo, Villareal und Isabel auf dem Menschenwürgeplatz! Entscheidet es wenigstens nicht in dieser Nacht! Laßt Euch Zeit bis morgen!“

Den Bitten Marinas gab Cortes schließlich nach und ließ dem Zauberer mitteilen: die Tochter Montezumas sei eine zu wertvolle Geißel, als daß sie mit fünf Gefangenen erkauft werden könne. Sie auszutauschen liege nicht in der Absicht der weißen Götter. Doch um in einer so wichtigen Sache nicht vorschnell zu handeln, wolle er noch einen Tag lang mit sich zu Räte gehen und werde in der folgenden Nacht seine endgültige Entscheidung bekannt geben.

„D Grüner Stein,“ sagte der Zauberer, „in deinem Herzen ist die Entscheidung unverrückbar, wie ein Felsen in der Erde; — nur um Malinçins Tränen abzuwischen, wartest du noch auf die Wiederkehr der Sterne. In deinem Herzen aber siehst du die fünf weißen Dpferflaven schon mit der roten Korallenschlange umwunden. Bedenke: die

Sterne dieser Nacht kehren nie wieder! Und solltest du auch morgen aus der Tiefe deiner Eingeweide seufzen über das Los der mit Daunensfedern Bellebten — es wird morgen zu spät sein.“

„Warum zu spät?“ fragte Cortes.

„O Grüner Stein, weil die Welt eine andere ist, weil die Welt sich verwandelt mit jedem Tag. Der König von Mexico kann die Frist nicht verlängern: das Volk gehorcht ihm — doch er gehorcht den Priestern. Morgen Abend wirst du reden wie du heute redetest . . . oder du wirst tot sein. Was heute Blüte ist, kann ja morgen schon Frucht sein; und was heute strahlende Frucht ist, kann morgen schon vermodern. Vielleicht auch werde ich morgen Abend tot sein. Die Himmelsgötter wissen die Zukunft, nicht wir Menschen!“

Nachdem Cortes den Zauberer entlassen hatte, fand er keine Ruhe und kämpfte immer wieder von neuem den Kampf mit seinem Gewissen aus. Auch gegen Marinas Tränen hatte er sich zu wehren; — keine Macht hätten sie über ihn gehabt, wäre er seiner Selbstvorwürfe Herr geworden. Schließlich übermattet, schrieb er, allen Vorfäßen zum Troß, einen Bittbrief an Olid. Dem Reiter Domínguez gab er den Auftrag, so schnell wie nur irgend möglich mit dem Brief nach Cholula zu jagen.

Gegen Morgen traf eine Antwort, und zwar eine abschlägige, ein. Olid schrieb: Alle Mexikaner seien Lügner. Montezuma habe nie ein wahres Wort gesprochen und sein Nachfolger auf Mexicos Thron halte es ebenso. Die Königin Maisblüte sei ein unschätzbares Lösegeld wert,

aber nicht die vermoderten Gebeine längst abgeschlachteter und verzehrter Christen. Er habe sich bei Cholulteken erkundigt und in Erfahrung gebracht, daß alle fünfundvierzig Gefangene — also auch Lugo, Villareal und Isabel de Djeda — längst den Tod auf dem Opfstein gefunden hätten.

58.

Und wieder wurde, als am nächsten Morgen die Sonne aufging, von frühen Wandern (die mit Ballen, Säcken und geflochtenen Weidenkörben beladen, ihre Waren zum Marktplatze schleppten) beobachtet, daß auf dem Tectan des Königs Kriegsmaske, sich plusternd auf einer der rotbemalten, treppenförmigen Dachzinnen, ein Dactli-Vogel, ein kleiner schwarzer Geier mit weißer Halskrause saß. Er galt als Heil- und Unglücksbringer, er hieß der lachende Vogel. Setzte er sich auf ein Hausdach, so hatte es stets eine Vorbedeutung: — eine gute, wenn er seinen kreischenden Schrei Ah-ah-ah ausstieß; eine schlimme, wenn er yeccan rief.

Das Volk Tascalas hatte den Glauben, aber nicht den Aberglauben, abgelegt. Es erschrak: der Vogel rief yeccan, yeccan. Und als das Grau-Blau des Gebirgstals rötlichem Morgenschein wich, war auf dem mit Verkäufern und Käufern sich füllenden Marktplatze fast nur vom Geier die Rede. Bald verbreitete sich ein Gerücht, welches das böse Vorzeichen zu bestätigen schien. Und schon kamen, von der Zahuapan-Brücke her, Männer, Frauen und Kinder auf den Markt gelaufen; verstört vor Schrecken erzählten sie, auf der Brücke stehe Tzoçauhqui, der Türkisherr, der alte gelbgesichtige

Feuergott, und er drohe Iascala den Untergang an zur Strafe für seinen Abfall vom Glauben der Väter.

„Steht uns bei, Santa Malia und Xesu Nazaleno! Wir sind verloren! Er wird uns alle schlachten!“ schrien verzweifelte Stimmen aus der Volksmenge.

Und plötzlich befand sich der Gott mitten auf dem Markt, überraschend plötzlich, wie von einem Windstoß hingetragen. Angstgelähmt, unfähig zu fliehen, warfen sich die Tausende um ihn her ächzend und wimmernd zu Boden, berührten mit ihren Stirnen die Erde, und wagten die Augen zu ihm nicht zu erheben. Eine weiße Perücke trug der Türkis Herr, der Vater Tezcatlipocas, einen bleckenden blauen Drachen auf dem Rücken und vor dem Gesicht eine Türkischschlangemaske. Durch den weit offenen Mund der Maske sprach er zum Volk:

„Unglückliche Iascalteken! Glaubt ihr, eure neuen Götter anrufend, das Strafgericht des Himmels abwenden zu können? Wißt, daß euer Untergang beschlossen ist, wenn ihr fortfahrt jenen zu opfern! Ich und alle Himmelsgötter, wir waren eure Sünden müde geworden und wir verließen diese verlorene Stadt. Doch wir kehren zurück. Glaubt ihr, daß die weißen Götter uns standhalten können? Vernahmt ihr nicht, was in Tenuchtitlan geschah? Tezcatlipoca, Huizilopochtli, Xipe Totec und Tlaloc haben mich vorausgesandt, auf daß ich ihre Wiederkunft melde!“

Die Rede des Gottes wurde durch Lärm unterbrochen. Eine Schar von nahezu hundert Klosterschülern war auf den Markt gekommen. Sie hatten frühmorgens im Zahuapan gebadet und waren auf dem Rückwege nach ihrem Kloster durch das Gerücht vom furchterweckenden predigenden Heiden-

gott auf den Marktplatz gelockt worden. Jetzt drängten sie sich unerschrocken, voll Schülerhochmut und der Übergewalt der christlichen Heiligen gewiß, an den Gott heran und hinderten ihn durch wüstes Geschrei am Weiterreden. Er sei nicht der Türkisherr, er sei überhaupt kein Gott, schrien sie ihm zu. Ein Betrüger sei er oder ein böser Teufel in Gottestgestalt, und alles was er spreche sei Lüge; — die Wahrheit aber sei nur bei den Christen zu finden. Und ein Antonio genannter Knabe, ein Neffe des Königs Kriegsmaske, hob einen Stein auf und rief seinen Mitschülern zu:

„Laßt uns den Gott steinigen!“

Da streckte der Türkisherr die Arme empor und erzwang sich für einen Augenblick Gehör:

„Schlagt eure Götter tot, ihr verführten Kinder! Ihr verrietet ja auch den Fürsten Fichtenzweig, den letzten Adlerrfürsten Lascalas! Sind seine Söhne, die jungen Jaguare, unter euch? Heben auch sie Steine gegen ihren Gott? Nun, sie mögen! Alle Schuld führt ins Steinmesserhaus, sagt das heilige Buch der Toltteken. Und welche Schuld ist verächtlicher, ist strafwürdiger als der Verrat am Willen unserer ersten Ahnen, unserer ersten Väter? Die Wunden, die ihr mir zufügen wollt, werden euere Augen mit Asche füllen, o Lascalteken, aber meine Augen werden erstrahlen im Blumenhaus der Sonne! In euren Herzen werden meine Wunden schwären, wenn alle Freien Anahuacs, deren Kleider Schmutzfedern schmücken, zu Knechten und Bettlern geworden durch die weißen Sklavenhalter . . .“

Antonio warf den Stein. Auch die anderen Knaben zielten und warfen. Der Türkisherr floh nicht. Aufrecht

stand er da. Als er schon aus vielen Wunden blutete, deckte er den Mantel über seinen Kopf. Erst als ein Stein durch den Mantel hindurch ihm die Schläfe zerschlug, sank er zu Boden, röchelte und verschied.

Von Palastbeamten wurde die Leiche in den Tecpan des Königs Kriegsmaske geschafft und den Mexikanern ausgeliefert. Heimlich bei Nacht, wie sie nach Tlascalala gekommen waren, zogen die Abgesandten des Herabstoßenden Adlers der Großen Mauer zu, in einem verschnürten Mumienbündel die sterblichen Überreste des alten Zauberers mit sich tragend.

59.

In jenen Tagen landete in Vera Cruz ein abenteuerlustiger Hidalgo, Don Francisco Hernández, mit einer gut ausgerüsteten Mannschaft von dreihundert Mann. Als er erfuhr, Cortes habe Narváez besiegt und plane einen neuen Angriff auf Mexico, zog er nach Tlascalala und stellte sich und sein Heer unter den Oberbefehl des General-Kapitäns. Das Glück hatte wiederummal Partei genommen für seinen Liebling.

Jetzt hätte Cortes Olid strafen können. Er war klug und stark genug, es nicht zu tun. Als er ihn auffordern ließ, sich in Tlascalala einzufinden, gehorchte Olid. In einer Aussprache unter vier Augen warf Cortes Olid die Gefangen-
setzung des Vogelfellers und des Königs Kriegsmaske vor. Bei diesem Verweis ließ er es bewenden. Gallego und Maisblüte wurden nicht erwähnt.

Zwölftes Buch

I.

Den Ammen Mexicos gab man, wenn sie Knaben säugten, einen kleinen rubinroten Wurm zu essen, den Tzchahuitl oder „Blutwurm“, welcher im Schlamm der Lagune lebte und von dem die Sage ging, er färbe sich mit dem Blut der Ertrunkenen. Fischer versicherten, sie hätten auf dem Seeboden Leichen gesehen, wie umhüllt von einer beweglichen, sich schlängelnden Purpurdecke, gewirkt aus den biegsamen Leibern vieler Tausende solcher Tiere. Lang wie ein Finger war der Blutwurm, hatte keinen Kopf, und sein Schweif war gespalten. In Stücke geschnitten und gesotten, wurde er von den Ammen verzehrt.

Als einst der Kriegsgott, der blaubemalte Von-der-Jungfrau-Geborene, eine ellenbreite, weithin duftende weiße Silberreiherrblume in der Hand haltend, den in der siebenten der Urmenschenhöhlen zurückgebliebenen Azteken befohlen, das Reiterland zu verlassen und denselben Weg einzuschlagen, den vor ihnen die Tolteken, Chalken, Tapaneken, Culhuas, Tlalhuiten und Tlascaltteken gezogen waren, hatte er ihnen, während sie an Tula vorbeikamen, das Land der Verheißung und den silbernen von Weiden, Pappeln und Sadebäumen



umbordeten Schilfsee Mexicos vor die Augen gezaubert. Als bald sungen die Azteken dort auf dem Zaubergewässer Meerablen und Blausflügelenten und sie fanden in ihren ausgeworfenen Netzen außer Fischen, Krabben und Eptli-Austern auch Karminrotes Gewürm. Da vernahmen sie die grausige Stimme des in einer Lade verborgenen Stammgottes:

„Ich bin Huitzilopochtli — niemand kommt mir gleich! Ich bin der Blutwurm! Des Blutwurmes Fleisch ist mein Fleisch, sein Blut ist mein Blut, sein Körper ist mein Körper! Wer den Blutwurm verzehrt, stärkt sich mit meinem Mut und meiner Kraft! . . .“

Doch nur wohlhabende Frauen und bezahlte Ammen genossen den Izrahuitl. Das niedere Volk und die zahllosen Sklaven Lenuchtitlans hatten sich immer geekelt vor dem zweischwänzigen Tier. Und jetzt verabscheuten sie es mehr denn je; sie waren erwacht seit der Nacht der Schrecken. Wohl hatte diesmal noch Quetzalcoatl vor den finstern Göttern weichen müssen. Doch seit das Palladium Mexicos, die vom Überwältiger gestiftete Goldmaske auf dem Schlangenberg mit offenem türkisumringten Munde und mit leeren aufgerissenen Augenlidern auf die Wasserstadt niederblickte, hatten Schlag auf Schlag Unglücksfälle die Dnmacht des Blutwurmes Mexico offenbart. Bei Otompan hatten die Heerscharen eine schmachvolle Niederlage erlitten; dem geplanten Bund der indianischen Völker waren Tlascalala, Huecotzinco, Cholula und Chalco nicht beigetreten, die geraubte Witwe des Überwältigers hatte nicht zurückgeholt, die Steinigung des Alten Wieselbärs nicht gerächt, der Kriegsrüstung der Staaten am Kolibriwasser und ihrer

weißen Zwingherren nicht Einhalt geboten werden können. Und während nunmehr — wenige Wochen vor der Winter-
sonnenwende — Tenuchtitlan das Panquetzalitzli, das Empor-
heben-der-Fahne, das Hauptfest des Furchtbaren Huitzilop-
ochtli feierte, senkte sich wie ein schwarzer Nebel der Schrecken
auf die Lanzenden herab, ließ sich doch die Unheilsbotschaft
dem Volke nicht mehr verheimlichen, daß das Heer der Gelb-
haarigen wieder an den Schilfsee gelangt war und daß die
Hauptstadt Acollhuacans, Tezcucó, — durch Verrat der An-
hänger der Schwarzen Blume, — ihre Tore dem Grünen
Steine geöffnet hatte. Nur mit Mühe waren König Dhring-
Schlange und seine Mutter, die Herrin von Tula, der
Gefangennahme entronnen, waren heimlich bei Nacht über
den See herüber geflohen.

2.

Mit den Sklavinnen der Herrin von Tula war auch
Isabel de Djeda über den See gekommen. Von den fünf-
undvierzig gefangenen Christen war nur noch sie am Leben.
Als nach der Rückkehr der Gesandten nach Tlascala die
Steinigung des Alten Wickelbärs bekannt geworden war,
hatte der Herabstoßende Adler den Hauptmann Francisco
de Lugo, den Fähnrich Billareal, den Arkebusier Juan de
Nájera und den Portugiesen Alfonso Ferreira aufs Graus-
samste schlachten lassen. Diese vier waren ihm von Dhring-
Schlange als Geschenk für Huitzilopochtli ausgehändigt
worden. Zwar hatte der Alte Wickelbär im Gespräch mit
Cortes auch Isabel de Djeda erwähnt, doch beruhte das
auf einem Irrtum. In Aussicht gestellt hatte Dhring-

Schlange die Auslieferung Isabels, falls dadurch die Befreiung der Königin Maisblüte erkaufte werden könnte. Während er aber die vier Männer nach Mexico sandte, behielt er Isabel in Tezcucó, behielt sie auch, als durch die heimgekehrten Gesandten das Gerücht verbreitet wurde, Königin Maisblüte sei von den Gelbhaarigen ermordet worden. Der Forderung, Isabel müsse als Sühnopfer fallen, widersetzte er sich. Und gerührt von ihren Tränen, bezaubert von ihrer Schönheit, machte er — als Besitzer und Herr der Kriegesklavin — von seinem Recht Gebrauch, ihr den Tod zu erlassen. Den Abmahnungen der Herrin von Tula zum Trotz liebte er sie, nachdem sie seine Schlafhule hatte werden müssen, mit einer scheuen, ehrfurchtsvollen Hingabe, gleichsam ein höheres Wesen in ihr witternd — wegen oder trotz ihrer weißen Haut und wegen oder trotz ihrer zur Schau getragenen stolzen, herausfordernden Verachtung. Er bemühte sich, ihr bitteres Los zu lindern. Damit freilich erschwerte er ihre Lage, da seine hartherzige Mutter die weiße Göttin, die unter ihrer Aufsicht als Sklavin im königlichen Tecpan lebte, seine Liebe entgelten ließ.

Daß Isabel de Djeda nicht tot sei, erfuhr Cortes, als das kastilische Heer wieder wie vor Jahresfrist bewundernd und angstbeklemmt von der Höhe des Cordillerenpasses nördlich der Weißen Frau auf das Hochtal Anahuac und die fünf Seen hinabblückte und überrascht wurde durch die unerwartete Ankunft der Schwarzen Blume. Erst wenige Tage zuvor war die Schwarze Blume nach Tezcucó vorausgeeilt, weil ihm Nachricht zugekommen war, das Volk Tezcucos wolle sich gegen Hyring-Schlange erheben. Er hatte gehofft,

sich der Stadt ohne Schwertstreich bemächtigen zu können; — nun kam er wundenbedeckt als Flüchtling zurück und kniete, als er sich von Christen umgeben sah, zum Gebet nieder, seinem Schöpfer für die wunderbare Rettung dankend.

3.

Von abenteuerlichen Erlebnissen erzählte er Cortes. Er war heimlich in Tezcucó eingedrungen und hatte sofort mit seinen Anhängern beratschlagt, wie sie durch einen Handstreich das Haus der Speere, die Tore und den königlichen Tecpan in die Gewalt bekommen könnten. Verkleidet, mit phantastischer Gesichtsbemalung wagte er sich ins Volksgewühl, schritt unerkannt bei lichtem Tage durch die Gassen. Da erblickte er eine weiße Sklavin — Isabel de Djeda. Alle Vorsicht außer acht lassend, ging er ihr nach und flüsterte ihr auf spanisch zu: ihre Befreiung stehe nahe bevor. Obgleich er sie beschworen hatte, sich nichts anmerken zu lassen, vermochte sie ihre Freude nicht zu verbergen. Die Volksmenge wurde aufmerksam, bedrohte ihn. Er mußte flüchten, wurde eingeholt, überwältigt und gefesselt. Nachdem sein Bruder Dhrring-Schlange erfahren hatte, wer der Gefangene sei, ließ er ihn in das außerhalb Tezcucos gelegene Lustschloß Tezcotzincó schaffen — wohl weil er befürchtete, bei einer Opferung innerhalb der Stadt könne das Volk den Lieblingssohn des Herrn des Fastens zu retten versuchen. Auf einer senkrecht in den Schilfsee abstürzenden Felsenterrasse wurden der Schwarzen Blume die Fesseln abgenommen. Wie ein König wurde er begrüßt, mit Kräutertränken und Früchten bewirtet. Und ein hoher



Hofbeamter überreichte ihm im Namen des Königs Dhring-Schlange goldene Sandalen, Dhrgehänge und einen Kolibri-federmantel. Der Hofbeamte schnürte ihm die Sandalen an die Füße, schmückte ihn mit dem Dhrgehänge und legte ihm den Mantel um die Schultern; — am Halsauschnitt des Mantels aber befand sich ein hanfener Strick.

„O großer Krieger,“ sagte der Hofbeamte, „diesen prachtvollen Mantel schenkt dir der König!“

Als aber vier Diener hinzusprangen, die Enden des Strickes zu erfassen, sagte die Schwarze Blume:

„Laßt mich noch einmal meinen See und meine Berge sehen, ehe ich mich ausruhe!“

Das durften sie ihm nicht abschlagen. Über die Brüstung gelehnt, blickte er auf den türkisvogelfarbenen See hinab. Dann ließ er sich blißschnell hinabgleiten. An den Felsvorsprüngen wurde sein Körper geschrammt und zerseht; und doch — was niemand für möglich gehalten hätte — er erreichte lebend das Wasser. Untertauchend mußte er schwimmen, denn sofort hatte sich die Terrasse mit Kriegern gefüllt, und hunderte von Pfeilen wurden ihm nachgesandt. Als er nach einer Weile, um Atem zu schöpfen, empor-tauchte, erblickte er Dhring-Schlange unter den Bogenschützen. Seine kühne Flucht bewundernd rief Dhring-Schlange:

„Von solchem Stamm mußte solch ein Sproß kommen!“
Und Dhring-Schlange verhinderte seine Verfolgung.

4.

Den Smaragdelfen und den Brunnen der Verjüngung suchte Ordás nicht mehr. Ordás hatte fortan ein neues Ziel: die Befreiung seines Mündels Isabel de Djeda. Täglich und stündlich hielt er sich seine Schuld vor Augen: durch den unseligen Bärenkampf im Zedernwald von Teotihuacan war er abgehalten worden, ihr im Augenblick der höchsten Gefahr zur Seite zu stehen — sei es um sie zu retten, sei es um sie zu töten, damit ihr Schlimmeres erspart bleibe. Daß er selbst mit dem Leben davongekommen war, empfand er als eine Schmach, die er sich niemals verzeihen durfte. Mit seinem Leben hoffte er seine Schuld begleichen zu können.

Der Schwarzen Blume vage Kunde von Isabel wurde bald hernach auf eine erschütternde Weise bestätigt. Gegen Tezcuco vortrückend, lagerte das Christenheer in dem fünf Meilen südlich dieser Stadt gelegenen Orte Coltepec („Wachtelberg“), und an der Wand eines Palastes dort wurde die mit Kohle geschriebene Inschrift entdeckt: „Gefangen weilte hier, auf dem Wege nach den Altären Mexicos, der unglückliche Francisco de Lugo.“ Und von anderer Hand war kaum leserlich darunter getrigelt: „Wir sollen gefressen werden. Glückliche ist Santisteban, der im Kampfe fiel; glücklich sogar Isabel, die des Kaziken Mege ward.“

5.

Die Christen — fünfhundertvierzig Fußsoldaten, vierzig Reiter und fünfundzwanzigtausend Tlascaltteken — waren bis vor die Tore Tezcucos gerückt. Vier vornehme Adler-

fürsten des Königs Dhrring-Schlange fanden sich bei Cortes ein, überreichten ihm als Huldigungsgeschenk des Königs ein Edelsteinperlband sowie Schmucksachen aus gehämmertem Gold: der König, „der seine Stadt am Seeufer hat“, heiße den Grünen Stein und seine kühnen Krieger willkommen und freue sich, sie in seinem Lecpan zu beherbergen und reich zu bewirten.

Zinster ließ Cortes durch Marina erwidern: Ehe er als Gast die Stadt betrete, verlange er die Rückgabe Isabels und die Auslieferung des Königs Dhrring-Schlange samt allen anderen Verbrechern, die an der Ermordung Lugos und seiner Gefährten teilgehabt.

Die Acolhuaken blickten einander bestürzt an, und in ihrer Angst logen sie, ohne selbst inne zu werden, daß ihre Lüge eine stolze anklägerische Wahrheit war. Es gäbe einige Leute in der Stadt, — sagten sie, — die pflegten unter dem Baume zu weinen, an welchem der Hauptmann Avila den kleinen König Menschen-Puma hängen ließ; und einige weinten auch um den Edlen Traurigen, der in der Schatzkammer des Königs Wassergesicht erdroffelt wurde. Diese Anhänger Menschen-Pumas und Cacamas hätten sich an den gefangenen Christen gerächt. Dagegen seien die übrigen Bewohner Lecucos wie auch König Dhrring-Schlange schuldlos.

Eine so offenbare Lüge zu widerlegen, bemühte sich Cortes nicht. Er lachte verächtlich und wiederholte streng seine Forderung: binnen einer Stunde mußten Isabel und Dhrring-Schlange ihm zugesandt werden, — sonst werde in Lecuco kein Stein auf dem andern bleiben.

Die vier Abgesandten kehrten in die Stadt zurück. Das Stadttor wurde hinter ihnen geschlossen und auf der Stadtmauer zeigten sich Schildträger und Bogenschützen: Tezcuco richtete sich auf eine Belagerung ein.

6.

Doch als am folgenden Morgen die christliche Artillerie die ersten zwei Steinkugeln in die Stadt geschleudert hatte, öffneten kampfslos die Acolhuaten ihre Lore; und von neuem suchten Adlerfürsten Cortes auf — geführt von einem obersten Adler, einem Getreuen der Schwarzen Blume. Er bat um Schonung der Stadt und Einstellung der Feindseligkeiten, da König Dhrring-Schlange mit seiner Mutter, der Herrin von Tula, und seinem ganzen Anhang bei nächtlicher Weile nach Tenuchtitlan entflohen sei; — nur noch Freunde der Schwarzen Blume weilten innerhalb der Mauern. Freilich habe Dhrring-Schlange Isabel de Djeda mit über den See genommen, so daß ihre Rückgabe nicht ausführbar sei.

Das Heer zog in Tezcuco ein. Die vier Stadtteile, in welchen streng voneinander abgeschieden Aztlaneken, Acolhuaten, Tapaneken und Huitznaken wohnten, überboten sich mit Freudenbezeugungen. Die Christen wateten durch Blumen. Jäh fand der Jubel ein Ende, da im Sanktuar des Tezcatlipocatempels vierzig gegerbte weiße Menschenhäute entdeckt wurden und auch das Fell der Grauschimmelstute Diegos de Ordás: im Halbkreis um den Altar waren die Wände mit diesen furchtbaren Trophäen bespannt. Die Kastilier erkannten an Narben und Muttermalen einzelne ihrer Kameraden wieder. Blindwütige Rachsucht schäumte auf.



Um die schöne Stadt vor Zerstörung zu bewahren, sah sich Cortes gezwungen, dem tobenden Zorn einige Sühnopfer in den Rachen zu werfen. Obgleich er Straßlosigkeit zugesichert hatte, hielt er Gericht. Er fragte die versammelten Würdenträger: Wie das zu erklären sei, daß von seinen Kampfgenossen nur die Häute sich erhalten hätten? Wo denn ihre Schädel und Knochen seien? Denn er habe vor, ihnen ein christliches Begräbniß zuteil werden zu lassen.

Die Schädel — wurde ihm beklommen entgegnet — befänden sich im Haus der Köpfe. Aus den Arm- und Bein-Knochen aber seien schöne, mit Juwelen verzierte Flöten gefertigt worden.

„Hat Dhrring-Schlange sie gefertigt? Oder die Herrin von Tula? Oder die Adler und Jaguare, die mit ihnen entflohen?“ fragte Cortes spöttisch.

Er erhielt keine Antwort. Und weiter fragte er:

„Was wurde aus dem Fleisch meiner Glaubensgenossen?“

Die Befragten blieben stumm. Da sagte Cortes:

„Ihr Fleisch wurde in Schüsseln gebraten und wurde, in Maistuchen verpackt, von euch Kannibalen gestressen. Alle Einwohner dieser Stadt haben — ohne Ausnahme — das Leben verwirkt. Bloß meinem Freunde Schwarze Blume zuliebe will ich mich mit einer maßvollen Sühnung begnügen — wenn ihr fünfundvierzig der Schuldigen herschafft, sei es daß diese bei der Opferung mitgeholfen, sei es daß sie die Knochenflöten gefertigt, sei es daß sie am kannibalischen Mahl teilgenommen.“

Begierig für ihre Mitbürger zu sterben, meldeten sich so viele, daß ihrer mehr als die Hälfte abgewiesen werden

mußte. Die Schuldigen — und das waren die besten Söhne Tezcucos — wurden vom Henker Dsorio an die unheimlichen Yucca-Bäume gehängt, deren schwertförmigen Blätter die Eingänge der Tempelhöfe beschatteten.

7.

Die Schwarze Blume war nun unumschränkter Herr über Acolhuacan. Er war und blieb der ungekrönte König. Hätte er gewollt, er hätte das Krönungsfest feierlich begeben können; weder sein Bruder — der durch die nächtliche Flucht das Recht auf den Thron verscherzte — noch die Christen wären imstande gewesen, ihm es zu untersagen. Aber die Schwarze Blume war flug genug, einzusehen, daß die Zeit nicht dazu angetan war, Freudenfeste zu feiern. Seine Hauptstadt trauerte: an den Yucca-Bäumen wiegten sich die Geheuln im Winde. Auch wollte er sich nach heidnischem Ritus nicht krönen lassen — an einer christlichen Krönungsfeier aber hätte sein noch ungetauftes Volk Anstoß genommen. Statt Großer Chichimecatl oder Chichimeca tecuhtli (Herr der Chichimeken) nannte er sich daher bloß Statthalter von Tezcuco und ließ sich von Cortes diesen Titel verleihen. Nachdem er in wenigen Tagen ein Heer von hunderttausend Acolhuaken aufgestellt hatte, fand er für seinen ruhelosen Betätigungsdrang kein Feld in Tezcuco: die Belagerung Mexicos — das war in einem Kriegsrat beschlossen worden — durfte nicht eher beginnen, als bis die noch im Bau befindlichen dreizehn Brigantinen gezimmert, aus Tascalca über die Cordilleren an den Schilfsee gebracht und vom Stapel gelassen waren. Voll lodern-

der Ungeduld erbat sich die Schwarze Blume von Cortes Urlaub, um nach Tlascala zu eilen, wo er durch seine Mithilfe den Bau der Schiffsteile zu beschleunigen hoffte.

Daß er um Urlaub nachsuchte und nicht eigenmächtig das Heer verließ, hatte seinen Grund darin, daß kurz vor dem Ausbruch nach Anahuac Cortes, gewißigt durch die bösen Erfahrungen mit Olid und der nie abreisenden Aufsäffigkeit — besonders mancher von Narváez übernommener Soldaten — müde, ein drakonisches Edikt erlassen hatte. Verstöße gegen die Disziplin sollten in Zukunft ohne Rücksicht auf den Dienstgrad geahndet werden.

„Unser Krieg wäre ungeracht,“ — so begann jenes bedeutungsvolle und folgenreiche Dekret —, „unser Krieg wäre ein verabscheuungswürdiger Raubzug, wenn es nicht unser einziges Ziel wäre, diese Völker vom Götzendienst abzubringen, in ihnen die Sehnsucht nach Erlösung zu wecken und sie dem christlichen Glauben zuzuführen.“

Würfelspiel, blasphemische Schwüre und Duelle verbot das Dekret als ehrenschränderisch für ein Kreuzfahrerheer. Mit dem Tode bedroht war die Vergewaltigung einheimischer Frauen. Mit dem Tode bedroht war die Aneignung und Verheimlichung erbeuteter Sklaven und Kostbarkeiten. Mit dem Tode bedroht war Fahnenflucht — und als solche galt jede eigenmächtige Entfernung vom Heer.

8.

Mit Genugtuung nahm es Cortes auf, daß der mächtige Bundesgenosse sich Urlaub erbat, mochte er als Unterfeldherr auch dazu verpflichtet sein. Doch ihn nach Tlascala ziehen

zu lassen, hielt Cortes für bedenklich. Er traute ihm nicht rückhaltlos, wollte ihn unter den Augen behalten. In Lascala war der Schiffbau in guten Händen; am Eifer des Schiffbaumeisters Martín Gutiérrez und seiner Zimmerleute zu zweifeln, lag ebensowenig Grund vor wie am politischen Takt und der Einsicht des Hauptmanns Andrés de Tapia, den Cortes zum Befehlshaber der kleinen zurückgelassenen Heeresmacht ernannt hatte, um ihn für seine schimpfliche Degradierung — sie hatte nur wenige Wochen gedauert — zu entschädigen. Dort war der Statthalter Lezcucos nicht vonnöten. So machte ihm denn Cortes einen Gegenvorschlag. Für den Stapellauf der Brigantinen mußte ein breiter Kanal am Schilfsee und für ihren späteren Schutz ein landeinwärts gelegener großer Hafen gegraben werden. Ob er gewillt sei, die Grabungen auszuführen und die erforderlichen Erdarbeiter zu stellen? — Geschmeichelt und überstolz sagte die Schwarze Blume zu und ging unverzüglich mit hemmungsloser Begeisterung (wie es seine Art war) an die Ausführung. Da jedoch bloße Begeisterung, Strebsucht und Beschäftigungsdrang nicht genügten, unterstellte ihm Cortes den weißhändigen Sánchez Farsán und den jüngst zum Hauptmann ernannten Alonso de Djeda, Isabels Bruder, dessen Aufgabe es war, ihn unauffällig zu leiten, zu beraten, vor allem aber, ihn auf Schritt und Tritt zu beaufsichtigen.

Denn auf Indianer war nun einmal kein Verlaß, auch nicht auf diesen ungestümsten und mächtigsten aller Bundesgenossen. Blinde verderbliche Naturkräfte kann listreicher Menscheng Geist wohl bändigen, ableiten; ja auch in Bahnen

leiten, in denen sie nutzbringend werden. Daß es in diesem Fall gelingen werde, ließ sich erhoffen, aber nicht voraussagen. Bleibt es doch allemal ein Wunder, wenn ein jung gezähmter Tiger nicht zubeißt, nachdem er ausgewachsen seiner Kraft sich bewußt wird. Darüber war Cortes sich vollkommen klar, daß einige hundert Kastilier Tenuchtitlan nicht einnehmen konnten, daß der bevorstehende Kampf ein Krieg der Schwarzen Blume gegen den Herabstoßenden Adler sein werde. Die anderen Verbündeten — die Tlascalteken, Cholulteken, Totonaken und Chalken — zählten kaum im Vergleich zur Militärmacht Acolhuacans: das Heer von hunderttausend Mann konnte die Schwarze Blume, wenn nötig, verdreifachen. Vor Jahresfrist hatten zwar fünfhundert Kastilier vermocht, sich in Tenuchtitlan einzunisten, dank dem Aberglauben Montezumas, welcher Götter zu Gast geladen hatte; — ein zur Wehr sich setzendes Mexico aber mit solch einem Häuflein anzugreifen, wäre ein eitles Unterfangen gewesen. Das Ziel des Bannerherrn mußte sein, die beiden Raubtiere aufeinander zu heßen und, nach dem Unterliegen des einen, auch den Sieger unschädlich zu machen . . .

9.

Vom König Hungeriger Schakal, dem Vater des Herrn des Fastens, war der altertümliche Tecpilpan — „Am Federbusch“ — geheißene Tecpan erbaut worden, den jetzt die Kastilier bewohnten. Die Schwarze Blume schritt mit Cortes und Marina durch den abendgeröteten Schloßgarten und blieb sinnend vor einem hohen Steinbildnis stehen —:

es stellte einen König, umlodert von einer flatternden Schmuckfedaureole dar, dem ein unterjochter Fürst in krummer, hündischer Haltung eine Blume hinreichte.

„Dieses Königs Liebe war verflucht!“ murmelte die Schwarze Blume.

Und Cortes fragte:

„Wer war dieser König?“

Da die Schwarze Blume schwieg, antwortete Marina:

„Der Hungrige Schakal, der strahlendste Herrscher, den Anahuac gesehen, ein großer Dichter und ein großer Feldherr . . .“

„Ich wundere mich über Euer Nichtwundern!“ rief die Schwarze Blume aus. „Ihr betrachtet den edelsten der Türksgebürtigen ohne Staunen, ohne Bewunderung. Dieser wunderbare König hat lange im Hause der Schwarzen Schlange gelebt, ehe er zur Sonne vordrang. Er befreite die Welt vom schlimmsten Drachen . . . Dann freilich verhalf er einem noch schlimmeren Drachen zur Macht!“

Fragend schaute Cortes Marina an.

„Er meint Mexico“, sagte sie. „Und mit dem ersten Drachen meint er das zerstörte Tepanekenreich.“

Wieder gutmachen wollte Cortes die unbeabsichtigte Kränkung, — war ihm doch eben mangelnde Teilnahme vorgeworfen worden. Nun stellte er Fragen und ließ sich aus der Vorgeschichte Tezcucos den reizvollsten Abschnitt erzählen. Die ein Jahrhundert zurückliegenden, doch schon sagenhaft gewordenen Geschehnisse, fortlebend in der mündlichen Überlieferung der Priester Schulen, waren ausgeschmückt und von Generationen gewissermaßen umgedichtet worden zu einem Heldenlied vom Hungrigen Schakal.

Als Mexico fast noch ein Pfahldorf war und die Azteken alljährlich eine Ente und einen Frosch als Tribut dem Tapanekenkaiser Zürnender Aderlasser darbringen mußten (spottvoll bemitleidet vom Despoten als zu arm für besseren Tribut), gedieh und blühte das chichimekische Reich Acolhuacan am östlichen Schilffseeufer. War den jenseits der Lagune herrschenden Tapaneken der wachsende Reichtum Tezcucos ein Dorn im Auge, so hatte der Zürnende Aderlasser auch noch einen persönlichen Grund zu unauslöschlichem Haß — mit seiner Tochter Prinzessin Obsidianblume hatte der König Acolhuacans — der wie der Pulque-Gott Ome tochtli „Zwei Kaninchen“ hieß — den Beischlaf nicht vollzogen und hatte sie nach pompfaster Traufeierlichkeit in die Tapanekenhauptstadt Azcapuzalco als Mädchen zurückgeschickt, weil sie weniger schön war als seine Kebsweiber.

Nun erhielt eines Tages König Zwei Kaninchen eine Anzahl Baumwollballen vom Zürnenden Aderlasser, mit der Bitte, sie von seinen Untertanen zu Mänteln verweben zu lassen und ihm die Mäntel zu senden.

Das Volk Tezcucos murrte: Sind wir die Fronarbeiter der Tapaneken? Aber König Zwei Kaninchen beachtete den Schimpf nicht und schickte die Mäntel. Auch als ein zweites Mal Baumwollballen eintrafen, erfüllte er das Begehren des dreiften Nachbarn. Eine dritte Baumwollsendung langte an. Diesmal ließ er zurückmelden: er behalte die Baumwolle, um daraus Baumwollpanzer für seine Krieger weben zu lassen.

Der Krieg begann.

Der greise Tapanekenkönig ernannte seinen Sohn Schambinde zum Heerführer. König Zwei Kaninchen aber stellte sich selbst an die Spitze der Chichimeken. Und bald erlebte Anahuac mit Staunen die Wandlung eines verweichlichten Fürsten in einen siegreichen Feldherrn. Das zertrümmerte Tapanekenheer suchte schließlich Schutz hinter den Mauern von Azcapuzalco.

Nach vierjähriger Belagerung sah der Zürnende Uderlasser ein, daß seine Stadt verloren war, wenn List sie nicht rettete. Er schickte dem König von Tezcucō Gesandte und ließ ihm melden, er gebe sich in seine Hand und erkenne ihn an als den Herrn der Welt. Berauscht vom Klang des Ehrennamens „Herr der Welt“, ließ jener sich betören. Voll unbefonnener Ritterlichkeit verzichtete er auf Rache und erklärte: genug Blut sei geflossen und er wolle die nicht strafen, die vom Himmel gestraft seien.

Er hob die Belagerung auf und kehrte nach Tezcucō zurück; als Sieger scheinbar, in Wahrheit als Unterlegener. Entrüstet über die verhängnisvolle Großmut, entfremdete sich ihm der Adel Acolhuacans. Bloß drei oder vier seiner Vasallen blieben ihm treu: — die anderen vermehrten die allzubald wiedererstarkende Macht der Tapaneken.

Zwei Kaninchen begriff bald, daß das Verhängnis für ihn selbst, seine Krone und sein Land unabwendbar war. Es von seinem zwölfjährigen Sohne, dem Hungerigen Schakal, abwenden zu können, war fortan seine einzige Hoffnung, — außer ruhmvoll zu fallen. Lebte sein Kind, so lebte der Königsstamm fort, und ein Rächer und Wiederhersteller des Thrones von Tezcucō konnte dereinst erstehen.

Ohne Kriegsansage überfiel Prinz Schambinde Acolhuacan. Und diesmal war König Zwei Kaninchen außerstande, der Übermacht sieghaft entgegenzutreten. Im Stich gelassen von seinem Adel, in mehreren Schlachten besiegt, wurde er schließlich in seiner Hauptstadt umzingelt und belagert. Ein Verräter öffnete den Feinden ein Thor. Und während das kampfmüde Volk Tezcucos gemeinsam mit den Tapaneken die königlichen Paläste wie auch die des abtrünnigen Adels plünderte, entwich der König mit dem Hungrigen Schakal und drei ihm zur Seite gebliebenen Fürsten in eine Schlucht. Als er tags darauf Verfolger nahen sah, befahl er seinem Sohn, einen hohen Wildkirschenbaum zu ersteigen und sich im Laubwerk versteckt zu halten. Weinend nahm er Abschied von ihm, beschwor ihn, sich aufzusparen, damit das uralte Blut der Chichimekenkönige nicht versiege, und ihn Jaguar-Arm nennend, ermahnte er ihn, sich mit Bogen und Pfeil zu üben bis zum Tag der Vergeltung. Seine Begleiter aber schickte er in eine benachbarte Festung unter dem Vorwand, sie müßten von dort Beistand herbeiholen. Allein nahm er den Kampf mit den Tapaneken auf und fiel nach tapferer Gegenwehr.

Sein Kopf wurde abgeschlagen, seine Insignien geraubt, um dem Zürnenden Aderlasser vorgezeigt zu werden. Die nackte, wundenbedeckte, geköpfte Leiche blieb in der Schlucht, wo bald darauf geflüchtete Toltteken, Handwerker aus Tezcucuo, sie fanden und (trotz der Schändung) erkannten. Aus Binsen und Zweigen fertigten sie einen Totenstuhl, setzten die mit einigen Federn notdürftig geschmückte und mit weißer Erde geweißte Leiche darauf, murmelten bis zu

Sonnenuntergang Grablitaneien und entzündeten sodann das Leichenfeuer des Königs, wie es damals noch die alte Sitte der Tolteken heißte. Dem Knaben, der aus dem Baumgeäst herabgestiegen war, rieten sie, über den Gebirgswall nach Huecozincó, Cholula oder Lascala zu fliehen, da der Zürnende Aderlasser eine hohe Belohnung auf seinen Kopf gesetzt hatte.

Das große Reich Acolhuacan — das die eine Hälfte des Hochtals Anahuac von Teotihuacan und Otompan bis südlich Chalco umfaßt hatte — lag nun zertrümmert, der Willkür und Rachsucht preisgegeben da. Der Zürnende Aderlasser gewährte den Besiegten eine Frist von zwei Jahren, sämtliche Wurfbretter, Speere, Pfeile und Obsidianschwerter abzuliefern, Handel und Wandel in ihrem verwüsteten Lande wiederherzustellen und der furchtbaren Hungersnot zu steuern. Vom dritten Jahre an waren sie verpflichtet, die in den früheren Kämpfen des Königs Zwei Kaninchen zerstörten Tempel, Paläste und Häuser der Tapaneken wiederaufzubauen. Alle, ob arm ob reich, ob hoch ob niedrig, mußten entweder daheim Waren für die Feinde verfertigen oder in Feindesland mit Mörtel und Kelle den Grunddienst tun. Ausgenommen waren bloß die geschicktesten Handarbeiter — Goldschmiede, Steinschneider, Federarbeiter —, die in Azcapuzalco angesiedelt wurden; auch Frauen und Mädchen wurden nach der Tapanekent Residenz verpflanzt, wenn sie schön zu spinnen und buntgemusterte Mäntel zu wirken verstanden.

Der Sieger begnügte sich mit dieser abgefeimten Folter und Blutaussaugung nicht. Täglich heckte er neue Grausam-



keiten aus, von denen die seltsamste wohl diese war: Abgesandte des Zürnenden Aderlassers durchstreiften Acolhuacan, und in jeder Stadt und jedem Dorf ließen sie sich die kleinen Kinder — im Alter von zwei bis zu zehn Jahren — vorführen. Und sie richteten an die Kinder die Frage: ob sie den Zürnenden Aderlasser oder den Hungrigen Schakal zum König haben wollten. Diejenigen von den Kindern, die, ihren Eltern nachredend, den Hungrigen Schakal nannten, wurden an den Häusermauern zerschmettert. Mit dieser Kindervertilgung erreichte der greise Zwingherr indes nur, daß sein Name zum Abscheu wurde in Anahuac, daß aber der Name des entkommenen Königsknaben — von dem wenige bis dahin gehört hatten — nun allgemein bekannt ward und von allen heimlich geflüstert wurde, die unter der Tapanekenherrschaft ächzten. Das waren nicht nur die Besiegten.

Denn gleich nach dem Tode des Königs Zwei Kaninchen nahm der Zürnende Aderlasser eine Teilung der Welt vor und ernannte sich selbst zum Herrn der Welt. Er war hundertdreißig Jahre alt und dermaßen hinfällig, daß er in einem mit Moorschnepfen-Daunen angefüllten Weidenkorb liegend umhergetragen werden mußte: tags setzte man ihn der Sonnenbestrahlung aus und nachts wurde er im Korb zwischen zwei lodernden und immerzu geschürten Scheiterbränden gebettet, damit sein erkaltendes Blut nicht vereise. Während rote Bäche über die Steintreppen seiner Tempel flossen und mit märchenhaften Reigen die Bewohner Azcapuzalcos den Sieg feierten, versammelte er alle Könige der blauen Erdscheibe um sich, teilte und verteilte die Welt.

An der Gebirgswand freilich endete seine Welt. Dahinter lag das regnerische Tlalocan, wo die Mutter der Hegen und die Bergblume Wolken schoben. Das Vierfürstentum Tlascalala und die Königreiche Huecoyotl, Cholula, Tepeaca und Quauhquechollan hatten dem Zwingherrn den Treueid nicht geleistet, und sie wagten es, dem Hungrigen Schakal Schutz und Freistatt zu gewähren.

Zehn Jahre lang führte der junge König ein Flüchtlingsdasein diesseits und jenseits der Vulkankette. Obgleich vogelfrei, betrat er immer wieder den Boden des einstigen Acolhuacan und horchte auf den Herzschlag seines gemarterten Volkes. Während er selbst vom zwölfjährigen Knaben zum Jüngling heranwuchs, nahm er allmählich das Wachsen der Volkssehnsucht nach Befreiung und Rache wahr. Meist unerkannt, ließ er sich mit Hirten, Jägern oder Feldarbeitern in Gespräche ein. „Ob der Hungrige Schakal wohl noch lebt?“ pflegte er dann zu fragen; und aus den Antworten erlah er, wer für, wer gegen ihn war, und erfuhr auch von manchem geplanten Anschlag der Tepaneken gegen ihn. So war er immer wieder gefeit und konnte verglimmende Hoffnungen seiner Anhänger zum Brand anschüren.

Einer seiner Anhänger, bei dem er übernachtete, verbarg ihn unter Nequen-Hanf, während die Krieger des Weltherrn das Haus durchsuchten. Aus gleichem Anlaß bedeckte ihn eine Bäuerin mit Salbeibündeln. Ein Adlerritter steckte ihn unter seine Trommler und Sänger, so daß die Verfolger ihn unter den Musizierenden nicht herausfinden konnten. Einmal hielt er sich hinter einem buschigen Balsambaum am Wege versteckt und hörte, wie die Verfolger einen jungen

Landarbeiter vergeblich über ihn ausforschten; und er stellte, nachdem sie außer Sicht waren, an jenen die Frage: warum er ihn nicht verraten habe, obgleich sein Versteck ihm bekannt war? ob er das vom Weltherrn versprochene schöne adlige Mädchen sich nicht verdienen wolle? Zur Antwort lachte der junge Landarbeiter bloß . . .

Lange genug hatte das Schicksal im Revier des Unglücks gewelt — jetzt wandte es sich und suchte die Wege des Glückes auf. In allen Theilen des einstigen Acolhuaten-Reiches sammelten sich heimlich Banden und vereinigten sich mit einem großen, von den Freistaaten Hueroginco und Tlascala über die Cordilleren geschickten Heer; zu ihnen stieß ein nicht minder großes Hilfsheer aus Chalco. Als Feldherr dieser Truppenmacht besiegte der Hungrige Schakal die Tapaneken, vertrieb sie aus Tezcucó und gründete das neue Reich Acolhuacan.

Bald darauf wurde er von seinem Dheim Obsidian-Schlange um Beistand gebeten. Von Schambinde, dem Nachfolger des Zürnenden Uderlassers, waren, weil er seine Macht schwinden sah, Obsidian-Schlange fünf und zwanzig Mädchen geschenkt worden; der aber hatte sie zurückgewiesen mit den Worten: Ob Mexico die Ente und den Frosch noch zählen müsse, werde nicht durch Mädchen, sondern durch Sägeschwörter entschieden. In einer schier endlosen Schlacht — sie dauerte hundertfünfzehn Tage — vernichtete der Hungrige Schakal gemeinsam mit Obsidian-Schlange die Tapaneken. Schambinde, welcher Schutz in einem Schwitzbad gesucht hatte, wurde auf den Marktplatz geschleppt, und dort — nicht auf einem Teocalli, da er der Vergöttlichung

nicht würdig war — riß ihm der Hungrige Schakal das Herz aus der Brust. Von der herrlichen Stadt Azcapuzcalco blieben nur Trümmer übrig.

Und es war der Hungrige Schakal, der den Drei-Städte-Bund schuf. Er setzte durch, daß an der Weltherrschaft auch die den Ruinen Azcapuzcalcos benachbarte Stadt Tlacopan beteiligt ward (deren Stadtkönig ihn einst vor tepanekischen Meuchelmördern gewarnt hatte).

Seitdem lebte der Hungrige Schakal in Tezcucoc, baute Tempel, Paläste mit zaubervollen Gärten, gründete Gelehrten-Akademien und schrieb das erste Gesetzbuch Anahuacs. Seine sechzig Gedichte übertrafen alle vor ihm und nach ihm entstandenen an Tiefe, Klang und süßer Schwermut. Wenn der Drei-Städte-Bund Kriege führte, so stellte er seine Adler und Jaguare den Mexikanern zur Verfügung, ohne selbst in die Schlachten zu ziehen. An der Herrlichkeit des Lebens lag ihm hinfort mehr als an der Herrlichkeit des Todes: die blutdürstigen Götter mit Kriegsgefangenen zu sättigen, überließ er dem aufstrebenden, kampfgerigen Mexico, überließ ihm damit freilich auch die Ausrüstung, Ausbildung und Führung der Heerschaaren des Drei-Städte-Bundes.

Auf dem Landsitz eines seiner Vasallen, des alten Fürsten von Tepechpan, war er einmal zu Gast und erblickte dort ein Mädchen von ungewöhnlicher Schönheit. Es war die Braut des alten Fürsten; seit ihrer Kindheit mit ihm verlobt, war sie in seinem Tecpan aufgezogen worden; die Hochzeit stand nahe bevor. Dem hohen Gast zu Ehren mußte sie beim Mahl Speisen und Getränke umherreichen.



Und als der König ihr eine Kakao-Schale abnahm, berührten sich ihre Hände und des Mädchens offenes Haar streifte seine Wange. Voll Verwirrung ließ er die Schale fallen, so daß sie in Scherben brach. Mit wundem Herzen reiste er ab, besessen vom Bilde der jungen Braut.

Einige Zeit hernach erhielt der alte Fürst den Befehl, sich zu den Heerscharen zu begeben, welche damals an der Grenze Tlascalas fochten. Verwunderlich war der Befehl; es gab jüngere Adler in Acolhuacan, und man pflegte Weißhaarige nicht in den Kampf zu schicken, es sei denn, daß sie sich freiwillig meldeten. Zu mehreren seiner Freunde äußerte der Fürst bekümmert: sein Tod sei beschloffen, er werde wohl nicht zurückkehren. Und nicht unbegründet war seine Besorgnis. Mit zweien seiner Unterführer hatte der Hungerige Schakal heimlich Zwiesprach gehalten —: von ihnen ins wildeste Schlachtgewühl gelockt, fand der alte Fürst den Tod.

Schuldberuñt verbarg der König seine Liebe, ließ nur durch eine Vermittlerin das Mädchen wissen, daß sie zur Königin erwählt sei. Nach Ablauf eines Jahres veranstaltete er ein Fest in Tezcuco und lud auch die Geliebte ein. Während sie mit anderen Frauen die Blumen des Schloßgartens bewunderte, trat er, von Fürsten umringt, auf einen Altan des Palastes hinaus, und scheinbar erstaunt über den Liebreiz des Mädchens, fragte er, wer sie sei. Man klärte ihn auf. Er ließ das Mädchen rufen, redete mit ihr, als wäre er ihr noch niemals begegnet, und zeichnete sie während der Länge aus. Bald darauf wurde sie Königin von Acolhuacan.

Die schlechte Lat richtete sich selbst. Weil Jahre vergingen, ohne daß der erhoffte Thronerbe zur Welt kam, versiel die Königin in Schwermut. Der Hungerige Schakal aber, der aufgeklärteste Herrscher Anahuacs, der eine Stufenpyramide mit neun Terrassen „dem unbekanntem Gott“ erbauen ließ und sich mit dem Gedanken getragen hatte, den Blutdienst abzuschaffen, gab sich in die Hände der Priester, indem er ihnen sein Verbrechen beichtete. Und er erfüllte die Forderung der Priester, vierzig Tage lang zu fasten und die vernachlässigten Altäre mit mehr Schlachtopfern als bisher rot zu tünchen. Damit ward der Fluch des Himmels abgemildert — die Königin gebar einen Sohn, den Herrn des Fastens.

„Der Fluch des Himmels“ — so schloß die Schwarze Blume seinen Bericht —, „war abgemildert, nicht beseitigt und lastet seither auf unserem blauen Diadem. Verdüstert war das Herz des Herrn des Fastens, meines Vaters: im Alter ächzte es verwundet von den Übergriffen Montezumas; und er starb einen rätselhaften Tod nach dem Ballspiel um die drei Truthähne. Der Edle Traurige ward erwürgt. Menschen-Puma ward gehenkt. Ohring-Schlange hat lange versteckt, unter Leichen, gelebt, um die Krone nicht tragen zu müssen; — man sagt, weil der Herr des Fastens ihn durch den Alten Wickelbär warnen ließ. . . Auch ich will mich nicht beeilen, das blaue Copilli Tezcucos mir auf die Stirn zu setzen. . .“

Cortes sagte:

„Jedes Geschicknis hängt wie ein Kettenglied an einer Kette. Aber von jeder gewordenen Kette kann man sagen, daß sie sich verschieden hätte gestalten können, auch besser, haltbarer vielleicht, wäre nicht eins der ersten Kettenglieder brüchig gewesen infolge einer menschlichen Schwäche . . . Hier sehe ich die brüchige Stelle bei der ersten Belagerung von Azcapuzcalco —: wenn Zwei Kaninchen sich durch den Titel Herr der Welt nicht hätte betören lassen . . .“

„Er hätte die Tapaneken damals ohne Erbarmen ausrotten sollen!“ sagte die Schwarze Blume.

„Nein“, erwiderte Cortes. „Damals hätte er Freundschaft mit dem Zürnenden Uderlasser schließen können und sollen! So machen es die Könige der Alten Welt: sie kämpfen nicht bis zur Vernichtung, sondern sie kämpfen, bis sie Freunde werden! Eine Verknechtung wie die der Acolhuaaken durch die Tapaneken wäre in der Alten Welt undenkbar!“

Sinnend bemerkte Marina:

„Unter Azteken wäre ein Friedensschluß, der Freundschaft ermöglicht, undenkbar! Nie würde der Herabstoßende Adler Euer Freund werden wollen . . .!“

„Nie werde ich sein Freund werden wollen!“ rief die Schwarze Blume.

„Und Ihr, Don Hernando?“ fragte Marina.

„Ich denke anders!“ sagte Cortes. „Wir sind im Anfang einer neu sich bildenden Kette. Wer vermag ihre letzten fernen Glieder vorauszuahnen? Noch gibt es ein Zurück . . .“

Noch steht Tenuchtitlan, noch ist es nicht zerstört . . . Gebe Gott, daß ich die Stadt schonen darf . . . Ein Wort, das nicht gesprochen ward, kann so schlimm wirken wie ein Wort, das gesprochen ward . . . Wie offenbart sich das Alleinrichtige? . . . Wer sieht klar außer Gott, der die ganze Kette sieht! . . . An mir soll es nicht liegen. Ich bin bereit, Guatemoc die Hand zu reichen — heute noch, obgleich ich die Brigantinen baue . . .“

Die Schwarze Blume lachte:

„Mit Hohn wird er die Hand zurückweisen, Don Hernando!“

„Ich werde sie immer wieder bieten!“ versetzte Cortes.
„An meinem guten Willen soll es nicht fehlen . . .!“

Die Folge dieses Gespräches war, daß Cortes einen tags zuvor festgenommenen Kundschafter des Herabstoßenden Adlers nach Tenuchtitlan mit einem Friedensangebot schickte.

Als aber am Abend Marina allein war mit Cortes, fragte sie schüchtern:

„Und wenn . . . wenn alle Friedensangebote vergeblich sind . . . Werden die Mexikaner das zerstörte Anahuac als Fronknechte wieder aufbauen müssen? Werden die kleinen Kinder gefragt werden, ob sie den Herabstoßenden Adler oder den Grünen Stein zum König haben wollen?“

„Bin ich ein Tapaneké?“ sagte Cortes unwirsch. Dann fügte er freundlicher hinzu:

„So oder so — es wird mit Freundschaft enden: mit der Befehring und Beglückung dieses Landes!“



Der Bote ruderte in einem Kanoe über den von Abenddämmer purpurroten Schilffsee und durch die erdunkelnden Kanäle Tenuchtitlans dem Huei-Tecpan zu. Von einem auf einer Kanalbrücke stehenden Bekannten angerufen, schrie er zurück: er rudere so eilig zum König mit einem Friedensangebot der Gelbhaarigen. Wie ein Lauffeuer züngelte im Nu die Kunde durch die Stadt. Die Menschen strömten aus den Häusern, eine große Volksmenge wälzte sich zum Schlangenberg und zum Großen Palast. Früher als der Herabstoßende Adler, mußte sein Volk von der Friedensmöglichkeit.

Die Massen stauten sich auf dem großen Platz vor dem Huei-Tecpan. Die Massen waren erwacht seit der Niederlage bei Otompan. Mochten die Adligen am Blutwurm Freude haben — die Plebejer Mexicos, aufgeweckt und aufgerüttelt durch unsichtbare Mächte, hatten begonnen, an den Zusammenbruch Tezcatlipocas und den Aufstieg Quezalcoatl, des Herrn des weißen Windkreuzes, zu glauben. Das verkündete Friedensreich sollte ja nicht bloß den unterjochten Völkern die Fesseln lösen, sondern allen, welche Fesseln trugen . . . Erregt schrie die Menge: „Wir wollen den Frieden! Wir wollen nicht den Krieg!“ Nur zuweilen verstummten die Rufe, und die fieberhafte Befessenheit wich bewundernder Neugier (welche schlecht mit der Kriegsfeindlichkeit in Einklang stand), wenn die höchsten Beamten und Feldherren in blendenden Fedetrachten sich von ihren „Locne!“ rufenden Sklaven Bahn schaffen ließen durch das Gewühl bis zum Hauptportal des Großen

Palastes. Denn vom König war sofort der Rat der Alten einberufen worden.

Dem Volke zeigte sich der Herabstoßende Adler nicht, wie laut auch die Rufe durch die Palastmauern drangen. Er beratfragte die beiden Mitregenten des Drei-Städte-Bundes, den König von Tezcuco und den von Tlacopan. Dhring-Schlange hielt mit seiner Meinung zurück und bat nur darum, die Entscheidung ohne Rücksichtnahme auf ihn zu fällen; — denn war zwar im Friedensangebot seine und seiner weißen Sklavin Herausgabe nicht erwähnt, so war sie doch unvermeidlich, sollte es zu Verhandlungen kommen. Um so eifriger trat der Durch-Zauber-Verführende für eine Abweisung ein und bezeichnete die Friedensbereitschaft des Grünen Steines als eine Falle; zum mindesten wolle der Grüne Stein Dhring-Schlange in die Hand bekommen, um an ihm Rache zu nehmen; nach Dhring-Schlange aber würden der Herabstoßende Adler und er selbst an die Reihe kommen, weil sie vor einem Jahr Hunderte von Gelbhaarigen — mehr als Dhring-Schlange — den Göttern schenkten.

Der Herabstoßende Adler schüttelte unwillig den Kopf: es handle sich nicht um drei Menschen und was gut oder schlecht für sie sei, — es handle sich einzig und allein um Anahuac und den Drei-Städte-Bund. Nun sei es allerdings seine Überzeugung, daß für den Drei-Städte-Bund der Frieden in diesem Augenblick unheilvoller sein würde als der Krieg —: Frieden schließen hieße Verzicht leisten auf die Rückgabe Tezcuocos und auf die Züchtigung der abgefallenen Staaten jenseits der Berge. Doch er befürchte,

daß der Hohe Rat sich von den Rufen der Volksmenge draußen werde einschüchtern lassen. Dem einheitlichen Willen des Volkes sowohl wie des Hohen Rates zuwiderzuhandeln, fehle ihm aber die Macht.

Er war König und doch noch nicht König. Nach der Königswahl war allen Völkern der Welt mitgeteilt worden, daß die Sonne wieder leuchte, die sich verdunkelt hatte, daß sie wieder auferstanden sei und die Sprache wiedererlangt habe. Aber so wie die Schwarze Blume — wenn auch aus ganz anderen Gründen — hatte er das Fest der Krönung und Salbung hinausgeschoben. Seine Vorgänger — der Zornige Herr, Mordh, Wassergesicht, Himmelspeil und Obsidian-Schlange — hatten gleich nach der Königswahl Völker überfallen, um bei der Thronbesteigung mit Zehntausenden von Menschenherzen die Götter zu erfreuen; und selbst der Überwältiger hatte, wenn zwar nicht so wunderbar viele, dafür um so wertvollere Herzen auf die Altäre gelegt. Diesen Königen wollte der Herabstoßende Adler es gleich thun, wollte nicht mit leeren Händen vor die Götter treten. Und da die Weltlage es ihm nicht verstattet hatte, Tenuchtitlan zu verlassen und einen Opfersklaven-Raubzug in ferne Länder zu unternehmen, war es sein Vorsatz, nicht eher als nach dem ersten großen Siege über die Christen sich das blaue Copilli aufs Haupt setzen zu lassen. Die unumschränkte Macht des Weltherrn verließ erst die türkifene Stirnbinde — ohne sie hieß er zwar König, durfte sich jedoch über die Beschlüsse des Hohen Rates nicht hinwegsetzen; waren ja auch seine Vorgänger zwischen Königswahl und Krönung in gleicher Abhängigkeit gewesen.

„Was immer der Rat der Alten beschließen mag,“ sagte der Durch-Zauber-Verführende, „wir drei wissen es: der Tod ist besser als tödlicher Frieden! Wir drei Freunde wollen gemeinsam leben oder gemeinsam sterben! Das laßt uns beschwören!“

Und die drei jungen Könige gingen in die Götterkammer des Palastes. Sie schworen — beim Namen der Sonne und beim Namen Unserer Frau der Erde — gemeinsam zu leben und zu sterben für Anahuac. Und zur Bekräftigung dieses Eides aß jeder von ihnen eine Handvoll Erde.

Dann — bei schon einbrechender Nacht — begaben sie sich in den dachlosen Saal der Dämonen, wo unterhalb der gemeißelten Schlangeneiber der Jaspiswände der Rat der Alten auf Schemeln hochte und ihrer harrte. Was Guatemoc befürchtet hatte, traf ein: der Hohe Rat beschloß, die wenigen Einsichtigen überstimmend, das Friedensangebot anzunehmen.

Da entfernten sich die drei Könige, schminkten sich Körper und Antlitz kreideweiß, beklebten sich mit weißen Daunenhällen; und flammende Riesenfackeln in den Händen haltend, stiegen sie, schreckhaft angestarrt von der Volksmenge, die Marmortreppe der Schlangenberg-Pyramide empor. Auf der obersten Terrasse, dem Menschenwürgeplaz, angelangt, verkündeten sie im Glatterschein des ewigen Feuers den wirtthaarigen Priestern und dem angsterstarrten Volke drunten, daß sie beschloßen hätten, sich den Edelstein herausreißen zu lassen, um Mexicos Schmach nicht zu überleben. Ein tausendkehligter Schrei umbrauste die Pyramide. Der Feldherr Lemillogin, Der-mit-der-Steinpfeiler-Haartracht,

raſte die Tempeltreppe herauf und beſchwor die Prieſter, mit der Opferung zu zögern, bis der Rat der Alten ein zweites Mal über den Frieden abgeſtimmt habe. Und während die königlichen Opfer in ſchauriger Prozeſſion viermal um den Menſchenwürgeplaß herumgeführt wurden, beſchloß in einer zweiten haſtigen Sitzung der Hohe Rat die Ablehnung des Friedensangebotes.

Die Opferung fand nicht ſtatt.

13.

Und abermals führte der Herabstoßende Adler die Könige von Tezcuco und Tlacopan in die Götterkammer des Großen Palaſtes, gemeinſam dort einen zweiten Eid zu ſchwören. In einer Ecke des mit kleinen Götterbildern gefüllten Raumes war ein lebensgroßes verſchleiertes Standbild aufgeſtellt. Und als Guatemoc die Hülle abnahm, erkannten ſeine beiden Freunde, daß es einen aus Holz geſchnitzten gepanzerten Gelbhaarigen darſtellte.

„Ich habe ihn ſchnitzen laſſen, damit die zwanzigjährigen Mexikaner ſich üben, einen Sonnenſohn zu töten! Auch die kleinen Kinder Tenuchtitlans ſollen es lernen, ihn zu verwunden! Bevor er aber auf dem Großen Marktplatz von Tlatelolco Pfeilen und Speeren ausgeſetzt ſteht, laßt uns die erſten ſein, die unfere Meſſer in ſeine Eingeweide tauchen!“

Die drei Könige zückten ihre Obſidianmeſſer und ſtießen ſie in die Bruſt des weißen Mannes. Dazu ſchworen ſie — beim Namen der Sonne und Unſerer Frau der Erde — in ihrem Haß nie nachzulassen und mit dem Edelſteinwaſſer

des Grünen Steines und seiner vornehmsten Begleiter die Opferblutschale des Kriegsgottes zu begießen.

14.

Dhrring-Schlange bewohnte mit seiner Mutter, der Herrin von Lula, und vielen aus Tezcuco herübergewanderten Adligen den vom Herrn des Fastens im südöstlichen Stadtteil Teopan erbauten Palast am Schilffsee. Auf dem nächstlichen Heimwege begleitete ihn der Durch-Zauber-Verföhrende, da auch er einen eigenen Tecpan in Teopan besaß. Nachdem er sich von Dhrring-Schlange verabschiedet hatte, schritt er weiter durch ausgestorbene Gassen hin, als ihm plötzlich schien, der Jammerruf eines Weibes halle durch die nächtliche Stille. Erst kam ihm der Gedanke, es müsse die Stimme jenes weiblichen Phantoms sein, das Jahre vor der Landung der weisen Götter späte Wanderer geschreckt hatte mit dem Ruf: „Weh meine Töchter! Weh meine Söhne! Die Stunde des Verderbens naht! . . .“ Doch als er schärfer hinhorchte, erkannte er deutlich menschliche Laute. Und sich umschauend, erblickte er mitten auf der Gasse ausgestreckt eine Frau. Er winkte die hinter ihm gehenden Fackelträger heran; und nun erkannte er, wer die Wimmernde war. Von Geburtswehen überfallen, lag dort Prinzessin Perlmuschel am Boden.

Sie hatte an diesem Abend — während Dhrring-Schlange im Huetecpan weilte — versucht, im Palaste des Herrn des Fastens Zutritt zu erlangen. Aber die Herrin von Lula hatte sie mit den Worten: „Sei im Staub deiner Sünden begraben!“ von der Schwelle gewiesen, unerbittlich schroff



und grausam, wie damals im Seeschloß Tezcocinco, wo sie das Webemesser nach ihr warf: „Nähre dich von Unrat, Tochter, — du dienst ja der Göttin des Unrats, dem Frosch mit dem blutigen Maul! Auch du bist eine Rotfresserin, eine Sünderin . . .!“

Der junge König von Tlatelolco war seit seiner Kindheit mit Perlmuschel befreundet gewesen. Als ihr Gatte Prinz Grasstrick des roten Blütenbaumes von Juquane wegen ermordet worden war und sie als Geisel in Tenuchtitlan leben mußte, liebte er es, mit ihr auf schwimmenden Gärten den abendkühlen See zu durchfahren, bezaubert von ihrer jaspishaften Jugendfrische und Schönheit, ohne daß er ihr oder sich selbst seine Neigung gestand. Daß er mehr als Freundschaft für sie hegte, war er erst inne geworden, als sie ihm verloren war. Ihr Niederstieg war sein schmerzvollstes Erlebnis. Vor Montezuma, den sie mit dem Edelsteinsfisch zu töten versuchte, hatte er sie wohl retten können, aber nicht vor ihrem schicksalhaften Selbstzerstörungswillen. Seitdem sie das unterseeische Steinbild der Wasserjungfrau bei Kochimilco geküßt, war sie (als La Azteca) des Grünen Steines Geliebte gewesen, hatte — nach der Hinrichtung ihres Schüglings, des kleinen Königs Menschenpuma, — in einem öffentlichen Schwitzbade hausend, sich jedem Mexikaner preisgegeben, der ihr schwor, sein Leben für die Ausrottung der Selbhaarigen zu lassen. Dann, als beim Toxcatl-Fest Alvarado den im Tempelhof tanzenden Adel Mexicos hingemegelt hatte, war sie eine Quauhcihuatl, ein Adlermädchen, geworden und hatte, das Kupferbeil schwingend, bei den Stürmen auf den Palast

des Königs Wassergesicht, bei den Damindurchstichen und schließlich bei Tlacopan mitgekämpft. Er — der Durchzauber-Versührende — dankte ihr sein Leben: denn bei Tlacopan hatte sie ihn, als er schwer verwundet und schon bewusstlos von Christen fortgeschleppt wurde, herausgehauen. Erst Wochen hernach, geheilt vom Wundfieber, konnte er nach ihr forschen, doch sie war zurückgetaucht in ihre Verschollenheit.

Jetzt fand er sie wieder — nachts auf der Gasse. Von seinen Sklaven ließ er sie in den Tecpan ihres Bruders tragen. Dhrring-Schlange sorgte sogleich für die Unterkunft und ärztliche Pflege der Prinzessin, seiner sittenstrengen Mutter zum Trotz.

15.

Mit heißen Bädern wurde die Geburt beschleunigt, mit aufgelegten Fellstreifen wurde sie erleichtert. Nachdem die Hebammen die Prinzessin auf den hohen Gebärstuhl gesetzt hatten, riefen sie den Geburtshelfergott Tezcatlipoca und die fünf Cihuateteō, die Frauengöttinnen, an. Die Schreie der Kreißenden übertönten sie mit einem Zaubergesang:

„Dort im Hause auf dem Schildkrötenstuhl
Kam es in einer Perle zur Welt.
Dort im Hause auf dem Schildkrötenstuhl
Arbeitet man sich Schwielen an.
Komm her, komm her,
Komm her, du Perlenkind, komm her!“

Und als sie ein männliches Kind aus dem Mutterschoß gezogen hatten, durchschnitt die älteste der Hebammen die

Nabelschnur und sprach so zum Neugeborenen: „Zarter geliebter Knabe, du bist der Erde und der Sonne versprochen! In der Mitte deines Körpers durchschneide ich deinen Nabel! Wisse wohl und versteh, daß das Haus, wo du geboren bist, deine Wohnstatt nicht ist: du bist ein Krieger; du bist der Vogel, den man Quecholli nennt, du bist auch der Caquan genannte Vogel —: du bist der Vogel und Krieger des, der an allen Orten ist. Das Haus aber, wo du zur Welt kamst, ist nur ein Nest. Hier sprossest du und blühst, hier trennst du dich von deiner Mutter wie ein Steinsplitter vom Stein. Doch deine Heimat ist anderswo: du gehörst den Feldern an, wo die Schlachten geschlagen werden; dein Beruf ist es, die Sonne mit dem Blut der Feinde zu tränken und die Erde zu füttern mit den Leichen der Feinde, die sie unersättlich verschlingt. Dein Glück aber wirst du erst im Palast der Sonne finden.“

Darauf badete sie das Kind, indem sie ihm zuerst die Brust, den Nacken und den Kopf befeuchtete, dazu murmelnd: „O Knabe, weile bei der Göttin des Wassers, daß sie alles dir von Vater und Mutter vererbte Böse abwasche!“

Als sie nun das Kind aus dem Bad genommen und abgetrocknet hatte, gewahrten die Medizinfrauen, daß es hellhäutig war, ein kleiner Sonnensohn. Was die Herrin von Tula befürchtet hatte, war Wirklichkeit geworden und ließ sich nicht verheimlichen: die Königin von Yuquane, die Schwester des Königs der Acolhuaken, hatte dem Erzfeinde Mexicos — Cortes — ein Kind geboren!

Am nächsten Morgen mußte es die ganze Stadt. Die Herrin von Tula hatte, ihre Tochter anklagend, dem Hohenpriester das Unerhörte mitgeteilt. Das Mexikaner-Priesterchen begab sich in den Huei-Tecpan zum Herabstoßenden Adler und verlangte mit zelosischem Zorn die Tötung des kleinen weißen Gottes. Guatemoc bat sich Bedenkzeit aus.

Eine Woche später saßen die Könige von Tlacopan und Tezcuco am Lager der Wöchnerin. Sie säugte ihr Kind, das geschlossenen Auges die eckigen winzigen Fäuste um die vollen rotbraunen Zügel der Prinzessin klammerte.

Der Durch-Zauber-Verführer sagte:

„Quauhquemoc will nicht, was die Opferer wollen. Doch ihm fehlt die Macht zu trotzen. Die Priester haben alle großen Häuser aufgeheßt mit der Weissagung, das weiße Kind bringe Mexico Gefahr, wenn es nicht bald beseitigt werde.“

„Meine Quezalfeder, meine Edelsteinkette gebe ich nicht her!“ rief Perlmuschel wild. „Die Opferer lügen, sie wiederholen nur, was meine Mutter sagte! Meine Mutter ist es, die mein Kind haßt und es umbringen will! Doch ich werde es nicht hergeben! Jedes Tier verteidigt sein Junges! . . . Wenn ihr meine Freunde seid, so helft mir mein Kind verbergen!“

„Schwester, wir sind eines Herzens!“ sagte Ohring-Schlange. „Wir werden das weiße Kind verbergen!“

„Wo, Bruder?“

„Bei einer armen Federarbeiterin . . . Du kennst sie . . .“

Sie konnte sich nicht entsinnen. Da erinnerte er sie an die nächtliche Lustfahrt auf dem schwimmenden Garten und wie er den Edlen Traurigen — der auf zwei Booten den Goldhort Tezcucos nach Tenuchtitlan brachte — an der Schulter verwundete. Der Strafe des Zornigen Herrn zu entgehen, lebte er als Huarzteke gekleidet im Hause des alten Obsidian-Arbeiters, des Nachbarn der Federmosaikarbeiterin. Von dieser — oder einer ihrer drei Töchter — wurde ihr nach dem großen Vulkanausbruch Menschen-Puma wieder zugeführt, welchen der Herabstoßende Adler aus dem Tragkorb des nasenlosen Coxtemeri befreit und in die Obhut der Frauen gegeben hatte.

Jetzt entsann auch sie sich. Doch sie hatte ein Bedenken. Das Versteck des Kindes konnte verraten werden, wenn eine Dienstmagd der Herrin von Tula das Kind ins Haus der Arbeiterinnen brachte.

„Meine weiße Sklavin“, sagte Dhrring-Schlange, „wird das Kind hinbringen. Und ich werde ihr einen stummgeborenen Sklaven mitgeben, damit sie die Gasse findet.“

17.

Zu der Tracht einer chichimekischen Edelfrau, das Gesicht mit einem safrangelben Schleier verhüllt, betrat gegen Abend Isabel de Djeda das Haus der Federmosaikarbeiterin. Aus dem Stadtteil Leopan, an der Schlangenberg-Mauer und den Königspalästen in Moyotla vorbei, und durch das Gassen-Labyrinth des nordwestlichen Stadtteils Cuopopan hatte ihr der stumme Sklave den Weg gewiesen, war aber

— seinem Auftrag gemäß — an den weinrot bemalten Türbalken des Hauses umgekehrt.

Von den drei Töchtern der Federarbeiterin lebte die jüngste nicht mehr: ein von Häfchern Montezumas geworfener Speer hatte ihr die Brust durchbohrt, als der damals verbannte Herabstoßende Adler, nach seinem tollkühnen Besuch in Chapultepec und dem Ballspiel mit Maisblüte, vor dem Hause des Obsidianarbeiters überfallen worden war. Die Wangen der Schwindfüchtigen hatten sich im letzten Jahr noch mehr gehöhlt. Und auch das Antlitz der anderen Schwester wies jetzt Spuren der Auszehrung auf; sie hatte überdies vor kurzem ein außer-eheliches totes Kind zur Welt gebracht.

Der späten Tageszeit wegen machten die Arbeiterinnen bereits Feierabend. Und wie meist um die Dämmerstunde hatten sich Besucher bei ihnen eingefunden, müdegearbeitete Mantelweber, Korbflechter, Lackarbeiter aus derselben Gasse, eine Wasserträgerin mit einem Bottich und jener Entenjäger, welcher einst der Herrin von Tula einen Botenbrief überbrachte (kurz bevor sie sich entschloß, den kleinen Menschen-Puma auf ihren Schoß zu setzen). Sie alle hockten am Boden der engen Werkstatt und verdickten durch ihren Schweißgeruch die stickige, graue, mit umherfliegendem Daunensflaum geschwängerte Luft. Und unter ihnen saß ein grell bemalter Mann mit einem Sklavenhalsband und einer Sklavensfeder auf dem Scheitel: Gonzalo Guerrero, der Rote Jaguar, — nur noch kenntlich an seinen wasserblauen Augen; denn abgenommen hatte er sich seinen brandroten Bart und schwarz gefärbt sein borstiges

Haar. Aber nicht mehr stumpf und dumpf wie einst lauschten sie seinen aufwühlenden Reden; sie hatten von ihm gelernt, ihren Unmut in Worte zu fassen. Ja, die Leuerung war unerträglich! Trotz mühseligster Arbeit verhungerte man! Bloß die Kaufherren Tlatelolcos wurden reich durch den Krieg! An allem Elend war ja der Krieg schuld! Daß die Adligen, die Brut der Königspaläste, den Krieg wollten, mochte hingehen, — das war immer so gewesen, seit der Dämon Yaotl den Krieg in die Welt gebracht hatte. Aber die Kaufherren — was gebärdeten sie sich so kriegswütig? Leiteten die etwa ihr Geschlecht von Ucamapichtli und Huitzilihuitl her? Geist geworden waren sie, während das Volk verarmte . . .

Das Gespräch verstummte, als Isabel eintrat. Mißtrauische, unfreundliche Blicke betasteten die saubere, tezcukanische Kleidung. Isabel fühlte sich als unerbetener Gast. Doch die alte Federarbeiterin schien sie erwartet zu haben. Sie ging auf sie zu, faßte ihre Hand und führte sie in eine abseits gelegene Kammer, wo sie unbeobachtet und unbelauscht reden konnten. Während sie hinausgingen, bemerkte die Schwindsüchtige in gleichgültigem Ton zu den Freunden: dies sei eine der Flüchtlinge aus Tezcuco, eine Kundin, die schon mehrmals Federmosaik bestellt habe.

18.

Isabel sah in der Kammer, wohin sie geführt worden war, ein Coçolli — eine mexikanische Kinderwiege — stehen. Blanke baumwollene Säuglingswäsche lag auf dem Deckel einer meerblau bemalten Truhe bereit.

„Dein Herr, König Dhrring-Schlange,“ sagte die Federarbeiterin, „hat mich wissen lassen, was du mir bringst. Ich soll das Kind heimlich aufziehen. Eine meiner Töchter kann es nähren, denn sie hatte jüngst eine Fehlgeburt.“

Der safrangelbe Schleier Isabels reichte vom Kopfsputz bis hinab zu den Knien und war so dicht, daß die Bürde auf ihrem Arm sich nicht erkennen ließ. Jetzt schlug sie den Schleier empor und hielt stumm das weiße Kind der Arbeiterin hin. Diese nahm es ihr ab und senkte es in die flaumgefüllte Wiege. Darauf wandte sie sich Isabel wieder zu, die ihren Schleier noch nicht wieder herabgelassen hatte, und sie starrte sie prüfend schreckhaft wie ein unheimliches Wunderwesen an.

„Du bist ja eine Gelbhaarige!“ rief sie aus. „Du bist die, von der ich gehört habe: die Bettgenossin des Königs Dhrring-Schlange — Du! . . . Also bist du die Mutter dieses Kindes?“

Und nun log Isabel, aus Mitleid log sie. Mochte die Arbeiterfrau auch gutherzig sein, — ihr verraten, daß La Azteca die Mutter und der ärgste Feind Mexicos der Vater war, hieß das nicht das Leben des Corteskindes gefährden? Besser schien es, die Frau im Glauben zu lassen, Dhrring-Schlange sei der Vater . . .

„Es ist mein Kind!“ sagte Isabel.

Und sie beugte sich über die Wiege, küßte leise den erhitzt schlummernden, mit den eckigen Fäustchen zurweilen zuckenden Knaben. Und plötzlich — fast gegen ihren Willen — rollten Tränen hurtig wie ein Quell über ihre Wangen, und ein ersticktes Schluchzen schüttelte ihre Glieder. Sie

berweinte sich selbst, hatte Mitleid mit sich selbst, daß sie so verlassen, für immerdar verloren und menschenfern war wie dieses unselige Kind.

Mit ihren tränengenäßten Händen berührte sie das dünne streifige Säuglingshaar und murmelte die Tauf-
formel:

„Im Namen der Dreieinigkeit taufe ich dich Hernando!“

Die Federarbeiterin verstand weder die Worte noch die heilige Handlung.

19.

Beim Zurückschreiten durch die vordere Kammer fühlte sich Isabel wieder von finstern Blicken betastet. Sie beachtete es nicht und ging zu Boden schauend bis zur Tür. Dort grüßte sie auf indianische Weise, und dabei prallten ihre Augen auf zwei stehende stahlblaue Augen. Erschrocken sah sie weg und ging hinaus, ohne noch einmal hinzuschauen. Draußen, als es zu spät war, bereute sie ihre Schreckhaftigkeit. Sie hätte sich überzeugen sollen, daß es eine Sinnestäuschung war! So aber trug sie die Ungewißheit mit sich fort — unfähig, ihre Erregtheit durch Vernunftgründe zu beschwichtigen.

Auf dem Heimwege sah sie im dichtesten Menschengewühl die blauen Augen wie zwei Sterne vor sich schweben. Sie mußte sich geirrt haben, redete sie sich ein. Unmöglich, undenkbar, daß ein Europäer in Tenuchtitlan weilte. Ihr Gatte Villareal, Francisco de Lugo und alle ihre Leidensgenossen waren auf den Altären geopfert. Und von den früher — in der Nacht der Schrecken — gefangenen Kasti-

liern konnte keiner mehr am Leben sein: unerbittlich war ja das Blutgesetz Huizilopochtli . . .

Isabel hatte die Gassen des Stadtteils Cuexpopan hinter sich und ging eben die große Schlangenberg-Mauer entlang, als sie hastige Schritte hinter sich hörte. Das Herz blieb ihr stehen wie vor wenigen Wochen in Tezcucó, als die Schwarze Blume ihr nachschlich. Der Rote Jaguar hatte sie schon seit einer Weile verfolgt, aber erst in dieser menschenleeren Gegend wagte er es, sie einzuholen. Als er neben ihr ging, erkannte sie den Mann mit den stahlblauen Augen. Er redete sie auf spanisch an.

„Señorita! . . . Nein, bleibt nicht stehen . . . Es könnte auffallen . . . Geht still weiter und beantwortet meine Fragen . . . Wer seid Ihr?“

„Eine Unglückliche . . . Eine Sklavin des Königs von Tezcucó . . .“

„Davon hörte ich . . . Nennt mir Euren Namen!“

„Isabel de Djeda. Und wer seid Ihr?“

„War der Statthalter von Utabá Euer Vater?“

„Ja. Kanntet Ihr meinen Vater?“

„Ich war mit Alonso de Djeda und Diego de Ordás in Utabá. Als wir auf dem Schiff eines genuesischen Korsaren zurück nach Kuba segelten, litten wir bei der Insel Cozumel Schiffbruch.“

„Wer seid Ihr?“

„Einst war ich Matrose und hieß Gonzalo Guerrero.“

„Was! . . . Der mit dem Franziskaner-Frater Jerónimo de Aguilar an die Küste von Yucatan verschlagen wurde!“

„Hat Euch der Frater erzählt? . . .“

„Ihr wolltet nicht zu den Christen zurückkehren?“

„Ich bin ein Indianer geworden, Señorita. Meine Nase und meine Lippen sind durchbohrt. Und seid Ihr selbst nicht auch eine Indianerin jetzt?“

„Ich bin keine Heidin!“

„Die Götzen Mexicos verabscheue ich ebenso wie Ihr, Señorita, wenn ich ihnen auch Wachsteln opfere . . . Und tut Ihr's nicht auch? . . . Sie sind die Abgötter der Reichen, der Goldgierigen, der Satten . . . Erfunden wurden sie von den Kaufherren diesseits und jenseits des Ozeans. Wir Sklaven können sie nicht lieben . . .“

„Wessen Sklave seid Ihr?“

„Des Herrn der Herren, des Königs Guatemoc. Das heißt — ich war sein Sklave. Vor kurzem entlief ich ihm . . . Ich hasse ihn mehr als seine Götter . . .“

„Warum?“

„Weil er mich peitschen ließ. Und warum er mich peitschen ließ? . . . Es wird Euch schaudern machen, Señorita. Nachdem Francisco de Lugo geschlachtet worden war, ließ sich Guatemoc aus den Fingernägeln des Toten ein Halsband fertigen. Um das Andenken des Tapferen zu ehren! sagte er. Die Wut packte mich, als ich ihn so geschmückt sah. Ich sagte ihm böse Worte.“

„Und er ließ Euch nicht töten?“

„Weiße Sklaven sind zu wertvoll . . . Ich nehme an, daß auch Ihr, Señorita, leidlich gut behandelt werdet.“

„König Dhring-Schlange ist freundlich zu mir. Aber seine anderen Frauen verleumden mich oft bei der Herrin von Tula.“

„Wir müssen vorsichtig sein, Señorita, wenn wir uns wiedersehen. Ich will Euch jetzt auch nicht länger begleiten. Doch wiedersehen werden wir uns! Nehmt den Trost mit auf den Weg, daß Eure Leidenszeit nicht von langer Dauer sein wird.“

„Für mich gibt es keine Rettung mehr. Ich gehöre dem Indianer an, der mir den Opferstein ersparte . . . Das werdet Ihr freilich nicht begreifen . . .“

„Nein, allerdings nicht, Señorita. Ihr liebt ihn wohl gar? Seid ihr Frauen aus solchem Holz geschnitzt? . . . Ihr, die Tochter eines Statthalters?! . . . Ihr wollt nicht über den See gerudert werden?“

„Ich könnte meinen Freunden nicht mehr in die Augen blicken . . .“

„Ihr seid noch zu stolz, Señorita. Euer Unglück ward noch nicht reif. Bald wird Euer Stolz zermürbt sein! Zwar seid Ihr eine Adlige und ich nur ein Tagelöhnerssohn; aber das Schicksal hat uns an eine Kette geschmiedet, Señorita! Auf Kuba hättet Ihr mich keines Blickes gewürdigt; hier bin ich Euer nächster Freund — ob Ihr wollt oder nicht! Wenn Dyring-Schlange, der Euch zu achten scheint, nicht mehr imstande sein wird, Euch und jenes weiße Kind zu schützen — ich werde Euch schützen!“

„Wie? . . .“

„Mit Hilfe aller Elenden und Bedrückten Mexicos . . . Doch davon ein andermal . . . Bald wird kein hellhäutiges Wesen in dieser Stadt geduldet sein; die überfrommen Kaufleute Tlatelolcos stießen schon Drohungen aus gegen Euch, Señorita! Und ob Ihr wollt oder nicht, Ihr werdet fliehen mit mir, Eurem Feind und Freund. Wir sehen uns wieder, Señorita!“

Es war Abend geworden, als Isabel heimkam. Sie vermied das Hauptportal und trat durch eine noch offene Pforte in den Palastgarten. Dort stand an den moosigen Stamm eines Farnbaumes gelehnt eine junge Sklavin und sang:

Fröhlich ist mein Herz, ich bin ein Otomi-Mädchen;
 Stehend scherze ich mit meinem Läubchen;
 Mein farbiges Hüfttuch lege ich mir prunkend um.
 Wehe, mein Kindchen! Ich strahlende Blume,
 Ich lebe, ich senke den Kopf, eine Duftblume,
 Ich verwelke für immer.

Sobald die Sklavin Isabel erblickte, eilte sie auf sie zu.

Ob sie schon wisse, daß das weiße Kind verschwunden sei? Ja, und auch die Prinzessin Perlmuschel sei nicht mehr im Palaste. Der Durchzauber-Verführende habe sie in seinen Tecpan genommen, um sie vor der Herrin von Tula zu schützen.

Was die Herrin von Tula getan habe? fragte Isabel.

Die Herrin von Tula habe den Rat der Alten aufgeheßt. Und vorhin sei eine Abordnung des Hohen Rates am Lager der Wöchnerin gewesen und habe den Befehl überbracht, das weiße Kind müsse getötet werden. Darauf habe Perlmuschel erklärt: das Kind sei bereits tot, sei von ihr selbst nachts im Pantitlan-Strudel ertränkt worden.

Von dem Pantitlan genannten See-Strudel inmitten der Lagune, wo die Mexikaner Geschmeide und Kinder zu versenken pflegten, hatte Isabel noch nie gehört. Auf ihre Fragen gab die Sklavin Auskunft: Man kaufte armen Müttern ihre Kinder ab und tötete sie den Tlalcoque, den

Regengöttern, zu Ehren, um sie dann zu kochen und zu verspeisen. Reich gekleidet und mit Schmuck versehen, die Wangen mit weißen Kreisen bemalt, wurden die Kinder gegen Abend in kleinen, mit Federn und Blumen verzierten Booten auf den Schilffsee hinausgefahren. Die ganze Nacht hindurch sang der alte Priester eines Wassertempels den Kindern Lieder vor, damit sie nicht einschliefen. Und er redete sie als Ercoame — d. h. Perleschlangen — an; denn jedes geopfert Kind wurde zu einer Perleschlange. Bei Morgendämmer stieß man das Boot in den Seestrudel. Das Boot und die Kinder verschwanden, eingeschlürft vom wirbelnden Wasser, wie auch alle Opfertgaben, die man dort in die Tiefe warf. An einer entfernten Stelle gab der See die Leichen wieder heraus.

Und weiter berichtete die Sklavin: Als die Prinzessin erklart hatte, ihr Kind sei zur Perleschlange geworden, habe der Hohe Rat ihren Worten keinen Glauben geschenkt. Und der Hohe Rat habe verlangt, daß sie den Kopf des toten Kindes vorzeige — es öffentlich dem Volk, den Priestern und dem Hohen Rat vorzeige — und solange sie durch Vorzeigen des Kinderkopfes ihre Unschuld nicht erweisen könne, solle sie als Verräterin an Mexico gelten und grausamer Strafe gewärtig sein . . . Da aber sei der König von Tlacopan, ihr Jugendfreund, aufgebraust —: in seinen Tecpan wolle er die Prinzessin nehmen, um sie zu seinem Weibe und zur Königin von Tlacopan zu machen und sie vor der Rache ihrer Mutter zu bewahren! . . . Und ungehindert habe er die Prinzessin in seinen Palast tragen lassen; denn auch ihn zu bedrohen, wagte der Hohe Rat nicht.

Die Meinung der Sklavin, der Senat Mexicos werde gegen den Durch-Zauber-Verführenden und seine Schutzbefohlene nichts unternehmen, war irrig. Wenige Tage hernach wurde das Verlangen von neuem gestellt: der Kopf des Kindes müsse vorgezeigt werden. Der Durch-Zauber-Verführende beriet sich mit seinen Freunden Dhrring-Schlange und Guatemoc; diese verhandelten mit Mitgliedern des Rates der Alten. Der Tod des greisen Weiblichen Zwillinges der Schwarze Amber unterbrach die Verhandlungen. Er war der Sohn des Königsmachers Tlacaelel gewesen, welcher zur Zeit der Könige Obsidian-Schlange und Himmels-pfeil als Vorsteher des Hauses der Speere die Größe Mexicos begründet hatte. Mit dem Schwarzen Amber starb der letzte Zeuge glorreicher Zeit. Seine Totenklage, sein Totengericht, seine Bestattung beschäftigte die Gemüther wie ebenfalls die Ernennung seines Nachfolgers Tlacoşin, „der Wurffspieß“. Darüber geriet das weiße Kind in Vergessenheit.

Die Eheschließung des Durch-Zauber-Verführenden und der Prinzessin Perlmuschel war sogleich — noch an jenem Abend — pomphast, mit großem Schall und Gepränge, nach mexikanischem Zeremoniell vollzogen worden. Begleitet von vier Mädchen, die brennende Fackeln schwangen, trat der junge König aus dem Palastthor, ging der in einer Sänfte getragenen Prinzessin entgegen, beweihräucherte sie mit Blumen-Weihrauch und führte sie in sein Haus. In der Mitte eines großen Saales setzte er sich mit ihr auf eine Matte. Sodann wurde ein Zipfel seines Mantels und ein

Zipfel ihres Mädcherockes von einem Priester zu einem Knoten zusammengeknüpft. Die Huehuetl-Trommel dröhnte, Flöten schrillten, Sänger und Sängerinnen trugen Lieder vor, Tänzer reigten den Schmetterlingstanz. Siebenmal wurde die Prinzessin um den heiligen Hausherd getragen, und sie warf Kopalugeln in den lodernnden Mund des Feuer-gottes, des Türkisherrn, des Gelbgesichtigen. Die Gäste setzten sich zum Festmahl nieder; aber die jungen Ehegatten blieben am Boden auf der Matte sitzen, schlürften durch ein Saugrohr Honigwein und durften erst um Mitternacht den Saal verlassen . . .

Auch der Herabstoßende Adler rüstete ein Hochzeitsmahl. Als nach der Steinigung des Alten Wickelbärs die mexikanischen Gesandten aus Tlascala zurückgekehrt waren, hatten sie — vielleicht um ihren Mißerfolg zu verschleiern — erzählt, Königin Maisblüte sei tot. Den Schmerz hatte der Herabstoßende Adler nicht verwunden und er wußte, daß er ihn nie verwunden werde. Da es aber nicht angängig war, daß ein König von Mexico ehelos lebte, gab er dem Drängen seiner Ratgeber nach und beauftragte sie, ihm ein Weib zu wählen. Ihre Wahl fiel auf die zweite der Töchter Montezumas, Prinzessin Silber-Reiher, welche die Gemahlin des Edlen Traurigen gewesen war. Wenig glich sie ihrer schönen Schwester Maisblüte. Kleiner von Wuchs, hatte sie glanzlose Augen und überscharfe Züge. Auch galt sie als streitsüchtig, ränkevoll und hochmütig.

Die schon anberaumte Hochzeit mußte jedoch verschoben werden, da von Kundschaftern aus Tezcucuo die Nachricht eintraf, daß die Christen einen Angriff auf Itzpalapan

und die Pfahlstädte am Kochimilco-See planten. Der Herbstofsende Adler verließ Tenuchtitlan und zog dem Feind entgegen.

22.

Itzpalapan anzugreifen, hatte Cortes mehrere Gründe. Der nach der Niederwerfung Tepeacas, Quauhquechollans und der anderen Staaten am Kolibri-Wasser aufgestrahlte Siegestruhm der Sonnensöhne fing merklich an zu verblaffen. Gleich nach dem Einzug in Tezcucó hatten die Stadtkönige von Otompan im Norden und Chalco im Süden Anahuacs an Cortes Geschenke gesandt und ihre Bundesgenossenschaft gegen Mexico angeboten. Seitdem aber waren andere Städte dem Völkerbunde der weißen Götter nicht beigetreten. Latendlos saß das christliche Heer in Tezcucó und wartete auf die Beendigung des Brigantinenbaues. Solange die Brigantinen nicht auf dem See schwammen, durfte die Belagerung Tenuchtitlans nicht beginnen. Die Langeweile demoralisierte die Mannschaft. Dem Latendurst der Kastilier und der Nachgegier der Tlascalteken mußte ein Ziel gegeben werden.

Trotz des kürzlich erlassenen draconischen Dekrets, welches Würfelspiel, blasphemische Schwüre und Duelle (als ehrenschränkerisch für ein Kreuzfahrerheer) verbot, wurde in Tezcucó geschworen, duelliert und gespielt. Zum Ärger der Offiziere würfelten gemeine Soldaten um Goldbarren. Erstaunlich viele Goldbarren aus den Schatzkammern des Königs Wasser gesicht gab es noch im Christenheer. Vor der Flucht aus Tenuchtitlan hatten von den Kastiliern besonders die Soldaten des Narváez ihre Taschen mit Gold gefüllt. Mochten

auch Zahllose an den Dammdurchstichen durch ihre Goldlast in die Tiefe gezogen worden sein — manche doch hatten sich und ihre Schätze an das Ufer von Popokla hinüberretten können. Aus Besorgnis, der königliche Rechnungsführer Albornoz könne Ansprüche der Krone geltend machen, hatten lange Zeit die Soldaten ihren Reichtum geheimgehalten. Die zunehmende Spielwut hieß sie diese Vorsicht außer acht lassen.

Eriskóbal de Olid gönnte ihnen das Gold nicht. Zugleich aber ärgerte ihn das drakonische Edikt, von dem er wußte, daß es gegen ihn selbst und seine Unbotmäßigkeit gerichtet war. Treuherzig — (er unterstrich nie seine Bosheiten) — stellte er an Cortes die Frage:

„Warum verfaßt Ihr Dekrete, Don Hernando, wenn jedermann darüber lacht, wie ich darüber gelacht habe?“

„Solange man eine Armbrust nicht braucht,“ entgegnete Cortes, „lockert man an ihr die Sehne, damit sich die Armbrust ausruht. Das Dekret gibt mir die Möglichkeit, jederzeit den Bogen zu spannen, die Disziplin zu straffen . . .“

„Jederzeit? . . . Dann wundert's mich, daß Ihr jetzt nicht zugreift, bevor die Goldbarren wieder verschwinden, die so rätselhaft aufgetaucht sind. Spielern wird das Spielgut konfisziert — steht in Eurem Dekret!“

Vor Ratschlägen Olids war Cortes auf der Hut. Auch diesmal witterte er eine Falle. Olid, der mit der Mannschaft des Garay kühne Pläne hatte verwirklichen wollen, war scheinbar gefügig geworden, seit Francisco Hernández sich und dreihundert gutausgerüstete Kastilier Cortes zur Verfügung gestellt hatte. Auf seine Pläne aber hatte Olid

gerne nicht verzichtet. Sein kleiner Anhang konnte wachsen, konnte mit der Zeit vielleicht das Übergewicht erhalten, wenn Cortes Fehler beging und sich neue Gegner machte . . .

„Mit meinem Wissen und Willen“, sagte Cortes, „nahmen damals meine Soldaten von Montezumas Gold soviel sie schleppen konnten. Sie fochten für ihr Leben und für ihr Gold auf dem Damm und bei Otompan. Wenige behielten ihr Gold und ihr Leben — diese wenigen haben ihren Besitz schwer und redlich erworben. Ein Heerführer, der daran tasten wollte, wäre wert, abgesetzt zu werden . . .“

Aber bald nach diesem Gespräch sah sich Cortes veranlaßt, seine Meinung zu ändern. Die federnde Biegsamkeit seines Geistes erleichterte ihm die Umstellung; auch fehlte es ihm nie an Beweisgründen, wenn es galt, sich selbst zu widerlegen.

Ein Bote aus Lascala überbrachte ihm einen Brief des Andrés de Tapia. Dieser meldete, daß wieder eine Karavelle den Hafen von Vera Cruz angelaufen habe. Sie gehörte einem gewissen Felipe Monjaraz, einem begüterten Händler auf Haiti. Er war mit hundert Mann an Bord auf Sklavenraub ausgesegelt, — ein Sturm hatte ihn von der Mündung des Amazonasstromes nordwärts an die Küste des Totonakenlandes verschlagen. Die Ladung bestand zum größten Teil aus Waffen — Musketen, Hakenbüchsen, Hellebarden, Harnischen, einigen Geschützen und viel Pulver. Aus dem Schreiben Tapias ging hervor, daß Felipe Monjaraz nicht abgeneigt war, seine Waren und auch den Bestand seiner Mannschaft Cortes zu verkaufen, falls ihm ein angemessener Preis geboten würde.

Seit der Nacht der Schrecken litt das Christenheer Mangel an Feuerwaffen und Pulver; die Ankunft des Francisco Hernández hatte daran nur wenig geändert: brauchten doch dessen Leute ihre Waffen für sich selbst. Die Möglichkeit, in den Besitz von einigen hundert Musketen zu gelangen, faszinierte Cortes. Da er den Kaufpreis aus eigener Tasche nicht zahlen konnte, blieb ihm keine andere Wahl, als zu verzichten oder seine Soldaten auszuplündern.

Der Wagen mit dem Goldschatz Montezumas war in den Dammdurchstich versenkt worden. Die Beute von Otompan und einiges in Tlascala aufbewahrt gewesene Gold hatte Cortes verausgabt, um das Schiff auszurüsten, mit welchem er Alonso de Avila nach Europa sandte. Augenblicklich besaß er weniger als mancher seiner Untergebenen.

Er beriet sich mit Albornoz und Alvarado.

Am selben Abend wurden in der Marktenterei der Feuerlilie die Spieler überrascht und alle Goldbarren auf Grund des Dekretes beschlagnahmt. Doch dem Falschspieler Saldaña, der die meisten seiner Kameraden geschöpft hatte, gelang es, seinen Raub in Sicherheit zu bringen; und was Albornoz und den Profossen in die Hände fiel, reichte bei weitem nicht aus, die Schiffsladung des Monjaraz zu bezahlen.

23.

Bebend vor Erregung und mit glutenden Wangen trat am folgenden Morgen Marina vor Cortes hin. Ihre schwarzen, mandelförmigen Augen flackerten.

„Entsinnt Ihr Euch, Don Hernando, wie empört wir waren, als bekannt wurde, daß Ouid dem Rollenden Stein

und allen Kriegsgefangenen aus dem Roten Berg mit einem glühenden Eisen ein Zeichen auf die Wangen brennen ließ? Ihr habt es verdammt wie ich, Don Hernando!"

"Olid hatte kein Recht dazu! . . ."

"Haben wir ein Recht dazu?"

Marina sagte immer „wir“, wenn ihr eine Handlung des Cortes mißfiel: indem sie sich zur Mitschuldigen machte, gewann sie den Mut, Einspruch zu erheben . . .

"Was willst du damit sagen?" fragte Cortes, obgleich er wußte, was sie so aufbrachte.

"Albornoz hat angeordnet," rief Marina, „daß die Soldaten ihre Sklavinnen in den alten Palast führen. Dort werden sie gebrandmarkt. Nur den Schönsten wird das Zeichen auf den Rücken gebrannt statt auf die Wange, und sie werden abgesondert — als Kron-Günstel und als Günstel des General-Kapitäns mit Beschlag belegt, um auf den Sklavenmärkten Anahuacs verkauft zu werden . . ."

Tränen verglasten Marinas Augen.

"Albornoz ist ein Beamter der Krone Spaniens", versetzte Cortes verlegen. „Ich kann ihm keine Vorschriften machen.“

"Lügt nicht, Don Hernando!" sagte Marina leise.

"Nein, ich will nicht lügen, Marina. Gewiß, ich könnte es hindern. Doch dann müßte ich Verzicht leisten auf die fünfhundert Musketen und das Pulver, das wir so dringend brauchen, — und damit vielleicht auch Verzicht leisten auf das Befehrungswerk und die Ausmerzung der Blutgreuel Mexicos . . . Das kann ich nicht, nachdem das Schicksal mich auf diesen Posten gestellt hat, das kann ich nicht als

verantwortlicher Führer meiner Truppe und als Kreuzfahrer, für den ich mich halte — der ich Blutaltäre in Kirchen wandeln will! . . . Glaube es mir, leicht fiel mir der Entschluß nicht. Meine Seele war lezthhin hin und her gezerrt wie damals in Tlascala, als ich Lugo und die fünfundvierzig Mann preisgeben mußte, um unser hohes Ziel nicht zu gefährden. Die menschlichen Denkgeseze sind voll unlösbarer Widersprüche. Denker scheitern daran oder finden sich ab mit der Unvereinbarkeit der moralischen Forderungen. Ein Kämpfer aber muß den Pfeil seiner Armbrust auf einen einzigen Punkt richten und hunderttausend Punkte übersehen. Wer überall hingielt, trifft nichts. Man muß es lernen, Menschenchicksale zu übersehen, wenn man ein Völkerschicksal vor Augen hat!“

Marina weinte laut.

„Kannst du mich widerlegen?“ fragte Cortes.

Sie schüttelte schluchzend den Kopf.

24.

Die Abstempelung der Sklavinnen hatte viel böses Blut gemacht. Bei den Kämpfen am Kolibri-Wasser jenseits der Berge war den Siegern eine verhältnismäßig geringe Goldbeute, dafür aber eine Unzahl von Sklavinnen in die Hände gefallen. Auf männliche Indianersklaven wurde ihrer Aufsäffigkeit wegen (gelinde gesagt) verzichtet . . . Die meisten Kastilier besaßen fünf bis zehn Mädchen und Frauen. Jetzt wurden diese in das Schneckenhaus — den alten Tecpan des Königs Zwei Kaninchen — eingeliefert, mit dem Brandeisen entstellt, nach Alter und Schönheit gesichtet; die Nicht-

verkäuflichen wurden dann wahllos verteilt. Mancher, der hübsche Mädchen gehabt hatte, erhielt alte Weiber.

Die Nörgler im Heer, die Anhänger des Gobernadors von Kuba, wagten sich wieder hervor. Der Steuermann Cardenas, der schon bei der ersten Rebellion an den moskitobedeckten Sanddünen giftige Anspielungen über „König Cortes“ gemacht hatte, tat jetzt den Ausspruch: dem Christenheer könne es nicht fehlen, da es ja zwei Könige habe — einen in der Alten und einen in der Neuen Welt! . . . Böse lachend und fluchend stimmten ihm Pedro de Palma (der Galan der langen Elvira), Gonzalo Mejia Rapapelo der Enkel der Räuberin, Pero Trujillo der grobe Spuckkünstler, Porras der rothhaarige Sänger und viele andere bei. Ganz außer Rand und Band geriet ein Hellebardier namens Lerma; als er Cortes durch die Straßen Tezcucos reiten sah, fiel er dem Pferde in die Bügel, brüllte und schimpfte und mußte wie ein Lobstüchtiger weggeführt werden. Mit weniger Lärm, doch mit desto verbissenerem Ingrim, ereiferte sich ein gewisser Antonio de Villafañã. Eins der schönsten Sklavenmädchen war sein eigen gewesen; und seit sie ihm abgenommen wurde, trauerte er um sie, als wäre sie sein eheliches Weib. Zu seinen Freunden Palma, Rapapelo und Lerma äußerte er: Cortes müsse ermordet werden. Jene griffen den Gedanken hitzig auf und spannen ihn weiter: auch über Albornoz, Alvarado, Olid, Ordás, Alonso de Djeda und Sandoval sei das Todesurteil zu fällen. Kurz, sämtliche Kronbeamte und Offiziere müßten beseitigt werden. . . Villafañã ließ sich Schweigen geloben. Er war — fast ohne es zu wollen — zum Rädelsführer einer Bande

geworden, mochte diese einstweilen auch nur aus vier Verschwörern bestehen. Sie beschloffen, ihre Zeit abzuwarten, mehr Teilnehmer zu werben und erst nach umsichtiger Vorbereitung den Mordplan zur Ausführung zu bringen.

Bald konnte Villafañã neue Namen auf die Liste der Verschwörer setzen. Das Geheimnis wurde so streng gehütet, daß Cortes arglos blieb. Er hätte sich, wäre das Komplott ihm bekannt gewesen, schwerlich einschüchtern lassen. Daß ihm aber seine Handlungsweise auch von seinen getreuesten Anhängern verübelt wurde, machte ihn allgemach doch stugig. Daher ließ er bekanntgeben, daß in Zukunft auf eine einmal verteilte Beute nie wieder Ansprüche erhoben werden würden.

Um die Unzufriedenheit im Heer abzulenken, beschloß er den Zug gegen Itzamalapan.

25.

Felipe Monjaraz hatte die Steuermänner und Matrosen bei seinem Schiff zurückgelassen und traf mit einigen neunzig Mann und drei Pferden in Tezcucó ein — gerade noch rechtzeitig, um am bevorstehenden Kampf teilnehmen zu können. Obgleich er ein Händler, kein Krieger war, ließ er sich es nicht nehmen, mitzureiten. Er war hager, mittelgroß, hatte ein vornehmes Äußere und gut geschnittene Gesichtszüge; die hellbraunen Augen unter den buschigen Brauen blickten düster und standen nicht in Einklang mit dem ewigen Lächeln auf dem dünnlippigen Mund.

„Ich entsinne mich dieses Mannes!“ sagte Alvarado zu Cortes. „Vor vierzehn Jahren sah ich ihn in Santo Domingo

auf Haiti. Und wißt Ihr wo? — im Gerichtssaal! Er hatte einen bösen Prozeß damals. Sein Weib war in ihrem Schlafzimmer ermordet aufgefunden worden. Förmlich durchlöchert war ihr Körper von Dolchstichen; man zählte dreißig Wunden. Niemand zweifelte, daß Monjaraz der Täter war. Seine Frau hatte einige Zeit zuvor entdeckt, daß er sie mit einer der Hausangestellten betrog, und sie hatte ihm seitdem das Leben sauer gemacht. Seine Verhaftung machte ungeheures Aufsehen. Aber er war schon damals steinreich und brachte bestochene Zeugen vor. So konnte ihm die Schuld nicht nachgewiesen werden.“

Auch unter den älteren Soldaten entsannen sich einige jener Mordtat. Bald wußte es jedermann. Mit einer feindseligen Scheu wurde der reiche Mann angegafft und gemieden.

Er hatte seine sechzehnjährige Tochter, sein einziges Kind, mit nach Lezcuco gebracht. Sie hieß Celestina und wurde von den Soldaten La Monjaraza genannt. Sie war schwachsinnig. Ohne schön zu sein, hatte sie etwas Rührendes im hilflosen Ausdruck ihres Puppengesichtes und ihrer gelbgrünen, großen, glashaften Augen.

Die Gattin Alvarados, Rabenblume — des Königs Kriegsmaske Schwester —, nahm Celestina in ihre Obhut, als Monjaraz mit den Feldobristen Lezcuco verließ.

Von den Offizieren blieben in Lezcuco nur Sandoval als Stellvertreter des General-Kapitäns und der junge Alonso de Djeda, welcher gemeinsam mit dem weißhändigen Sánchez Garfán die Schwarze Blume beriet, erzog und überwachte.

Bedeckt durch Maisfelder, Baumwoll-, Maguey- und Kakao-Pflanzungen und dann durch die grüne Mauer der Zypressenwälder des südöstlichen Lagunenufers, näherten sich — dem Anschein nach unbeobachtet — zweihundert Fußsoldaten, achtzehn Reiter und viertausend Tlascalteken Jztapalapan. Daß von allen Orten Anahuacs gerade Jztapalapan gezüchtigt werden sollte, hatte seinen Grund nicht nur darin, daß diese Stadt zu Montezumas Zeit die Residenz seines christenfeindlichen Bruders gewesen war und daß sie — nur getrennt durch einen meilenlangen Steindamm — vor den Toren Tenuchtitlans lag. Es war auch Nothwehr, wenn die Christen der ständigen Bedrohung der Maisfelder Acolhuacans ein Ende machen wollten. Die Ernte — und damit die Ernährung des Christenheeres — war in Frage gestellt, da immer wieder die Mexikaner von Jztapalapan aus die Feldarbeiter Texcucos überfielen, töteten oder wegschleppten.

Um die Mittagszeit befand sich Cortes bereits zwei Meilen östlich der Stadt, als er, aus einem Walde in die Ebene tretend, sich achttausend Mexikanern gegenüber sah, die sofort mit wüstem Kriegsgeschrei den Kampf begannen. Den Feuerwaffen konnten sie nicht lange standhalten. Zäh fechtend zogen sie sich auf die Stadt zurück; dicht vor den Mauern wurde ihr Rückzug zur Flucht: sie suchten Schutz in der Stadt so hastig, daß sie nicht einmal die Tore hinter sich schlossen. Die Christen drangen durch die offenen Tore ein. Doch zu ihrem Verwundern fanden sie keine Adler und Jaguare innerhalb der Mauern vor —: un-

zählige Boote hatten in den westlichen Kanälen der zu zwei Dritteln in die Lagune hinausgebauten Pfahlstadt bereit gelegen und das mexikanische Heer in Sicherheit gebracht. Das hinderte die Tlascalteken nicht, sechstausend Greise, Frauen und Kinder der friedlichen Bevölkerung Xtapolapan hinzumorden. Die Christen hatten Besseres zu tun: sie durchsuchten Haus für Haus nach hübschen Mädchen, Gold und Geschmeiden. Die Beute war übergroß. Als die Nacht nahte und nichts mehr zu rauben war, steckten sie die Stadt in Brand.

27.

Im Süden, am Fuße des heiligen Hügels von Xtapolapan, des „Akazienberges“ (auf dessen Spitze beim Jubelfest Unsere-Jahre-umgürten-sich in der herzberaubten Brust des Sklaven-des-Feuers die heilige Flamme errieben wurde), ragte das vom Überwältiger erbaute Schloß aus smaragdnen Baumwipfeln empor. Da der Feind auf den Schilfsee entwichen und nicht mehr verfolgbar war, wollte Cortes in Xtapolapan übernachten. Mit Marina schritt er — während die Tlascalteken Kindermord verübten und die Christen in den Pfahlbauten plünderten — durch die mit poliertem Zedern- und Sandelholz gefäselten, mit Jaspis, schwarzem Achat und Goldblechstreifen umrahmten, mit Kolibrifedermosaik-Teppichen behängten Prunksäle des von Menschen verlassenen, nur noch von skulptierten Mischgestalten und drachenartigem Getier bewohnten Tezpans; und er wandelte mit ihr durch den Garten, wo Alleen vielhundertjähriger Zypressen schatteten, wo zierliche, mit Muschel-

sterben bestreute Wege — überdeckt hier und da von graniteneu Portalen — sich schlängelten zwischen den an Balsamduft und Buntheit einander überbietenden Beeten mit Rienfackelblumen, Herzblumen, Feuerreihblumen, Totenbeinblumen und unzähligen anderen auserlesenen Edelgewächsen; wo die Hecken immergrüne Myrtisfloren waren; wo die bemooften Stämme der weißen Terebinthen, Fliß-Erlen, Purpurtannen, Eschen, Mimosenbäume und Pinien von gigantischen Lianen umwürgt waren, während aus dem von kreichenden Araras und goldgelben Kollschwanzaffen umtobten Gezweig eine strohende Fülle parasitischer Blüten, phantastisch getigeter rosa Orchideen und Bromeliaceen herniederhing; wo einsam auf einem weiten Rasenplatz zwischen braunem Zittergras ein Drachenblutbaum sich erhob, bevölkert von langgeschweiften Silberfasanen; wo die Luft funkelte vom Geschwirr der Blumenvögel und Honigsauger und der handgroßen Falter, der feuergelben und der schwarzen Schmetterlinge; wo ein steinerner Aussichtsturm auf einem Hügel viele Kammern und Korridore hatte; und wo neben einem Hain von Dachpalmen ein künstlicher viereckiger Teich blinkte, dessen Grund aus prächtig gearbeiteten grünen und orange Dnyxmarmorquadern mit Perlen und rotem Kristall verziert war. Und spiegelblank gemeißelt wie das Mauerwerk war die ins Wasser hinabführende Alabastertreppe, umspielt von Scharen kupfern bligender Fischehen; zwischen Seerosen aber lärmten und schwammen die seltensten Lauchervögel, Schilfvögel, Reiher und Ibisse...

Das Wehegeschrei der sterbenden Frauen und Kinder drang nicht über die hohen Gartenmauern.

Zwei Stunden lang, bis die Sonne auf den dunstfernen Höhenzügen des westlichen Michuakenlandes verblutete, wandelten Cortes und Marina dort, berauscht von Blumendüften und Erinnerungen. Als sie, vor länger als einem Jahr, zum erstenmal dem Banne dieser Zauberwelt verfallen waren, hatten sie sich selbdritt — mit La Azteca — vom „Aufseher der Blumen“ umherführen lassen. Später hatten sie — ohne La Azteca — an einem regnerischen Abend, während bleischwere Tropfen mit scharfem Knattern und Prasseln auf die harten Palmenblätter fielen und die blechnen Schreie der Kraniche und Zbisse übertönten, auf die Lagunenufer hinabgeblickt, die fast taghell erleuchtet waren von roten Fanalen, von der Flammenbrunst des Unserer-Großmutter-Holz genannten Leuchtturmes und dem Altarfeuer des Schlangenberges. „Da schau, wie der Regenhimmel blinkt,“ hatte damals Cortes ausgerufen, „es ist der Widerschein des Goldes und Silbers von Mexico, der droben schimmert! . . .“ Und dann hatte er auf die Mitte des Schilffees gezeigt, wo Luciolen — heuschrecken-große Leuchtkäfer — heranschwebten, einer Prozession ähnlich von dunstgestaltigen, durchscheinenden Totenseelen, welche, Kerzen haltend, ihren Grüften entflohen waren. „Der Zug des Todes!“ hatte Cortes bestürzt zu Marina gesagt. „Gott zeigt mir die Zukunft meines Heeres! . . .“

Aber diesmal sprachen sie nicht vom leuchtenden Gold und seinem schwarzen Schatten und Begleiter, dem Tod.

„Weißt du noch, Marina,“ sagte Cortes, „als wir diesen Palast und diesen Garten zum erstenmal erblickten, meinten wir, es gäbe auf der Welt ihresgleichen nicht. Doch bald

darauf zogen wir in Tenuchtitlan ein — und selbst Ixtapalapan's Herrlichkeit verblaßte neben dem Huei-Terpan und Chapultepec . . .“

„Ja, wir wandelten wie in einem Traum damals!“ sagte Marina. „Und wenn man sich ins Gedächtnis zurückeruft, wie einzig, wie unvergleichlich schön Tenuchtitlan . . .“

Sie brach ab, sie vollendete den Satz nicht. Er erriet ihre Gedanken.

„Warum sprichst du's nicht aus? Glaubst du, daß ich anders denke als du? Auch mir ist es leid um Tenuchtitlan!“

„Und doch wollt Ihr die Stadt zerstören, Don Hernando . . .!“

„Auf mein Gewissen! — ich will es nicht, Marina! Ich will die herrliche Wasserstadt schonen! Gott gebe, daß ich es kann! Es ist mein ehrlicher Wunsch! Soweit es an mir liegt, wird Tenuchtitlan fortbestehen! . . .“

„Auch die Blutgreuel, Don Hernando?“

„Da legst du den Finger auf die Wunde des Denkens, Marina! — auf die nie heilende Wunde, den ewigen Widerspruch, den unlösbaren! Schönheit und Jammer — sie gehören zusammen, sind nicht zu trennen! Sie sind wie Krone und Wurzel eines Baumes. Schönheit ist die Krone, Jammer die Wurzel! Wird der Jammer — die Wurzel -- ausgerottet, so welkt auch bald die Krone . . .“

„Wenn Ihr aber die Krone — die Schönheit — vernichtet, Don Hernando, vernichtet Ihr denn damit auch die Wurzel? Wird die Wurzel nicht fortbestehen, wie man es an so vielen blitzgefällten Bäumen sieht . . .? Heute zum erstenmal kommt mir dieser Zweifel und erschreckt mich, Don Hernando!“

„Du magst recht haben, Marina. Aber Zweifel ist ein schlechter Führer für Latmenschen. Ich zweifle nicht an meiner Aufgabe . . . Du etwa?“

„Nicht an Euch, Don Hernando!“

„Aber an der Aufgabe? . . . Du solltest eher an mir zweifeln! Ich bin Wachs in den Händen des Schicksals! Ich bin ein weißer Schaumkamm auf einer Meereswelle! Ich kann nur, was mir zu können erlaubt ist! Wer ein Held genannt wird, wie ich, darf über Heldentum lächeln! Ich baue Brigantinen und schicke Friedensangebote; — das Weltgeschehen kehrt sich um beides nicht! Gott vermag Städte und Länder zu retten, — nicht aber wir Feldherren, die wir nicht wissen, ob wir des Herrn Engel oder Geißeln sind. Wenn wir Gutes wollen, tun wir Böses; und oft werden wir schuldig, wenn wir Gutes tun. Auf einem reisenden Strom sitzen wir in einem winzigen Boot am Steuer; wir können ein wenig nach rechts, ein wenig nach links steuern, — jedoch ein Mächtigerer ist es, der dem reisenden Strom das Bett grub!“

28.

Frater Aguilar kam atemlos in den Schloßgarten gestürzt und lief auf Cortes zu.

„Euch habe ich überall in der Stadt gesucht, Don Hernando! Geschieht es mit Eurem Wissen und Willen?“

„Was?“

„So wißt Ihr's nicht? Hörtet Ihr die Schreie nicht? . . . Die Tlascalteken meßeln Frauen und Kinder nieder wie

damals in Cholula! Von der Stadtbevölkerung lebt kaum noch die Hälfte!"

Einen Augenblick blieb Cortes starr und stumm.

"Ich bin schamrot, Marina, vor dir und vor mir selbst! Das ist es —: wir träumen und reden vom Guten und tun das Böse! Wie meistens, ist es nun beinahe zu spät, das Gute zu tun!"

Cortes eilte in die Stadt. Es gelang ihm, dem Norden Einhalt zu gebieten. Doch schon stand das Hafenviertel in Flammen. Und obgleich jener Teil der Stadt auf Wasser gebaut war, ließ das Feuer sich nicht löschen.

Von den Dächern der an Land befindlichen Häuser aus schauten viele Kastilier dem purpurnen Schauspiel zu. Mit Alvarado ritt Cortes durch die Gassen und machte ihm zornig Vorwürfe, daß er die Tlascalteken nicht im Zaum gehalten.

"Ich unterstellte Euch diese Bestien, Don Pedro, weil Ihr eine Tlascaltekin zum Weibe habt! . . . Aber das sehe ich jetzt ein, daß ich Euren Schwager Kriegsmaske längst an einen Baum hätte hängen sollen! . . . Und — bei meinem Gewissen! — Ihr sollt sehen: ich werde es noch tun! . . ."

Schuldbewußt verteidigte Alvarado weder sich noch seinen Schwager. Plötzlich aber unterbrach er Cortes und zeigte nieder auf den Boden: das Feuer der brennenden Stadt spiegelte sich in den Gassensteinen.

"Was bedeutet das, Don Hernando? Wie ist das zu erklären? In dieser selben Gasse war ich vorhin — und sie war trocken . . . Jetzt aber waten unsere Pferde durch Wasser!"

„Tod und Teufel!“ murmelte Cortes. „Sollen wir erschäuft werden? . . . Eine Kriegslift? . . . Ein Dammbruch? . . .“

„Kommt zur Pyramide, Don Hernando! Von der obersten Terrasse aus werden wir die Lagune übersehen können!“

Sie ritten zur Stufenpyramide. Am Fuß der hohen Tempeltreppe fanden sie den Hauptmann Francisco Hernández. Er saß zu Pferd und hielt ein anderes herrenloses Pferd am Zügel.

„Ihr wollt doch nicht hinaufsteigen?“ rief Hernández. „Oben ist es nicht geheuer! . . .“

„Warum?“ fragte Alvarado.

„Mich hat der Händler Felipe Monjaraz, sein Pferd zu halten. Er wollte sich den Brand der Stadt von oben anschauen. Ich schrie ihn an: ob er Nero sei? Ich warnte ihn, sich ohne Begleitung hinaufzuwagen . . . Er hörte nicht auf mich. Nun warte ich seit einer halben Stunde hier vergebens auf seine Rückkunft . . .“

„Wenn droben der Teufel diesen Gattenmörder holte, wäre es ein Wunder?“ bemerkte Alvarado.

29.

Nachdem Felipe Monjaraz sein Pferd dem Hauptmann Hernández übergeben hatte, war er furchtlos bis zur höchsten Terrasse emporgeklommen. Auf dem Menschenwürgeplaz sah er keine Priester und auch nicht im Doppelsanktuar; sie waren augenscheinlich mit den Adlern und Jaguaren auf den See hinausgeflüchtet. Er hatte es nicht anders er-

wartet, sonst wäre ihm des Hernández Warnung zu Herzen gegangen und er hätte — da er mit Fechtkünsten wenig vertraut war — nicht nur im Schutze seines Schwertes sich hierher gewagt . . . Er suchte sich den besten Aussichtspunkt aus und stierte nieder auf die lodernnden Pfahlbauten. Schon waren die einzelnen Häuser gleichsam versunken, überdeckt, überflutet von Feuerwellen. Ein Flammensee schwebte über dem See. Das Wasser brannte gleichsam. Der Widerschein der durch die erschwarzende Nachtdämmerung gehellten Karminglut färbte die Kanäle, Brücken, Paläste und Terrassentempel des nur zwei Meilen entfernten Tenuchtitlan und verwandelte sie in amarantröte Kristalle.

Felipe Monjaraz, der bisher Tenuchtitlan nur von weitem, von Tezcuco aus über den Schilffsee dunsthaft hatte schimmern sehen, schaute jetzt von hoher Warte hinab auf die Königin aller Städte zu seinen Füßen, — und sie strahlte greifbar nahe in einem unirdischen, verherrlichenden Licht. Dermaßen gebannt war er vom Zauberbild, daß er sonst nichts sah und hörte.

Plötzlich war ihm zumute, als strecke ein höllisches Ungeheuer eine Drachenklaue aus nach ihm. Weit gespreizt waren die hornigen krummen Krallen der Klaue und zogen sich allmählich rings um ihn zusammen. Etwas Furchtbares ging dicht hinter seinem Rücken vor. Er fühlte, ohne sich umzuwenden, daß eine Schar Opferpriester im Halbkreis um ihn stand und daß sich nach und nach der Halbkreis grausig lautlos verengerte. Das Pochen seines Blutes donnerte ihm betäubend in den Ohren, der Schreck rieselte

ihm eiskalt durch die versteinerten Glieder. Unfähig war er sich zu rühren: er wollte den Kopf drehen und konnte nicht; er wollte ans Schwert greifen und konnte nicht . . .

Als Cortes, Alvarado, Hernández und einige Hellenbardiere, die sich ihnen angeschlossen, die Pyramidentreppe hinaufgeeilt waren, fanden sie Felipe Monjaraz geschlachtet auf dem Blutopferstein liegen. Von Opferpriestern war keine Spur zu entdecken. Das gab Anlaß zum Gerücht: Satan in eigener Person habe dem Händler die Brust aufgeschnitten.

30.

Von Xztapalapan aus führten zwei Steindämme, ein nördlicher nach Tenuchtitlan und ein westlicher nach Coyoacan. Dieser zweite Dammtweg schied den Südwassersee von Xochimilco von der salzigen Lagune. Die beiden Dämme bildeten ein Dreieck mit einer Dammstraße, die Coyoacan mit dem Tenuchtitlan vorgelagerten Bollwerk Acachinanco verband (wo einst Cortes von Montezuma begrüßt worden war). Das aus Xztapalapan auf Booten entwichene Mexikanerheer befand sich innerhalb dieses Dreiecks.

Alvarado zeigte auf den westlichen Damm.

„Eure Vermutung war richtig, Don Hernando! Da schaut, — den kenne ich, den dort auf dem Damm, — das ist Guatemochin selbst, der neue König, der mit den Erdarbeitern den Damm öffnet, als wäre es eine Schleuse! Der südliche See steht höher als die Lagune!“

Rupferrot im Brandlicht blinkten die Menschenkörper, die gelockerten Steinquadern und Erdschutthaufen. An

einer Stelle des Damms war das Zerstückwerk bereits getan, an einer anderen vollendete es sich eben. Wie eines großen Flusses geteilter Wasserfall ergossen sich zischend die Gluten des Südwassersees in das Dammdreieck. Und sie wälzten sich, da sie nach Tenuchtitlan und nach dem offenen Schilfsee zu keinen Abfluß hatten, südwärts gegen die Gassen Ixtapalapan's . . .

Wie Wahnsinnige jagten Cortes und seine Begleiter in großen Sprüngen die Pyramidentreppe hinab. Des Monjara's Leiche zu bergen, war keine Zeit. Trompetensignale, kreischende Befehle und Flüche durchschnitten wie heulende Pfeile die rot-blutige Nachluft. Vor dem unheimlichsten der Feinde, dem stetig steigenden Wasser, flüchteten — ihre Beute im Stich lassend — Kastilier sowohl wie Tlascalteken in die höhergelegenen Maisfelder außerhalb der Ringmauer.

Das Gedränge am östlichen Stadttor verlangsamte die Flucht. Und plötzlich waren die Adler und Jaguare wiedergekehrt und tauchten in allen Gassen kämpfend auf. Die Nachhut watete bereits bis an die Brust im Wasser und mußte sich auch noch der kupfernen Teufel erwehren.

Als einer der letzten verließ Cortes die Stadt. Selbst fechtend, gewahrte er den Schwäger Tarifa, den „Diensteifrigen“, den Gatten der rundlichen Rosita Muñoz; obgleich von zwei Feinden bedroht, hielt Tarifa ein mit Gold und Juwelen gefülltes Edelsteinkästchen über den Wellen und schien sich von ihm nicht trennen zu können.

„Werft lieber das Gold fort als Euer Leben!“ schrie ihm Cortes zu.

Larifa ließ das Kästchen in die Flut fallen und brach in Tränen aus. Er flemte wie ein Kind und vergaß im Schmerz die Gefahr. Als er nach seinem Schwert griff, war es zu spät — er wurde überwältigt . . .

31.

Nicht gerade ruhmbedeckt kehrte das Christenheer nach Tezucuo zurück. Mit knapper Not war es dem Untergang in Ixtapalapan entgangen. Die gesamte Beute war verloren . . . Immerhin mochte es als Trost gelten, daß außer Larifa und Monjaraz kein Mann getötet worden war (nur Indianer, sechstausend Frauen und Kinder!).

Rosita Muñoz hatte kaum Ursache, sich den Tod ihres Gatten zu Herzen zu nehmen. In Sempoalla (damals als die dicke Prinzessin Hochzeitschmuck anlegte) hatte Rosita zum Bedauern vieler dem ledernen Gesellen die Hand zum Ehebund gereicht; doch überdrüssig geworden war sie gar bald seiner und seiner abwechslungsarmen Rodomontaden: welche Dienste er seiner Majestät dem Kaiser leiste und wie schlecht er dafür entlohnt werde . . . Seit jener wilden, vom Vulkanausbruch bestrahlten Liebesnacht an der Torre de la Victoria hatte sie ihn immer wieder hintergangen mit San Juan dem Aufgeblasenen, einem nicht minder faden Maulhelden; ihr Ehebruch war dauerhaft und beständig wie eine Ehe geworden. Die Schicklichkeit forderte nun, daß sie ihren toten Gatten beweinte — und das tat sie denn auch ausgiebig. Sie entdeckte gute Eigenschaften an ihm, die sie früher nie entdeckt hatte. Eine Folge ihrer Trauer

war, daß die zur Waise gewordene La Monjaraza sich ihr anfreundete und ihre unzertrennliche Gefährtin wurde.

Ungeheuchelt tobte sich der Jammer der schwach sinnigen La Monjaraza aus. Von ihrem Vater war sie verhätschelt worden. Sie schrie wie ein Tier bei der Nachricht von seiner Opferung. Und als der rohe Trujillo ihr schadenfroh beibrachte: zur Strafe für den Gattenmord (von welchem das arme Mädchen bisher nichts wußte!) sei ihr Vater von Beelzebub zerrissen worden, — hatte ihre Verzweiflung keine Grenze mehr. Sie verweigerte Speise und Trank, magerte zur Schattengestalt ab und sang, wenn sie nicht schluchzte, Kirchenlieder. Rabenblume und Rosita Muñoz ließen niemand zu ihr vor.

Dabei wurde Alvarados Haus, wohin La Monjaraza übergesiedelt war, von Beileidsbesuchern bestürmt und belagert. Sie war die reichste Erbin der Neuen Welt. Mit jedem Tag stieg die Zahl ihrer Freier. Unter anderen schrieb ihr auch Rodrigo Ranga einen wortreichen Liebesbrief. Als er ihn uneröffnet zurückhielt, wandte er sich an San Juan den Aufgeblasenen, den Freund Rositas. Und viele beschritten denselben Weg.

Auffallend war es, wie sehr jetzt San Juan von seinem Hauptmann Olid bevorzugt wurde. Der Neger Estevan Parillas trug dem Aufgeblasenen eingesalzene Hunde und andere Leckerbissen, ja sogar ein aus Francisco de Garays Weinkeller stammendes Fäßchen zu. Eigentlich war das nicht ganz verständlich, da Olid mit der Tochter desascaltefischen Stadtkönigs Rauchender Schild verheiratet war und außerdem mit Königin Maisblüte in freier Ehe lebte . . .



Wenige Tage nach der Rückkehr aus Ixtapalapan setzte er die Beförderung San Juans zum Fähnrich durch.

32.

Der Mißerfolg in Ixtapalapan nötigte Cortes Betrübnung ab für einen Gegner, der, um ihn zu vernichten, eine seiner schönsten Städte geopfert hatte. Die Kunde vom Dambruch ermunterte weit über Anahuacs Grenzen hinaus die Vasallen Mexicos und versetzte seine Rebellen in Schrecken. Erst vor kurzem war Chalco dem Bunde der Schwarzen Blume beigetreten und jetzt zitterte es vor der Rache der Azteken. In einem Felsenkastell inmitten der Stadt befand sich noch immer eine mexikanische Besatzung; auch gingen Gerüchte, der Herabstosende Adler rüste, um als erste der abgefallenen Städte Chalco zu züchtigen. Boten aus Chalco beschworen die Schwarze Blume und Cortes, Hilfe zu schicken.

Mit dem acolhuakischen Heerführer Chinchinchiuagin zog Gonzalo de Sandoval nach Chalco. Es gelang ihm, die Stadtburg zu überrumpeln. Unter den Gefangenen, die er machte, waren zwei Mexikaner von hohem Feldherrnrang. Er brachte sie mit nach Tezcuco.

Und Cortes, dem sie vorgeführt wurden, ließ ihnen durch Marina eröffnen: Die Söhne der Sonne seien keine Menschenfresser wie die Azteken. Das Leben und auch die Freiheit schenke ihnen der Grüne Stein und verlange nur von ihnen, daß sie bei ihrer Rückkehr in Tenochtitlan dem Herabstosenden Adler ein Friedensangebot überbrächten.

Marina machte sie auch mit dem Inhalt des von Cortes eigenhändig geschriebenen Briefes bekannt. Der Wortlaut des eigenartigen Dokuments ist uns überliefert; — er lautet:

„Ich habe keinen sehnlicheren Wunsch, als Eure Majestät und die schöne Stadt Tenuchtitlan vor dem Untergang zu bewahren. Leicht ist es, einen Krieg zu beginnen; — schwer, ihn zu gutem Ende zu führen. Eine fliegende Lanze gehorcht nicht mehr dem Lanzenwerfer. Meist enden Kriege mit dem Verderben derer, die sie heraufbeschworen. Sollten Euer Majestät zum Frieden bereit sein, so will ich alle erlittene Unbill und den Tod meiner Gefährten verzeihen und keinerlei Forderungen stellen.“

Einer der beiden aztekischen Generale nahm den Brief entgegen und steckte ihn in sein bauschig gekämmtes Haar.

33.

Als die beiden Mexikaner zum Boot geführt wurden, das sie über den See setzen sollte, kamen sie an dem von Olid bewohnten kleinen Tecpan vorbei. Vom Dach herab erschollen Flötenklänge, schwermütige mexikanische Melodien. Sie blickten empor und sahen auf dem flachen Palastdach eine junge Frau in aztekischer Tracht. Am Frühlings-Blumen-Rock, am gescheitelten, sphinxartig die Wangen einrahmenden Haar und an einer kleinen Goldmaske, die sie zwischen den Brüsten mit Edelsteinketten befestigt trug, erkannten sie Königin Maisblüte. Erst wollten sie ihren Augen nicht trauen, denn die Königin war totgesagt und betrauert worden in Tenuchtitlan; doch bei längerem Hinsehen konnten sie nicht daran zweifeln, daß sie es leibhaftig

war. Ihr einen Gruß hinaufzusenden oder sie anzurufen, wagten sie nicht. Am Lagunenufer angelangt, fanden sie Gelegenheit, heimlich einen Ruderknecht auszufragen; und der bestätigte ihnen, daß Maisblüte noch am Leben war.

34.

In einer Kammer mit blauer Daunen-Wandbekleidung saß die Herrin von Lula am Webstuhl. Sie webte eine Decke, meergrün mit schwimmenden Fischen, Krebsen und einer großen weißen gewundenen Muschel, aus welcher eine gelbe nackte Frau hervortroch. Im Kreise um die alte Königin knieten ihre Mädchen und spannen, indem sie Spinnwirtel sich schwirrend drehen ließen. Eintönig gab das Pochen des Webemessers dem Gesumm der Wirtel das Zeitmaß an, als wäre es eine fernher tönende, den Takt schlagende Trommel.

Die Herrin von Lula war jetzt Alleinherrscherin im Palast. Ihr Sohn Dhrring-Schlange hatte Tenuchtitlan schon vor mehreren Tagen mit einer größeren Heeresmacht verlassen, beauftragt vom Herabstoßenden Adler, den Verrat der Stadt Chalco zu strafen und die Stadtburg mit einer neuen merikanischen Garnison zu besetzen. An den Beratungen über das inzwischen eingetroffene Friedensangebot hatte Dhrring-Schlange nicht mehr teilnehmen können: es war ohne ihn abgelehnt worden.

Ein Torhüter trat durch den Perlenvorhang der Tür, legte die Arme kreuzweise über die Brust und meldete: vor dem Hauptportal warte in einer Sänfte die Königin-Witwe von Tezcuco auf Befcheid, ob die Königin-Witwe von

Tezcuco sie empfangen wolle. (Die Wittve des Edlen Traurigen führte nämlich den gleichen Titel wie die Wittve des Herrn des Fastens.) Diese ließ ihre Schwiegertochter Königin Silber-Reiher hereinbitten und ging ihr bis an die zum Palasttor emporführenden Granitstufen entgegen. Der Höfling Coxtemezi, der Königin Silber-Reiher begleitet hatte, blieb draußen bei den Sänfenträgern, während die Herrin von Tula ihren hohen Gast in einen geräumigen Saal führte. Auf Jaguarfell-Sessel setzten sie sich einander gegenüber. Sklavinnen brachten Kakao-Schalen. Dann blieben die beiden Königinnen allein.

Nachdem die zeremoniösen Begrüßungsformeln ausgetauscht waren, teilte Königin Silber-Reiher den Zweck ihres Besuches mit. Der Herabstoßende Adler hatte sein Verlöbniß mit ihr gelöst, weil jetzt erwiesen war, daß ihre Schwester Maisblüte noch lebte. Ihr Herz auszuschütten, hatte sie die Herrin von Tula aufgesucht, anklagend sich zu beklagen. Und das tat sie auf ihre Weise mit großer Beherrschung, kalt und spöttisch lächelnd, obgleich ihr Inneres ein Flammenherd war.

Die Herrin von Tula wußte Rat und Trost: könne Silber-Reiher nicht Königin von Mexico sein, so solle sie — zum zweitenmal — eine Königin von Tezcuco werden; das durchzusetzen, dem Sohn die Braut zuzuführen, glaube sie als Mutter genügend Einfluß zu haben; auch werde Silber-Reiher keinen schlechten Tausch machen, da Dhrring-Schlange dem Herabstoßenden Adler nicht nachstehe.

Zu klug war Silber-Reiher, um ihrer Rache wegen — die sich ja aufschieben ließ — einen Thron auszuschlagen.

Sie dankte und brachte nur das Bedenken vor, Dhrring-Schlange werde von der Ehe nichts wissen wollen, da er sein Herz an eine weiße Sklavin gehängt habe.

Darum müsse die weiße Sklavin aus dem Weg geräumt werden, solange Dhrring-Schlange von Tenuchtitlan abwesend sei! antwortete die Herrin von Tula. Schon seit lange war es ihr ein Dorn im Auge, daß ihr Sohn dem Zauber der Gelbhaarigen erlegen. Jetzt hatte sie einen Anlaß, dem Ürgerniß ein Ende zu machen.

Über die glanzlosen Augen der Königin Silber-Reiher huschte ein flüchtiger Glanz: sie sah den Herabstoßenden Adler leiden am Leid seines Freundes . . .

„Das Mexikaner-Priesterchen“, sagte die Herrin von Tula, „wird heute abend dem Volk verkünden, wie der Wunderbare Huizilopochtli den Brief des Grünen Steines beantwortet. (Vorhin suchte mich der Hohepriester auf, von ihm erfuhr ich es.) Die Stimme des Gottes sprach aus dem heiligen Nopal-Baum: Kein weißes Wesen darf hinfort in meiner Stadt geduldet werden: kein weißes Räninchen, keine weiße Laube, kein weißer Schmetterling, kein weißer Mensch!“

35.

Auf dem Rückweg in den Huet-Tecpan schritt Coxtemegi neben dem Tragsstuhl der Königin Silber-Reiher her und flüsterte mit ihr. Er sah nicht mehr abschreckend aus, wenn er auch die einstige Schönheit nicht wiedererlangt hatte.

„Wer gab dir deine Nase zurück? Du erzähltest mir es schon — doch ich hörte nicht hin . . . Ich dachte an den

Herabstoßenden Adler, der sie dir nahm . . . Gab er sie dir wieder?" fragte Königin Silber-Reiher spöttisch-bitter.

Da berichtete Coytemegi noch einmal, wie ihn auf einer Kanalbrücke die Giftmischerin Xiuhzahualli, die Blaubemalte, angeredet und sich erboten hatte, seine Häßlichkeit zu heilen. Auf seine Frage, wie sie das vermöchte, hatte sie gesagt: sie wolle ihm die häßliche Narbe im Gesicht wegschneiden und auf die blutfeuchte Wunde die Nase eines eben getöteten Opfersklaven legen, sie dann mit einem langen Frauenhaar annähen, so daß sie anwachse, als wäre sie sein eignes Fleisch. Erst habe er ihr nicht getraut; schließlich aber habe er sie doch gewähren lassen; — nun bereue er es nicht — wenn auch die Nase seiner früheren nicht gleiche . . .

"Du gingst deiner Nase wegen zur Giftmischerin," sagte Silber-Reiher; — „doch nicht nur, um sie anheilen zu lassen . . .“

„Cihuapilhine, warum sonst? . . .“

„Um deine Nase zu rächen!“

„Cihuapilhine, hassst du ihn nicht auch?“

„Ebenso sehr wie du! . . . Darum will ich, daß du mich zur Blaubemalten führst — jetzt gleich!“

„Cihuapilhine, noch ist es Tag. Es würde bemerkt, es würde ruchbar werden, daß du zur Giftmischerin . . .“

„Wo wohnt sie?“

„Beim Haus der Fledermäuse. Heute nacht werde ich dir den Weg zu ihr zeigen!“

In der Kleidung der Sternhimmel-Göttin Iamatecutli, der „Alten Herrin“, welche auch Lonan, „Unsere Mutter“, hieß, tanzte, als die Nacht hereinbrach, von mehreren flötenspielenden Greisen begleitet und beaufsichtigt, Isabel de Djeda in den Gassen Tenuchtitlans. Auf Wunsch der Herrin von Tula war sie in den Schlangenberg eingeliefert worden; und die Fürstin der Priesterinnen, die Frauenköpfe-sammelnde-weiße-Frau, hatte sie in Empfang genommen, sie gekleidet, sie geschminkt, sie zum Ebenbild und Sinnbild der Alten Herrin, der Gemahlin des Feuer-gottes, geweiht. Jetzt trug Isabel ein bis zu den Knöcheln reichendes schlohweißes Baumwollhemd und darüber einen mit Sternbildern bemalten Frauenrock aus rotem Leder, dessen unterer Rand, zu Riemen zerschnitten, mit Kleinen, bei jedem Schritt laut rasselnden Schnecken-Gehäusen be-näht war.

In der linken Hand hielt sie ein hölzernes, blau bemaltes und mit Türkismosaik inkrustiertes Webemesser; in der Rechten einen mit Kreide geweißten Rundschild, von welchem viele lange, am Boden schleifend: Bänder aus Reiberfedern sich herabringelten. Die untere Hälfte ihres Gesichtes war schwarz, die obere gelb geschminkt. Ihr Haar bildete Hörner an den Schläfen und war von einer Adlerfeder-Krone bekränzt.

Ein Mädchen oder eine Frau, die zur Sternhimmel-Göttin geworden war, mußte tanzend in ein Haus treten, und wenn sie dort einen Jüngling vorfand, sich ihm hin-geben. Das Unerlaubte war ihr erlaubt. Nur das Ver-botene nicht zu tun, war ihr verboten.

Schon allzulange hatte Isabel die Schmach hinausgeschoben. Wenn ihre Begleiter, die flötenspielenden Greise, sie mahnten, trat sie in ein Haus, kehrte dann sofort wieder um, schüttelte den Kopf und sagte: nur Weiber habe sie angetroffen . . .

Weinend und tanzend war sie so durch zahllose Gassen gekommen. Die Greise wurden ärgerlich und bedrohten sie; schließlich schlugen sie sie. Keine Ausrufe war ihr geblieben, sie konnte dem Unentrinnbaren nicht enttrinnen . . .

Ratlos schaute sie sich um. Da schimmerte eine Hoffnung vor ihr auf. Die Gasse, in der sie sich befand, kam ihr bekannt vor — war sie nicht erst vor kurzem hier gewesen? . . . Und plötzlich erkannte sie auch das ärmliche Haus wieder, wohin sie das Kind der Königin Perlmuschel gebracht hatte. Damals hatte sie Gonzalo Guerrero dort angetroffen, der sie retten wollte . . . Unheimlich war er ihr gewesen, abstoßend und anziehend zugleich wie ein unterirdischer Titan, der die Sonne und den Himmel haßte. Ihr fremd und fremd ihrer Welt, war er, der geborene Sklave, der Mit-Ketten-zur-Welt-gekommene, ewig bestrebt, die Ketten zu brechen, ohne die er doch nicht zu leben vermochte. Seine Reden, ihr erst so zuwider, hatten nachgewirkt in ihr und Achtung, ja sogar Bewunderung für seine Zielstrebigkeit ausgelöst. Jetzt sehnte sie ihn mit allen Fibern ihres Herzens herbei und schickte zur Heiligen Jungfrau ein Gebet empor, das Wunder möge geschehen, daß dieser Mann heute wieder dort sitze, wo er damals saß . . .

Isabel trat in das Haus der Federarbeiterin. Und so wie damals fand sie die vordere Kammer mit Gästen ge-

füllt. Am Boden hockten da neben der Schwindsüchtigen und ihrer Schwester müdegearbeitete Mantelweber, Korbflechter, Lackarbeiter, eine Wasserträgerin, ein Entenjäger — und er, den sie suchte. Sie sah nur die beiden blauen Flammen seiner Augen. Sellend verstummt waren die Reden bei ihrem Eintritt, leichenstill wurde es im Raum. Jeder wußte, was Unsere Mutter *Flamateculi* herführte und daß ihr Wunsch keine Absage litt. Wen unter den Ärmsten der Armen wollte sie sich auswählen? Sonst pflegte sie nur in den Palästen der Reichen ihrer Lust zu frönen

Isabel ging auf den Roten Jaguar zu und faßte seine Hand. Stumm erhob er sich und ließ sich von ihr in die hintere Kammer führen, wo die Wiege des weißen Kindes stand.

37.

Dhne Kienfaßel waren sie eingetreten. Geisterhaft zerschnitt Mondschein die Nachtschwärze, stand wie ein bläulicher Dunstbalken zwischen der Lichtöffnung des Daches und der Strohmatte des Fußbodens, das *Coçolli* — die indianische Wiege — silbrig überrieselnd. Fünf Vögel flatterten, aus dem Schlaf geschreckt, angstvoll-wild durch den Raum, in feurigen Farben erglühend, wenn sie den Mondstreifen durchflogen: es waren gefangengehaltene Schmuckvögel, denen die Arbeiterinnen zuweilen eine leuchtende Feder ausgerissen. Ihre Klauen waren mit langen, aus Ananas-Fasern gedrehten Stricken an eine Vogelstange gebunden.

Gleich nachdem sie eingetreten, hatte Isabel die Hand *Guerreros* fahren lassen und war zur Wiege geeilt. Ja,

das Corteskind schlummerte dort wie damals, ein wenig erhitzt und mit den winzigen, eckigen Fäustchen zuckend. Wild wie die angstverfürten Vögel flatterten Isabels Brüste. Weiß stand sie im Mondschein da.

„Señorita!“ begann Gonzalo Guerrero. „Warum sucht Ihr beim Kinde Schutz? Fürchtet nichts — ich bin kein Schandbube! Aus Eurer Notlage will ich keinen Vorteil ziehen! Ich würde mir ja die beste Freude verderben!“

„Die beste Freude . . .?“ murmelte Isabel. „Was wollt Ihr damit sagen?“

„Daß ich warten kann — auf Euren Dank, auf das freiwillige Geschenk Eurer Liebe . . . Nein, gebt keine Antwort, Señorita — Ihr könnt ja auch keine geben . . . Ich sah es eben Eurem Munde an: Ihr mühtet Euch ab, „Nie!“ zu sagen und vermochtet nicht, das kleine Wörtchen „Nie!“ auf die Lippen zu bringen! . . . Laßt es, — wir haben jetzt nicht Zeit von Liebe zu sprechen! Bevor Ihr Schutz bei der Wiege suchtet, suchtet Ihr Schutz bei mir. Und ich biete Euch Schutz, Señorita, den Ihr nicht zurückweisen könnt! . . . Kommt mit mir!“

„Wohin?“

„Ins Land der Maya, bei denen ich einst mit Frater Aguilar gelebt habe. Die Sonne des Südländs brütet dort noch heißere Menschen und Götter aus als hier im Hochtal Anahuac, die Mahagonibäume dort sind höher als die Zypressen Mexicos, die Blumen noch tierähnlicher . . .“

Tiefe Enttäuschung malte sich auf den erschlassenden Gesichtszügen Isabels. Hatte sie sich einem Phantasten anvertraut? Was er vorschlug, war ja unausführbar.

„Ach, das sind Träume!“ sagte sie. „Wie können wir zwei dorthin gelangen!“

„Nicht nur wir zwei, Señorita! Ihr wißt noch nicht, wer ich bin! Ich weißer Sklave bin der König der Sklaven! — und bald werdet Ihr die Sklavenkönigin sein! . . . Meine Getreuen haben den Auszug ins Maya-Land längst geplant und vorbereitet; heute nacht führen wir es aus: wir brechen nach Süden durch, um dort ein Sklavenreich zu gründen.“

Sie sah ihn ungläubig, verständnislos an.

„Sind es so viele?“ fragte sie.

„Zehntausende, Señorita! Hausflaven, Feldarbeiter, Landstreicher, Bettler, Diebe und alle Heimatlosen, Nackten, Entrechteten Mexicos.“

„In dieser Nacht? . . . Wie wollt Ihr sie herbeirufen?“

„Sie stehen versammelt und warten auf Euch, Señorita!“

„Auf mich . . .?“

„Auf uns beide! Beschleunigt wurde unser Aufbruch, weil vorhin der Hohepriester das Baum-Drakel bekanntgegeben hat: alle weißen Wesen in Tenuchtitlan sollen getötet werden — Silberfalken, Schneehasen, weiße Götter . . .“

„Auch dieses Kind?“ fragte Isabel und beugte sich schauernd über die Wiege.

Gonzalo Guerrero blieb ihr die Antwort schuldig.

„Ich würde gar bald Euer Schicksal teilen müssen, Señorita; doch das wollen die nicht, die sich um mich geschart haben. Mit verdanken sie die Einsicht, daß Tenuchtitlan ja doch verloren ist und daß sie Loren wären, wollten sie sich den Adligen und den reichen Kaufleuten Tlatelolcos zuliebe hinmögeln lassen. So schwierig es wäre, im waffen-

strogenden Anahuac die Zwingherren zu beseitigen, so leicht wird es in Guatemala sein. Erst nachdem es uns dort glückte, wollen wir uns gegen Mexico wenden, das inzwischen am Krieg verblutet sein wird. Den Sieger — mag er Cortes oder Guatemoc heißen — zu vernichten, wird um so gewisser gelingen, als beider Heere von meinen Freunden untergraben wurden. Mein Sklavenreich wird Venezuela, Panama, Yucatan und Anahuac umfassen; auch die Meerinseln Kuba und Haiti werden befreit werden von den Ausfaugern . . .“

Die Begeisterung hatte sein knochiges, finsternes Gesicht durchstrahlt und verschönt. Doch jäh unterbrach ihn Isabel.

„Still!“ flüsterte sie. „Hört Ihr die Stimmen? . . . Die Greise sind in die vordere Kammer getreten! Sie fragen nach mir . . .“

„Kommt schnell!“

„Dorthin?“ fragte sie entsetzt.

„Nein! Dies Haus hat einen zweiten Ausgang — nach dem Kanal hinaus! Dort liegt ein Boot bereit!“

Er hatte sie an der Hand erfaßt und zerrte sie fort. Sie hatte keinen Willen, keinen Gedanken, kein Gefühl mehr. Im tollen Wirbel ihres Hirns tauchte nur ein Wunsch auf: das Kind zu retten.

„Das Kind! . . . Laßt mich das Kind mitnehmen!“

„Seid Ihr bei Trost, Señorita“, herrschte er sie an. „Wozu? — Damit es aufwacht und durch sein Geschrei uns verrät? . . . Kommt, kommt, eh es zu spät ist!“

Er rang mit ihr und riß sie von der Wiege fort. Dann schleppte er sie durch einen dunklen Gang zur hinteren

Kanal-Pforte. Mit zwei Ruderern war das Boot bemannt. Guerrero und Isabel stiegen in das Boot.

38.

Am diesem Abend war der Spinner — der junge Dichter — zu Besuch bei seinem Freunde, dem Annalenschreiber Feuer-Juwel. Alte Chroniken, Sammlungen heiliger Gesänge, astronomische Werke und aus Ruinen von Gräberstädten herstammende totekische Fundstücke waren angehäuft im engen Gelehrtenzimmer, wo sie beim Flackerchein eines Harzlichtes einander auf Holzstühlen gegenüber saßen. Eine große schäumige Pulque-Schale stand zwischen ihnen; und schon trieben in den starrglänzenden Augen des Spinners die kleinen Pulque-Götter — die Erwürger — ihr schelmisches Spiel. Feuer-Juwel las ihm aus einer noch unfertigen Bilder-Schrift vor, worin er neugeborene Gedanken in alt-heilige Gewänder kleidete. Er las:

Als Unser Herr Quetzalcoatl von Tula Abschied nahm, versenkte er seine Kostbarkeiten in einem Brunnen. Auch die mit Türkis-Mosaik überkrustete Schädelsmaske, das Geschenk seines treuesten Jüngers, senkte er mit dem Gesicht nach unten in die Brunnenoberfläche; — da schlürfte die Maske durch Augen und Mund Wasser ein und glitt in die Tiefe. Ein vom Wind hergetragener Goldkäferflügel aber blieb auf der Haut des Wassers. Da sagte Unser Herr:

„Auf einem See der Totenwelt schwimmt ein kristallenes Boot. Warum versinkt das kristallene Boot nicht?“

Seine Jünger sahen ihn ratlos an.

„Weil es hohl ist. Weil es das All birgt und nach dem Nichts sich sehnt“, sagte Unser Herr. „Die weite Erde ist voll emporblickender Schalen. Blumenkelche und Vulkankrater sind Schalen, die sich von der Schwere befreien wollen und aufwärts streben zum Sternendach. Aber wer sich füllte — wer sich erfüllte — geht unter.“

„Ist das Hohle eine Zauberkraft?“ fragte einer der Jünger. „Aber wie kann das Hohle, das Leere, das Formlose eine Kraft sein?“

„Es ist der Zauber aller Zauber,“ erklärte Unser Herr, „es ist körperlos und doch mehr als Körper: es ist ummauert von Körpern und es ist bewohnt von unüberschwinglichen Zaubervorten! Halte die Meermuschel ans Ohr, so wirst du es ahnen! Erlausche, was der Duft im Lilienkelch spricht! Weil die Flöte hohl ist, birgt sie Freude und Schmerz und vermag zu leben. Alles Leben ist Wein in einem Schlauch, Mark in einer Knochenröhre, Edelsteinwasser in einer Opferblutschale.“

„O Unser Herr,“ sagte der Jünger, „jetzt glaube ich, dich zu verstehen! Aus den sieben Höhlen kamen die Lotteken . . .“

„So ist es“, fuhr Quezalcoatl fort. „Das All ist eine Luftblase im Nichts, — eine Seifenblase. Der Steinmetz fragt nach Breite, Tiefe und Höhe; der König aller Musikmeister aber fragt nach der Dicke der Sklavenhaut, mit welcher seine goldene Trommel bespannt ist: reißt die Haut, so stirbt die Trommel . . . Hohl ist der Mutterleib; in der Nußschale wächst der Nußkern; in einem Glauben wächst eine Menschengemeinschaft. Ohne Hülle, Schale, Rinde gibt es keine Hohlung, gibt es kein Leben!“

„Und was ist Tod?“ fragte der Jünger.
 „Die Zertrümmerung der Schale, damit neue Schalen
 entstehen. Denn keine Schale verbleibt!“
 „Auch nicht die blaue Himmelschale?“
 „Auch nicht die blaue Himmelschale!“

39.

Ein dröhnendes Pochen erscholl. Die beiden Freunde erhoben sich von ihren Sätzen und sahen sich schreckenstarr an. Das Geräusch komme von der Gasse her, meinte der Spinner.

Ja, jemand stehe vor der Haustür, bestätigte Feuer-Juwel. Aber wer möge wohl um diese Stunde Einlaß begehren? . . .

Als Feuer-Juwel auf den Flur hinaustrat, liefen dort bereits seine Diener mit qualmenden Rienspanbündeln umher. Die Haustür wurde geöffnet. Zwei Träger trugen eine unansehnliche, beinahe ärmliche Sänfte über die Schwelle, und mit ihnen schlüpfte auch der als Fächer-Träger gekleidete Höfiling Coxtemeçi herein. In höchster Aufregung rief Coxtemeçi — noch bevor er sich begrüßt und um eine Freistatt gebeten — den Haus-Erleuchtern zu, die Eingangstür müsse hinter ihm geschlossen und mit Balken verrammelt werden. Ungesäumt führten die Diener das aus.

Auf dem Wege zur Blaubemalten waren Coxtemeçi und die von ihm begleitete Königin Silber-Reiher in den unabsehbaren Heuschreckenschwarm der abziehenden Sklaven hineingeraten. Sie waren bedroht worden; Verwünschungen waren gegen sie ausgestoßen worden; man wollte sie in

einem dunklen Kanal ersäufen. Aber glücklicherweise hatte Königin Silber-Reiher — für den Fall, daß die Giftnischtin einen hohen Preis fordern sollte — ihr gefülltes Edelsteinkästchen mitgenommen; und als sie sich von zerlumpten, hungerbleichen, Stangen und Beile schwingenden Gestalten umringt sah, hatte sie in ihrer Todesangst die Gefahr mit der Hergabe des Edelsteinkästchens gebannt; — ihr und ihren Begleitern war gestattet worden, in das Haus des mit dem Höfling Coytemerzi gut bekannten Annalenschreibers zu treten. Unerseßlich und nie zu verschmerzen war ihr Verlust: befand sich doch im Kästchen außer mexikanischen Geschmeiden auch eines, das vor ihr Isabel de Djeda besessen hatte; es war eine winzige, an goldener Halskette hängende Statuette der Gottesmutter aus Gold und Emaille.

Coytemerzi half Silber-Reiher aus der Sänfte. Sie lüftete den ihr Gesicht verhüllenden Schleier nicht, sie wollte nicht erkannt sein. Aber auch durch den dichten Schleier hindurch war zu sehen, wie sehr sie noch an allen Gliedern lebte.

Nachdem Coytemerzi — ohne den Namen seiner Begleiterin zu nennen — das Ungeheuerliche, dessen Zeugen und Leidtragende sie gewesen, beschrieben hatte, schlug Feuer-Juwel vor, auf das Tlapantli — den Hängenden Garten — hinaufzusteigen, um von dort aus die Kämpfe zu überschauen. Denn schon war Waffenlärm vernehmbar.

Und während sie sich auf das flache, von Zinnen bekränzte, mit Zwergpalmen, Fuchsien, Bromeliaceen und Vanille-Orchideen übertaucherte Dach begaben, sicherten die kleinen Pulque-Götter — die Erwürger — in den Augen

des Spinners. Vielleicht war er nicht so trunken, wie er sich stellte. Plötzlich verlor er auf der Treppe das Gleichgewicht und griff, eine Stütze suchend, nach dem Schleier der unbekanntten Edelfrau. Der Schleier sank von der Stirn zum Hals hinab; und obgleich er sofort wieder emporgezogen wurde, hatte der Spinner Zeit gehabt, die Königin Silber-Reiher zu erkennen.

Niedrig war das Haus des Annalenschreibers, doch hoch genug, um vom Dach aus einen Rundblick über die südlichen Stadtteile Moyotla und Teopan zu gewähren. Das eben noch so laute Kampfgetöse war im Verstummen. Die Sklaven hatten das Haus der Speere erstürmt, die Wachen überwältigt, das Arsenal ausgeplündert. Jetzt kämpften sie, bewaffnet mit den erbeuteten Speeren, Pfeilen, Bogen und Schilden, am Südtor. Auch dort vermochten ihnen die wenigen Adler und Jaguare nicht lange die Stirn zu bieten (denn Mexicos Heerscharen standen teils mit Ohring-Schlange vor Chalco, teils lagerten sie bei Coyoacan): Bald verhallte das Kampfgeheul; der Lärm der Muschelstrompeten erstarb und wich einer unheimlichen Stille. Durch das eroberte Tor flutete, strömte, wälzte sich eine dunkle Leibermasse über den Steindamm nach Ixtapalapan zu. Die blauschwarzen Schatten der wimmelnden Myriaden tänzelten auf den mondsilbernen Lagunenwellen.

Nach einer Stunde waren die letzten Nachzügler hinter den blaßroten Türmen des Bollwerks Acachinanco verschwunden. Feuer-Turvel und seine Gäste verließen die Dachterrasse. Draußen drohte nächstlichen Wandrern keine Gefahr mehr.

Raum hatten die Träger die Sänfte zum Haus hinausgetragen, verabschiedete sich eilig auch der Spinner; und da Feuer-Zurvel ihn nicht fortlassen wollte, nannte er ihm den Grund seines frühen Aufbruches. Er habe vor, der Sänfte nachzugehen; denn die Verschleierte sei niemand anderes als Königin Silber-Reiher; und wenn sie sich einen Schelm wie Cogtemeçi zum nächtlichen Führer gewählt habe, so sei gewiß Schlimmes geplant; — dem wolle er auf den Grund gehen.

Zwar warnte Feuer-Zurvel seinen Freund, sich der Rache der Königin auszusetzen: leicht könnte es von den Trägern bemerkt werden, daß er ihnen nachschlich. Doch der Spinner ließ sich nicht zurückhalten.

Als er die Träger eingeholt hatte, standen diese, die leere Sänfte bewachend, in der engen Gasse, die zum Haus der Fledermäuse führte; Königin Silber-Reiher und Cogtemeçi hatten die verdächtige Wohnung der Blaubemalten bereits aufgesucht. Der Spinner stellte sich hinter einen Torpfosten, um unbeobachtet zu beobachten.

Nach einer Weile erschollen in einer Nebengasse Frauenstimmen: ein Klagen und Winseln und derbe Scheltworte. Näher kamen die zankenden Frauen und bogen in die Gasse zum Hause der Fledermäuse ein. Als sie am Versteck des Dichters vorbeikamen, sah er drei nicht mehr junge Weiber, die ein reich gekleidetes, außerordentlich schönes Mädchen gewaltsam mit sich fortschleppten. Vergebens sträubte sich das Mädchen bei jedem Schritt, schlug wild um sich, schluchzte und flehte, wenn sie geschlagen wurde, um Erbarmen.

Ein Erbarmen fühlte der Spinner, geblendet von ihrem Liebreiz. Die Vorsicht außer acht lassend, trat er zu den Frauen, gewillt, der Quälerei ein Ende zu machen.

„Warum schlagt ihr die Cihuapilli?“ schrie er die Weiber an.

(Mit dem Worte Cihuapilli — Prinzessin — wurden alle vornehmen Frauen bezeichnet, auch wenn sie keine Prinzessinnen waren.)

„Die ist keine Cihuapilli!“ rief eins der Weiber. „Die ist eine entlaufene Sklavin!“

„Ich bin nicht eure Sklavin!“ schluchzte das Mädchen.

„Nein, nicht unsere — aber die Sklavin unserer Nachbarin, der Blaubemalten! Und einen hohen Lohn hat die Blaubemalte uns versprochen, wenn wir dich wiederbringen!“

41.

Der von langer Hand vorbereitete Auszug der Sklaven war zwar der herrschenden Klasse Mexicos überraschend gekommen — in den unteren Schichten des Volkes aber war lange im voraus davon geflüstert worden. Auch Blutfeuerstein, welche streng gehütet im Hause der Blaubemalten zum Giftmädchen herangezüchtet wurde, hatte trotz ihrer Abgeschiedenheit Winke von anderen Sklavinnen erhalten. Unglücklich über ihr Los, entschlossen, lieber den Tod als solch ein Leben zu ertragen, hatte sie Mittel und Wege gefunden, die Wachsamkeit ihrer Herrin zu überlisten. Nach ihrer bald entdeckten Flucht, konnte die Blaubemalte ihr nicht nachsehen, weil ihr von Coxtemezi der Besuch der Königin Silber-Reiher angekündigt worden war. Darum

hatte sie ihre Nachbarinnen angestiftet, die Entflohene zurückzuholen. Des Mädchens habhaft zu werden war jenen geglückt, weil, nach der Erstürmung des Speerhauses und des südlichen Stadtttores, zuerst der schier endlose Strom der bewaffneten Sklaven sich über den Damm nach Jkta-palapan ergoß und des wilden Gedränges wegen sich Blutfeuerstein als eine der letzten unter den Nachzüglern befand. Eine der Frauen hatte sich ihr unter dem Vorwand genähert, sie fühle sich, nachdem sie eben im Gewühl beinahe erdrückt worden, einer Ohnmacht nahe; und während das leichtgläubige Mädchen sich um die scheinbar Bewußtlose bemüht hatte, war sie von den beiden anderen Weibern plötzlich gepackt und zurückgeschleppt worden.

Der Spinner mußte bald einsehen, daß mit begütigenden Worten nichts zu erreichen war. Die drei Weiber fuhrten fort, Blutfeuerstein zu mißhandeln. Da entriß er sie ihren Händen. Das Mädchen warf sich vor ihm auf die Knie, verzweifelt jammernd:

„O edler Herr, steh mir bei! Ich will nicht meiner Herrin dienen —: sie ist eine böse Frau, eine Mörderin! Sie füttert mich mit Gift, damit ich Männer töte! Aber ich will nicht Männer töten! . . .“

Die drei Weiber hatten ein Geschrei erhoben und fauchten den Spinner an.

„Was hast du dich dreinzumengen, Laugenichts! Wer bist du denn, daß du hier den Mund aufstust! Eine Kakao-bohne ist mehr wert als du! . . . Klüger wär's, du zeichnetest dich im Kriege aus, damit man dir endlich den Haarschopf abschneidet, den du noch immer im Nacken trägst! . . .“



Bohre dir ein brennendes Holzschert in die Gurgel und mache dir ein Loch — groß genug, deine ganze Schlechtigkeit auszuspeien!“

Das Getreisch hatte Cortemezi, Silber-Reiher und die Blaubemalte aus dem Hause herausgelockt. Die Giftmischerin zeigte der Königin die Kniende: dies sei jenes entlaufene Sklavemädchen, von welchem soeben die Rede gewesen war . . . Cortemezi nahm die Königin beiseite und beriet sich flüsternd mit ihr; dann flüsterte er mit den Trägern. Und plötzlich war der Spinner von den Lamamas und Cortemezi umzingelt, überwältigt, an Händen und Füßen gefesselt. Er und Blutfeuerstein wurden ins Haus der Giftmischerin geschleppt.

42.

Von Cortemezi erfuhr die Blaubemalte, daß der Spinner der Sänfte nachgeschlichen war und als gefährlicher Mitwisser getötet werden müsse. Gutmütig lächelnd stimmte sie dem bei. Als jedoch Cortemezi sich ein Messer ausbat, schüttelte sie den Kopf: sie wolle keine blutigen Spuren in ihrem Hause haben, sagte sie und bat, man möge ihr die Lötung des jungen Menschen überlassen. Sie wolle an ihm ein neuartiges Gift versuchen; — an Ratten habe sie damit schon gute Erfolge erzielt. Man träufelt es in die Augen und es frißt sich hindurch bis ins Gehirn. Würde dann die Leiche im Haus der Fledermäuse gefunden werden, so müsse jedermann glauben, die Augen seien von Geiern und Raben ausgehackt.

Die Blaubemalte kauerte auf einem Schemel nieder und zerstampfte in einem Mörser getrocknete Kräuter und

Schlangenzähne. Dann stellte sie einen kupfernen Dreifuß über das Herdfeuer und ließ in einer Pfanne Blei zerschmelzen.

Jedes Wort hatte der Spinner gehört, nun sah er die Vorbereitung zu seiner Ermordung. Obgleich er gefesselt am Boden lag, begann er zu singen. Ein stolzes, herausforderndes, jubelndes Totenlied sang er.

Nicht daß Königin Silber-Reiher gerührt worden wäre. Doch rief das Lied ihr ins Gedächtnis, daß der junge Dichter ein gern gesehener Gast im Huei-Tecpan war. Sein Verschwinden werde bei Hofe nicht unbemerkt bleiben, sagte sie sich; auch befürchtete sie, daß Feuer-Juwel, der vielleicht von der Absicht seines Freundes, der Sänfte zu folgen, unterrichtet war, die Mordtat ans Licht bringen könnte.

Daher faßte sie abwehrend der Blaubemalten Arm, als diese das siedende Gift bereits über des Spinners Augen hielt; und sie befahl Cortemeri, die Fesseln zu lösen. Dann sagte sie zum Spinner:

„Du hast eine alte Mutter. Ich sah sie oft, wenn sie dich im Großen Palast besuchte, als du noch König Montezumas Sänger warst. Heute nacht lasse ich deine Mutter als Geißel zu mir bringen. Sie wird bei mir wohnen, und wenn du mich verräthst, wird sie sterben!“

43.

Rodrigo Rangel hielt an Cortes diese Ansprache:

„Zweimal haben Euer Liebden den Mexikanern Friedensangebote geschickt, welche die Überbringer sich ins Haar steckten und Guatemochin sich hinters Ohr geschrieben haben

wird. Die Versöhnungshand streckten Euer Liebden aus, dem Zuge des Herzens folgend; — und das ist ein schöner Zug von Euer Liebden! Womit ich nicht gesagt haben will, daß nicht auch Hannibals Zug über die Alpen oder Euer Liebden Zug über die Cordilleren schön war und irgendwie dem Frieden diente. Alle Wege führen nach Rom, sogar die langen Kriegswege. Nach Ansicht mancher Leute, z. B. meiner Flamme, der langen Elvira, ist Länge sogar ein Vorzug, selbst bei meinen Reden. Durch den edelmütig bezeugten Friedenswillen haben Euer Liebden vor dem Richterstuhl der Geschichte — so sagt man doch wohl — sich mit unschuldigem Wasser die Hände gewaschen wie weiland Pontius Pilatus; für den ich im übrigen keine Lanze breche, denn er zweifelte an, was die Weltgeschichte so genau weiß — was sich zu eigen gemacht zu haben der Weltgeschichte höchster Wert und Ruhmestitel ist —: nämlich die unantastbare Wahrheit! Sie ist immer auf dem Wege, mag er kurz oder lang sein; — läßt sich das anzweifeln? Nein! Wie also kann man sie selbst anzweifeln? Dieser römische Landpfleger aber unterstand sich es zu tun und fragte: Was ist Wahrheit? . . . Als ob man es nicht wüßte, als ob die Weltgeschichte es nicht wüßte! Von der einen Entgleisung abgesehen, war der Mann sauber und wusch sich die Hände, ohne sie sich zu beschmutzen. Als sich kürzlich unser braver Hauptmann Sandoval in Chalco die Hände wusch, war der durch die Stadt fließende Fluß so tiefrot von Mexikanerblut, daß anderthalb Stunden lang die armen verdursten- den Christen nicht einmal daraus trinken konnten. Ich bitte Euer Liebden, sich die Dual der Christen vorzustellen.

Ist es zu verstehen, daß die Mexikaner trotz des Friedenszustandes, in welchem wir leben — denn noch haben wir keinen Krieg — sich einfach töten lassen, wie neulich in Ixtapalapan? Und warum? Doch nur um uns ins Unrecht zu setzen! Nichts beweist klarer ihren schlechten Willen — was bleibt uns da anderes übrig, als ans Gewissen der Welt zu appellieren! Ich frage Euer Liebden: kann man sich ins Unrecht setzen lassen, wenn man in seinem Recht sitzt wie ein Hermelin im Laubenschlag? Ich behaupte: man kann es nicht! . . . Die Mexikaner haben Euer Liebden gütigen, väterlichen Brief, den sie allerdings schwerlich entziffern konnten, nicht einmal beantwortet. Ist das zu fassen? Ist es zu begreifen, daß sie den Frieden nicht annehmen wollen von uns, die wir so viel mehr und so viel größere Schiffe haben als sie! Mein Freund, der berühmte Ignotus, schreibt irgendwo: das Recht war immer auf seiten der größeren Schiffe! . . . Aber das eben ist der Fehler der Mexikaner, sie wissen nichts von Geschichte und nichts vom Gewissen der Welt, das seit Olims Zeiten sauber gewaschene Finger hat, genau wie Pilatus und unser Sánchez Garfán. Eins aber müßten die Mexikaner wissen: daß in Tlascalala der Schiffbaumeister Martín Gutiérrez sein Wunderwerk vollendet hat: die Schiffsteile sind auf dem Marsche, sind unterwegs — wie die Wahrheit — sie schweben über den Gebirgswall, von zehntausend Lamamas getragen und von Erdwellen, die höher sind als Wasserwellen. Und auch die Schwarze Blume hat, um den gefährdeten Frieden zu beschützen, sich beeilt, den Kanal und den Hafen für die Brigantinen mit Hilfe von achttausend Erdarbeitern fertig

zu graben. Ohne Hilfe der Erdarbeiter aber hat die Schwarze Blume einen anderen heimlichen Kanal geleitet zum Herzen unserer Amazone, der Frau des Weißhändigen. Man wird nicht umsonst beraten und zum König erzogen vom Weißhändigen, der wie Pontius Pilatus von der bitteren Wahrheit keine Ahnung hat.“

So sprach Rodrigo Rangel.

44.

Nicht nur die in Lascala gezimmerten Schiffsteile, auch Segel, Leercässer, Eisenklammern und Buffolen, die einst — vor der Verbrennung der elf Karavellen — in Sicherheit gebracht und in Vera Cruz aufbewahrt worden waren, wurden jetzt über Huei-Otlipan, Calpulalpan und die Quauhstepan-Kordillere — das Adlergebirge — getragen. Martín Gutiérrez begleitete die achttausend Lamamas, um am Lagunenufer die Zusammenfügung der Brigantinen und ihren Stapellauf zu leiten.

In großer Gala ritten zu festlichem Empfang die Feldobristen, in grellfarbigen Kriegertrachten schritten die verbündeten Indianerfürsten durch die das Ostor Lezcucos umgrünenden Kakao-Pflanzungen. Blumenbeladen wälzte sich die Stadtbevölkerung hinterdrein. Das Christenheer wartete bereits seit Stunden vor den Mauern der Stadt und spähte hinaus auf die einer Nebelschlange ähnliche Staubwolke in der Ferne. Menschen und Pferde wurden erkennbar — zuerst das schwanenhalsige Berberroß des an der Spitze reitenden Alvarado, den Cortes mit hundert Kastiliern zum Schutz des Transportes nach Lascala ge-

sandt hatte. Mit Jubelgeschrei krochen die beiden Menschenmassen aufeinander zu.

Der Jubel wurde zum dröhnenden Freudegebrüll, als sie aufeinanderstießen. Cortes stieg vom Pferd, umarmte und küßte den Schiffbaumeister auf beide Wangen und beschenkte ihn mit einem bei Jxtapalapan erbeuteten mexikanischen Geschmeide.

Noch ehe er den Fuß wieder in den Steigbügel gesetzt hatte, sah er einen fremden vornehm gekleideten Europäer auf einem Rappen herangaloppieren. Es ärgerte ihn, daß er zu Fuß war, als jener den Rappen dicht vor ihm parierte und zu ihm niedergrüßte. Cortes überfah es, schwang sich in den Sattel und, in den Steigbügel gepflanzt, erwiderte er dann erst den Gruß. Er blickte in ein längliches, graubärtiges, fahles Hofschranzen-Gesicht mit einer etwas plumpen Nase und stechend-schwarzen, unenträtselbaren Augen. Diese Augen gefielen Cortes nicht, obgleich sie weder Groll noch Mißmut über die verspätete Grußentwiderung verrieten; — eher war der Blick zu freundlich kalt und stolz.

„Don Juliano de Alderete . . .“, flüsterte Alvarado Cortes zu. Dieser nickte. Er war durch vorausgesandte Boten Alvarados bereits unterrichtet davon, daß endlich — nach des Christenheeres zweijährigem Aufenthalt auf mexikanischem Boden, zum erstenmal — in den Hafen von Vera Cruz ein aus Europa kommendes Schiff eingelaufen war, mit dem vom Kaiser ernannten Ober-Schiffsmeister Juliano de Alderete an Bord, welcher auf Anraten des Hafenskommandanten Pedro Caballero, unverzüglich nach Lascala geritten war, um sich Alvarado und den Lamamas anzuschließen. Daß

dieser Mann, dessen Freundschaft mit Fonseca, dem Bischof von Burgos, allgemein bekannt war, nicht nur des Kronsfünstels wegen die zweite Reise unternommen hatte, war für Cortes selbstverständlich.

„Señor, ich heiße Euch in Tezcuco willkommen und hoffe Euch bald die Schönheiten Mexicos zeigen zu können!“

Höflich-kühl wie Cortes' Worte, war Alderetes Entgegnung:

„Señor, das Vergnügen, Euer Liebden bis nach Mexico begleiten zu dürfen, verdanke ich der Gnade seiner Majestät, unseres Kaisers, der mir einen Gruß an Euer Liebden auftrug!“

Doch Cortes hörte mehr als Höflichkeit heraus.

45.

„Wo ist das Testament Adams? Zeigt mir doch das Testament Adams her! Sollte es etwa unterschlagen worden sein?“ — pflegte König Franz I. von Frankreich mit sardonischem Lachen auszurufen, wenn von den neuen, neueren und neuesten Kolonien Spaniens und Portugals die Rede war. Durch eine die Kapverdischen Inseln nord-südlich schneidende Demarkationslinie war im Jahre 1494 (als Franz in Cognac zur Welt kam) vom Papst Alexander VI. die Welt in zwei Hälften geteilt worden: die westliche Erdhalbkugel hatte seine Heiligkeit — ein zweiter Zeus — an Ferdinand und Isabella, Los Reyes („die Könige“) von Kastilien und Aragon verschenkt; die östliche Erdhalbkugel an Johann von Portugal. Den anderen Königen blieb nichts als das leere Nachsehen.

Siebenundzwanzig Jahre waren seitdem vergangen; an der Weltverteilung konnte kein gekröntes Haupt weder innerhalb noch außerhalb Europas ein Deut mehr ändern. Wollte ein amerikanischer König sich nicht knechten lassen, so war er ein Rebell, ein Mißachter des päpstlichen Willens, und hatte sich es selbst zuzuschreiben, daß er durch Gewaltmaßregeln an seine Pflichten erinnert wurde.

Daß König Franz das Los kaffeebrauner Herrscher nahe ging, ist nicht anzunehmen. Aber es wurmte ihn, daß er die Anwendung der Gewaltmaßregeln andern Machthabern überlassen mußte.

Er war jung und wurde noch nicht *Le grand roy* François genannt. Doch schon damals war seine den Mund überschattende spitze Nase nicht das einzig Große an ihm. Gewaltig war sein Körperbau, noch gewaltiger sein Freimut.

Bei der Tafel im Nymphensaal des Schlosses Amboise, äußerte er einmal — während er einen Poulardenflügel auf den Silberteller seiner Mätresse legte —:

„Par saint Jean! Bei der Weltverteilung war der alte Borgia nicht vom Heiligen Geiste beraten — eher von seinen nackten Mädchen, die er zwischen einem Duzend auf dem Estrich brennender Kandelaber tanzen ließ!“

Als christlichster König durfte sich Franz erlauben, abfällig über einen Papst zu reden; um so mehr, als Seine Heiligkeit vor bald zwei Jahrzehnten eines unheiligen Todes verstorben und mit priesterlichen Faustschlägen in einen viel zu engen Sarg gezwängt worden war . . .

Der Mätresse den Arm um den rosigen Nacken schlingend, ergriff Franz sein zum zehntenmal gefülltes Glas

(er kam in Cognac zur Welt) und setzte seine Betrachtungen fort:

„Nur Freundinnen kann unsereins haben, — keine Freunde, solange das Testament Adams mit Füßen getreten wird. Mein spanischer Nachbar raubt so viel er kann . . . Nun, gottlob, auch meine französischen Korsaren rauben so viel sie können . . . Ich erhebe das Glas auf das Wohl meines einzigen Freundes, des großen Seeräbers Claude Fleuranges!“

Die Tafelrunde stimmte in das Hoch ein und erhob ein schallendes Gelächter. Es war kein Geheimnis, daß Claude Fleuranges vom Überfall spanischer Amerikafahrer lebte. Wohlwollende Förderung von seiten des Königs ermöglichte es ihm, die gekaperten Schiffe im Hafen La Rochelle unterzubringen, wo das Raubgut redlich zwischen ihm und der Krone geteilt wurde.

46.

Die Karavelle, auf welcher bald nach Cortes' Genesung vom Wundfieber (es war im Juli gewesen, einen Monat nach der Nacht der Schrecken) der Hauptmann Alonso de Avila nach Europa gesegelt war, dem Kaiser einen Teil des bei der Schlacht von Otompan erbeuteten Goldes, den zweiten Brief des Cortes und die Smatagdpyramide der Königin Maisblüte zu überbringen — die Karavelle hatte bei den kanarischen Inseln das Unglück, vom Seeräuber Claude Fleuranges aufgebracht zu werden. Die verrosteten Kanonen der Karavelle waren in Vera Cruz zurückgeblieben, wären ohne Pulver auch nutzlos gewesen. Avila, der mit seinen zehn Begleitern sich anfänglich zur Wehr hatte setzen

wollen, verzichtete auf Widerstand, als das voll bemannte und stark bewaffnete Kesselschiff in Seehöhe kam. Beinahe windstill war der wolkenlose Tag, doch die guten Segel des Korsars beflügelten seine Fahrt. Langsam, unheimlich geräuschlos näherten sich die beiden Schiffe, schaukelten und wippten dann dicht beieinander mit glucksendem Geplätscher auf sanften Lafurwogen, rieben sich mit schrill zwitscherndem Gequietsch Bauch an Bauch. Als schließlich eine Bretterbrücke zum Verdeck der Karavelle herüberschwebte, warf Avila die smaragdene Pyramide hinab ins Meer —: an der wenigstens sollten die Franzosen keine Freude haben! . . .

Claude Fleuranges legte mehr Wert auf mexikanische Goldbarren als auf das Schreiben an den Kaiser, das aus einer Wamstasche Avilas hervorgeholt wurde. Da keiner der Franzosen den spanisch geschriebenen Brief lesen konnte, gab der Korsar ihn mit freundlichen Entschuldigungsworten Avila zurück. Er war auch so großmütig, bei der Ankunft in La Rochelle, dem Hauptmann und seinen Begleitern eine kleine Summe Geldes auszuhändigen, damit sie nicht mittellos an Land kämen.

Dank diesem Almosen konnte Avila, halb Frankreich durchwandernd, die Pyrenäen erreichen. Im Begriff die Grenze zu überschreiten, wurde er von den französischen Behörden daran gehindert: sie hatten Weisung, ihn nicht aus dem Lande zu lassen. Trotzdem versuchte er, in Verkleidung das Verbot zu umgehen, wurde entlarvt, nach Bordeaux gebracht und in Haft gesetzt.

Ein reisender katalonischer Kaufmann vernahm von seinem Mißgeschick und erwirkte sich die Erlaubnis, ihn im Kerker

aufzusuchen. Diesem Katalonier vertraute Avila den Brief des Cortes an.

Auch dann noch verging einige Zeit, ehe der Kaiser das Schriftstück zu Gesicht bekam. In Lortessillas, bei seiner Mutter Johanna der Wahnsinnigen, befand sich Carl V. damals. Er besuchte die Kranke, die, verblödet, nicht einmal seinen Namen kannte, um als guterzogener Sohn Abschied von ihr zu nehmen, bevor er zum Reichstag nach Worms aufbrach, wo Martin Luther sich vor ihm rechtfertigen sollte. . . . Nachdem der Händler aus Bourdeaux nach Cadix gesegelt war, übermittelte er den Brief dem bei Hofe hochangesehenen Herzog von Bejar. Das hatte den augenblicklichen Erfolg, daß der seit anderthalb Jahren in einem bischöflichen Gefängnis schmachtende Hauptmann Puerto Carrero in Freiheit gesetzt und aufgefordert wurde, nach Lortessillas zu reisen, um dem Kaiser den Inhalt des ersten — abhanden gekommenen — Schreibens des Cortes mündlich vorzutragen.

47.

Ein türkisches Verhängnis waltete über den ersten Goldsendungen aus Mexico. So wie jetzt Avila, hatte zwei Jahre früher Puerto Carrero seine Absicht, am spanischen Hof Theilnahme für Cortes und das von ihm entdeckte Goldland zu wecken, im Kerker büßen müssen.

„Der Leitung und Obhut des Heiligen Geistes empfohlen“ — wie die Zurückbleibenden sagten — war die Capitána (das einzige beim Brand der elf Karabellen unversehrt gebliebene Schiff) aus der Hafensbucht des eben erst gegrün-

defen (noch nicht erbauten) Vera Cruz hinausgesegelt, hatte Kuba und die kleinen, von Kolumbus „Jardín de la Reyna“ — Garten der Königin — benannten Antilleninseln passiert und durchquerte den Ozean. Puerto Carrero, immertwährend seekrank, kam fast nie an Deck. Sein leichtsinniger Reisegefährte, der Hauptmann Montejo, langweilte sich. Die zwei huartekischen Sklavinnen, die das Heer dem jungen Kaiser sandte, waren unantastbar. Und mit den fünfzehn Matrosen des Schiffes durfte Montejo als Hidalgo sich nicht gemein machen. Der Obersteuermann aber, Antón de Alaminos, hatte nur Sinn für die Busssole, ein wortfarger Mann.

Eines Abends wurde er gesprächig. Er war nicht mehr jung, ein Fünfziger, groß, hager, hatte schon unter Columbus Pilotendienste getan. Neben ihm erschien der weichliche Montejo wie ein Knabe. Sie hatten Wein getrunken, und der Hauptmann war bleicher als sonst; die sehnigen Wangen des alten Seefahrers aber leuchteten Karminrot aus dem schönen grauen Bart hervor, seine schwarzen Augen blitzten. Der Wein hatte ihm die Zunge gelöst.

„Wer hat den Schlüssel zur Kiste?“ fragte er unvermittelt.

Montejo war so erstaunt, daß er nicht sofort eine Antwort fand. Es gab viele Kisten an Bord; doch nur eine stand neben dem Bette des kranken Puerto Carrero und diese war es, wo das Schreiben des Heeres an den Kaiser, der Bericht des General-Kapitans und die wertvollsten der Geschenke Montezumas aufbewahrt waren. Ausweichend fragte Montejo:

„Welche Kiste meint Ihr?“

„Ihr wißt, welche ich meine, Señor! . . . Habt Ihr den Schlüssel?“

„Nein. Puerto Carrero hat ihn.“

„Man könnte ihn bestehlen. Er ist besinnungslos, sieht und hört nichts . . .“

„Wer könnte ihn bestehlen? . . .“

„Ei, auf die Matrosen ist kein Verlaß . . . Ihr solltet den Schlüssel an Euch nehmen!“

Entgegen ausdrücklichem Verbot, hatte Alaminos die Capitána dicht an Kuba vorbeigesteuert, und als Mariel, das Landgut des Montejo, in Sicht kam, war der willensschwache Montejo der Versuchung erlegen, einen verräterischen Brief durch den Matrosen Pedro de la Harpa an Land zu senden.

Seitdem wußte Alaminos, wie leichtes Spiel er mit diesem Falschspieler hatte.

Vom Schlüssel und der Kiste wurde an jenem Abend nicht mehr geredet. Alaminos ließ das Gespräch fallen, und Montejo zeigte keine Lust, es wieder aufzugreifen.

Gegen Abend langte die Capitána im südspanischen Hafen San Lúcar an. Därfarben durchleuchtet schwankten die dreieckigen Segel der zahllosen Fischer- und Hafensboote im Goldschimmer des Sonnenuntergangs; es war zu spät, die Kisten Montezumas auszushippen. Puerto Carrero und Montejo beschloßen, die erste Nacht noch an Bord zu schlafen. Doch ließen sie sich ausbooten — Puerto Carrero, um eine kleine Karawane von Reit- und Lasttieren zu dinge; — Montejo, um nach Freunden oder Kurtisanen Umschau zu halten.

Während sie am nächsten Morgen eben mit der Ausschiffung beginnen wollten, kamen Offiziere und bewaffnete Soldaten an Deck. Böses ahnend eilte Puerto Carrero in seine Kajüte, um wenigstens den Brief des Cortes in Sicherheit zu bringen. Doch er fand den Brief nicht.

Die mit Montezumas Geschenken gefüllten Kisten wurden beschlagnahmt. Das geschah auf Befehl des Leiters der indianischen Angelegenheiten, des Bischofs von Burgos Don Juan Rodriguez de Fonseca: zwei Tage vor Puerto Carrero war des Gobernadors Diego Velázquez Hauskaplan Benito Martin auf einem Rennschiff aus Ruba in San Lúcar angelangt und hatte mit dem Bischof konferiert. Haßte Diego Velázquez Cortes, so haßte Fonseca nicht weniger Puerto Carrero, weil dieser vor Jahren seine, des Bischofs, Nichte — eine verheiratete Frau — in die Neue Welt entführt, die Sippe der Fonsecas verunehrt hatte.

Erst vierzehn Tage nach der Beschlagnahme der Goldkisten wurde den beiden Hauptleuten in Sevilla die mehrmals vergeblich erbetene Audienz bewilligt. Nicht als Angeklagter, sondern als Ankläger, stolz im Bewußtsein seines getränkten Rechtes, betrat Puerto Carrero den Bischofspalast. Er und Montejo wurden in einen weißgetünchten Saal mit Kreuzgewölbe und geschweiften Fenstern geführt, wo allerhand Volk, Bittsteller und Besucher umhersaßen. Ein gebücktes Männchen mit fächerartigem Silberbart, kräftiger Nase, hoher Stirn und gütigen, glänzigen, wissenden Greisenaugen ging durch den Saal —: es war Petrus Martyr, das gelehrte Mitglied des Indienrates. Er be-

grüßte Puerto Carrero, zog ihn in eine Ecke, wo sie unbelauscht flüstern konnten.

„Seid auf der Hut . . . Der Bischof ist erbost.“

„Warum?“

„Weil er für seine Gewalttat einen nachträglichen Grund sucht. Er hat alle Stimmen des Indienrates — außer der des Lizentiaten Nuñez und meiner . . .“

„Wollen die Herren das Gold teilen?“

„Nein. Das behält Fonseca. Aber Diego Velázquez war freigebig. Er schenkte dem Patriarchen beider Indien achthundert Sklaven! Lope Conchillos, der bereits elfhundert Indianer besitzt, erhält hundertfünfzig dazu; de Vega dreihundert; der Lizentiat Mojica zweihundert . . .“

Das Gespräch würde abgebrochen, da der Bischof die beiden Hauptleute hereinbitten ließ.

Das Arbeitszimmer Fonzecas war ein enger, dunkler, eisfenstriger Raum. Mattgolden die Balkendecke, mattgolden die Ledertapete. An der Wand ein kleines Madonnenbild, von Jahrhunderten braungebeizt, mit dunkelrot glimmendem Lämpchen davor. Navigationskarten und ein elfenbeinernes Kreuzifix auf dem Tisch; auch elliiche Schweinslederbände — verstaubt und unberührt, da der ebenso träge wie ungebildete Prälat nie zu lesen pflegte.

Das einzige, an der Südseite gelegene Fenster war durch einen gelben Damast-Vorhang verdeckt, auf den die Sonne brannte. Fonseca saß dicht am Fenster, und zwar so, daß seine Besucher, geblendet vom Lichtschein, nur undeutlich seine Silhouette vom Vorhang sich abheben sahen, während er in der Lage war, ihre Gesichtszüge scharf zu beobachten.

Der Bischof war ziemlich groß, schwer, grobschlächtig, hatte ein froshartig zusammengedrücktes, bartloses Gesicht, eine Plattnase, eine niedrige Stirn. Trotz seines bäuerischen Außern konnte er auf Fremde den Eindruck eines weltgewandten, leutseligen, zuvorkommenden Mannes machen.

Außer ihm war nur der Sekretär des Indienrates Lope Conchillos anwesend. Hochgewachsen, schlank, das gutgeschnittene lange Gesicht von hellbraunem Spitzbart umrahmt, trug er sich mit frauenhafter Eleganz. Auffallend waren seine leichenhaften ringbedeckten Spinnensfinger. Wenn er sprach, begleitete er jeden Satz mit einem Lachen, das wie ein Meckern klang.

Puerto Carrero und Montejo wurden mit übertriebener Herzlichkeit empfangen. Fonseca wies auf zwei Stühle und ersuchte sie, Platz zu nehmen.

„Habe ich euch endlich hier, meine Lieben! Wie habe ich mich darauf gefreut, euch zu sehen!“ rief er gutmütig aus. „Das könnt Ihr bestätigen!“ fuhr er fort, sich an Conchillos wendend.

Conchillos bestätigte es durch eine stumme Verbeugung und meckerte.

Vor Staunen vermochte Puerto Carrero kein Wort vorzubringen.

„Warum seid ihr nicht gleich den ersten Tag zu mir gekommen, meine Lieben?“ fuhr Fonseca fort. „Ihr habt den Grafen Altamira, Drifan und Syrnela eure Aufwartung gemacht — mich aber habt ihr übergangen!“

Puerto Carrero nagte an seiner Unterlippe. Dieser Spasmmacher im Bischofsornat mußte also von seinen ver-

geblieben Gängen und Bemühungen, verhöhnte seine Machtlosigkeit . . . In bescheidenem Tone bemerkte der Hauptmann, daß er mehrmals um die Audienz gebeten habe.

„Ist das möglich! Warum weiß ich das nicht? Und jetzt erst erfahre ich das!“ grinste Fonseca. „Ja, so geht es uns Großen: wir sind Knechte der Dienerschaft! . . . Doch erzählt; ihr habt viel zu erzählen! Ihr kommt aus dem Lande, wo man die Goldklumpen mit Netzen fischt! Beneidenswert ihr! Da sitzt ihr vor mir, leibhaftige Zeugen einer Fabelwelt! . . . Erzählt! Ich will euch lauschen, als wärt ihr Märchenerzähler!“

Es kostete Puerto Carrero viel Überwindung, mit dem Bericht zu beginnen. Er hatte Grund anzunehmen, daß der Bischof die beiden abhandengekommenen Schriftstücke in Besitz hatte und mit ihrem Inhalt vertraut war. Wozu also die posenhafte Neugier?

Ohne zu lügen, stellte Puerto Carrero Cortes ins günstigste Licht; er sah ihn und seine Taten mit Freundschaugen. Über die Missethätigkeiten mit Diego Velázquez und dessen Anhängern glitt er hinweg, berührte nur streifend die Kämpfe bei Tabasco, die Landung, das Lagerleben an den Sanddünen, die Gründung von Vera Cruz und wurde erst ausführlich, als er vom Besuch der Abgesandten Montezumas, Staub-Aufwirbler und Schwelendes Holz, erzählte und von der aus feinstem Gold gestanzten Sonnentafel, der silbernen Mondtafel und all den andern Kleinodien, welche er und Montejo dem Kaiser Don Carlos zu überbringen beauftragt seien . . .

Hier unterbrach ihn Fonseca und fragte mit jovialer Verschmitztheit:

„Wo ist die goldene Sonne? Wo ist der silberne Mond? Und die anderen Kleinodien, wo sind sie? Kann man sie nicht besichtigen? Bringt sie doch her, daß wir sie bewundern!“

Und zu Conchillos gewandt, fragte er:

„Meint Ihr nicht auch, Don Lope, daß der Indienrat dies Gold gern sehen würde?“

„Ich fürchte, der Indienrat wird von diesem Gold nicht viel zu sehen bekommen!“ meckerte Conchillos.

Katlos blickte Puerto Carrero nach Montejo hin und wunderte sich, daß jener des Bischofs teuflischen Humor gleichmütig hinnahm. Er selbst hatte sich nicht mehr in der Gewalt.

„Ich bitte Vuestra Merced um Verzeihung,“ sagte er erregt zum Bischof, „doch ist mir's unerfindlich, wie ich die Kleinodien herschaffen soll, da Ihr selbst sie beschlagt habt!“

„Ich, Señor? Das muß ein Irrtum sein!“

„Nach unserer Ankunft betraten Offiziere das Schiff und holten die Kisten ab, welche die Geschenke Montezumas und Briefe Don Hernandos und des Heeres an Seine Majestät enthielten. Die Offiziere wiesen einen schriftlichen Befehl vor, unterschrieben von Don Juan Rodriguez, Bischof von Burgos!“

„Schau einer an! Gibt es einen zweiten Bischof von Burgos? Ich möchte wissen, wie der Kerl ausschaut! Ihr seid Beutelschneidern in die Hände gefallen, meine Herren! Das soll untersucht werden! . . . Nun aber wollen wir

von den Briefen reden. Davon habt ihr vorher nichts erwähnt. Warum schrieb das Heer an Seine Majestät?"

Puerto Carrero gab Auskunft.

Der Bischof suchte unter den Papieren auf dem Tisch und hob ein Schreiben empor.

„Ist dies der Brief?“ fragte er mit zynischer Lustigkeit.

Erstarrt, angeekelt, antwortete Puerto Carrero nicht. Montejo, der bis dahin geschwiegen hatte, antwortete für ihn, bejahte.

Plötzlich, ganz unvermittelt, verfinsterte sich Fonsecas Gesicht, wurde dunkelrot.

„Was diese Rebellen da schreiben ist alles Lüge!“ schrie er in rüdem Ton. „Wißt Ihr das, Señor?“

„Ich weiß und bezeuge, daß es Wahrheit ist!“ erwiderte Puerto Carrero. „Mein mündlicher Bericht deckt sich mit dem Inhalt dieses Schreibens!“

„Schaut mir doch den Narren an!“ brüllte Fonseca. „Die Wahrheit ist, daß Ihr Flausen erzählt habt, Señor! Wir kennen Eure Schliche! . . .“

„Ich bitte, Hochwürdigster, nicht zu vergessen, daß Ihr zu einem Ehrenmanne sprecht!“

„Ihr ein Ehrenmann?! . . .“ Der Bischof lachte wild auf. „Was heutzutage nicht alles ein Ehrenmann sein will! Man ist ein Schuft, ein Ehebrecher, ein Frauenjäger — und man rühmt sich, ein Ehrenmann zu sein! Meine Nichte wurde verführt, in die weite Welt entführt, ist verdorben und gestorben — aber Ihr seid ein Ehrenmann! Und Ihr legt Zeugnis ab! . . . Nun, Señor, bessere Zeugen als Ihr werden Euer Zeugnis zuschanden machen!“

Fonseca gab Conchillos ein Zeichen.

„Ruft sie, Don Lope!“

Conchillos öffnete eine kleine Tapentür. Der Kaplan Benito Martín und Antón de Maminos traten ein.

Erblaßt war Puerto Carrero. Seine schwermütigen Blicke maßen den Obersteuermann vom Scheitel bis zur Sohle, hefteten sich dann an seine Augen, ließen nicht ab von seinen Augen.

Der Bischof wurde wieder leutselig.

„Wir haben die Hälfte einer anmutigen Reisebeschreibung gehört,“ sagte er zu Maminos. „Nun laßt mich die andere Hälfte hören!“

Maminos trug eine gut vorbereitete Anklagerede vor. Durch Bestechungen habe Cortes das Heer abspenstig gemacht, die Anhängerschaft Don Diegos vergewaltigt, den Steuermann Cermeño und den Büttel Escudero hängen, dem Steuermann Gonzalo de Umbria die Füße abhauen lassen. Himmelschreiend sei der Justizmord. Unter den Hauptleuten aber, die das Blururteil gesprochen, habe sich Puerto Carrero befunden.

Vom Bischof aufgefordert, ergänzte Benito Martín den Bericht und erwähnte, daß sogar mit einem Geistlichen, dem Lizentiaten Juan Díaz standrechtlich verfahren wurde; — nur auf Bitten und Einspruch des Paters Olmedo sei der Lizentiat begnadigt worden.

Die wenigen Worte des Kaplans machten einen tieferen Eindruck auf Puerto Carrero als die maßlose Anklage des Maminos. Der Kaplan beobachtete das und sagte zum Hauptmann:

„Ihr scheint Euch zu wundern, daß ich über Geschehnisse aus sage, die ich nicht mit eigenen Augen gesehen habe. Ich will Euch aufklären. Als Ihr jüngst an Kuba vorbeisegeltet, erhielt Don Diego ein Handschreiben . . .“

„Von wem?“

„Vom Hauptmann Montejo!“

Eine Weile schwiegen alle. Montejo schrumpfte sichtbar zusammen. Puerto Carrero stand noch immer aufrecht da, doch längst hatte er den Kampf aufgegeben. Der Bischof schmunzelte.

„Ihr dürft gehen, meine Herren!“ sagte er zu den beiden Hauptleuten. Und er reichte ihnen seine plumpe mit weißledernem Handschuh bedeckte Hand zum Kuß hin — (am behandschuhten Mittelfinger bligte ein klobiger Smaragdring); — und, bekreuzigend, erteilte er den bischöflichen Segen.

Die beiden Hauptleute schritten wieder durch das Wartezimmer. Da kamen ihnen ein Offizier und drei Hellebardiere entgegen.

„Euren Degen, Señor!“

„Señor, ich denke nicht an Widerstand; doch will ich wissen, was der Grund meiner Verhaftung ist!“

„Ehebruch!“ antwortete der Offizier.

Da lieferte Puerto Carrero seinen Degen ab und ließ sich abführen.

48.

Jener katalonische Kaufmann, der in Bordeaux Avila besucht hatte, überbrachte dem Herzog von Bejar außer des General-Kapitäns zweitem Brief an den Kaiser auch die

Nachricht, daß anderthalb Jahre früher Cortes einen ersten Brief mit den Geschenken Montezumas durch Puerto Carrero und Montejo nach San Lúcar geschickt hatte. Dank sofort angestellten Nachforschungen glückte es, Puerto Carrero ausfindig zu machen. Seine Freilassung wie auch die Herausgabe des mexikanischen Goldes erwirkte der Herzog, ohne den Bischof bloßzustellen. Mochte Fonseca aus politischen Gründen, um seinem Freunde Diego Velázquez (der damals mit den achtzehn von Pánfilo de Narváez geführten Schiffen Cortes in den Rücken fallen wollte) Zeit zu lassen, Puerto Carrero kaltgestellt haben; seine Angabe, es sei einer Familienfehde wegen geschehen, ließ sich nicht widerlegen. Und auch für die Zurückhaltung des Goldes — vor dem freilich ein beträchtlicher Teil eingeschmolzen und unauffindbar war — konnte man die Entschuldigung gelten lassen, daß der junge Kaiser sich lange Zeit in Flandern aufgehalten hatte, bevor er nach Lortesillas kam.

Die mexikanischen Kleinodien machten am spanischen Hofe ungeheures Aufsehen. Seit drei Jahrzehnten wartete man vergeblich auf die Kunde, der allabendlich in den Felsensee hinabsteigende vergoldete König — El Dorado — sei gefunden. Enttäuscht hatten die Entdeckungen des Columbus, enttäuscht auch alle späteren Entdeckungen auf der westlichen Hemisphäre. Elend, krank und meist ebenso arm wie sie hinausgezogen, kehrten die Kolonisten in die Heimat zurück; durch die Silbergruben Haïtis wurden nur einige Bevorzugte bereichert. Jetzt aber beim Anblick der Goldschmiedearbeiten, Zeugnissen eines ungeahnten Reichtums und der Kunstfertigkeit hochstehender Kulturvölker,

dämmerte den Granden Spaniens die Bedeutung auf, den ein nach Europa geleiteter Goldstrom für die Kultur, die Wirtschaft und die künftigen Kriegsverwicklungen der Alten Welt haben konnte . . .

Der kaum erst mündig gewordene, die Welt noch schüchtern abtastende Kaiser begriff das so gut wie seine Umgebung. Doch ihm fehlte es an Zeit: er mußte nach Worms, den in Wittenberg aufgezügeltten Weltbrand löschen. Am selben Tage, an welchem er Puerto Carrero in Audienz empfing und den zweiten Brief des Cortes las, ließ er sich aus der Casa de Contratacion die vom Kaplan Benito Martín verfaßte Anklageschrift vorlegen, worin im Namen des Gobernadors von Kuba die Todesstrafe für Hernando Cortes beantragt war. Die Lober und Tadler widersprachen sich allzusehr. Den Knäuel entwirren konnte er im Augenblick nicht und wollte ihn nicht kurzerhand durchschneiden. So verschob er denn die Entscheidung bis nach seiner Rückkehr aus Worms. Aber er gab dem Indienrat die Weisung, einen Ober-Rechnungsführer zur Wahrung der Ansprüche der Krone nach Mexico zu entsenden.

Im Indienrat war der Patriarch beider Indien, Fonseca, allmächtig. Seine Wahl fiel auf Juliano de Alderete, einen seiner Nepoten. Er gab ihm eine Urkunde mit, die ihn als vom Kaiser ernannten Ober-Rechnungsführer beglaubigte. Außerdem übergab er ihm ein Patent, von welchem Cortes zunächst nichts erfahren durfte. Das Patent ermächtigte Alderete, gegebenenfalls Cortes und seine Feldobristen in Ketten zu legen und sie als Hochverräter abzuurteilen.

Obgleich Cortes vom Patent nichts wußte, durchschaute er gleich bei der ersten Begegnung vor den Loren Lezcucos, daß dieser glatte Hofmann seine Karten nicht aufdeckte. Cortes spürte eine ungreifbare, unsichtbare Gefahr und beschloß sie zu bannen durch seine nie versagende Lebenswürdigkeit, mit welcher er schon manchen Gegner eingelullt und eingefangen hatte. War ihm ein lästiger Aufpaffer zur Seite gestellt, so wollte er fortan von jenes Seite nie weichen, des Aufpaffers Aufpaffer werden . . .

Er wurde durch Marina in seinem Argwohn bestärkt. Alderete zog sich die Abneigung Marinas gleich am ersten Tage zu, als er, bald nach seiner Ankunft im Schneckenhaus-Palast, durch die Prachtsäle und den Schloßgarten umhergeführt wurde.

Am Rande eines Fischeiches, unter dem Schattendach dunkler Acroyatl-Lorbeerbäume hatte sich Marina mit ihrem bald schon einjährigen Sohne gelagert, umringt von ihren Frauen wie eine Fürstin. Frater Aguilar war vorbeigekommen und hatte sich, von ihr aufgefordert, zu ihr auf den rasenbewachsenen Leichdamm gesetzt. Sie fragte ihn aus nach Maisblüte. Seit der Ermordung Gallejos und der Entführung der Königin durch Estevan Parillas hatte Marina ihre Freundin nicht wiedersehen dürfen: Olid litt nicht, daß Maisblüte Besuch empfing. Bloß Aguilar hatte als Geistlicher Zutritt zu ihr. Unter dem Vorwand, er wolle die Heidin bekehren, hatte er sich die Erlaubnis, ihr Zuspruch zu erteilen, erbeten und vom launischen Olid, der ihm seine Vorwürfe während des Gemegels bei der Pyra-

inide Cholulas nachträglich mit herablassendem Wohlwollen vergalt, bereitwilligst gewährt erhalten. Marinas wegen nahm er sich so der Königin an. Hatte doch Marina sich das Versprechen von ihm geben lassen, daß er alles tun werde, um Maisblüte ihr schweres Los zu erleichtern; daß er jeden Wunsch der noch immer Stummen ihr von den Augen ablesen und erfüllen werde. „Alle Wohltaten, Frater, die Ihr der Königin erweist, erweist Ihr mir!“ waren Marinas Worte gewesen. Unauslöschlich flammten diese Worte in seiner Seele. Er durfte der Geliebten Gutes tun, ohne daß sie sich gekränkt fühlte! Und auch das beseligte ihn, daß er nun öfters Anlaß hatte, sie anzureden, ihr von Maisblüte zu erzählen.

Außer von Maisblüte sprach er ihr zuweilen auch von seinen kühnen Träumen, Cortes müsse und werde den Bund mit ihr kirchlich segnen lassen. Was er in Vera Cruz vom Führer des dritten Garay-Schiffes Alvarez Pineda (bei dem er einst Hausgeistlicher gewesen war) über die Krankheit der Doña Catalina erfahren hatte, war nicht lange sein Geheimnis geblieben. Zwar hatte er sich vorgenommen, es Marina zu verheimlichen, um sie vor der Gedankensünde zu bewahren, welche er sich selbst mit verfeinerter Selbstquälerei zur Schuld anrechnete. Seitdem war Pineda mit Olid nach Tezcuco gekommen und erzählte hier mit dürren Worten, die Gemahlin Don Hernandos könne schwerlich mehr am Leben sein; denn als seine Karavelle aus Kuba absegelte, hätten die Ärzte erklärt, sie habe keine drei Wochen zu leben . . .

Auch Marina kam es zu Ohren. Obgleich sie annehmen mußte, daß Cortes darum wisse, stellte sie an ihn keine

Frage. Sie fragte Aguilar, ob es wahr sei. Da konnte er es nicht ableugnen.

Mehr als ein halbes Jahr war seit der Ankunft der Garay-Schiffe vergangen. Die Frist von drei Wochen war längst abgelaufen. Trafen von neuem Schiffe in Vera Cruz ein, so geistete jedesmal ein stummes banges Fragen in Marinas und Aguilars Blicken umher. Was sie sprachen, sagte nichts. Schuß vor bösen Gedanken suchten sie hinter leeren Worten . . .

Monjaraz hatte die Todesnachricht nicht gebracht. Ob der eben erst angelangte Alderete sie bringen werde, war ungewiß; man wußte nicht einmal, ob seine Karavelle, von Europa kommend, Kuba angelaufen habe.

„Daß das arme Wesen sich so quälen muß!“ sagte Aguilar.

„Kanntet Ihr sie, Frater?“

„Nein . . . Ich habe mir erzählen lassen, sie sei ein niedliches eitles Ding gewesen. Don Hernando war eigentlich zu schade für sie . . . Nun hat die Krankheit eine Märtyrerin aus ihr gemacht.“

„Ich bin keine Heilige . . . Doch ich wünsche ihr alles Gute . . .“

„Auch ich. Gott gebe ihr Genesung und Frieden! . . .“
Beide logen und wußten, daß sie logen.

50.

Laute Männerstimmen wurden im Garten vernehmlich. Cortes und seine Feldobristen hatten Alderete die Herrlichkeiten, des nach dem Mondgott, dem Herrn-des-Schnecken-

gehäufes, benannten Tecpans gezeigt und führten ihn jetzt durch die Alleen und Blütensträucher des Palastgartens. Der Frater war erschreckt aufgesprungen und wollte sich entfernen. Doch schon näherten sich die Kavaliere dem Leich. Auch Marina und ihre Frauen hatten sich erhoben. Eine zapotekische Wärterin wollte ihr das Kind abnehmen; Marina aber schüttelte den Kopf: sie fühlte sich frei von Beschämung. Voll Stolz behielt sie das Kind des Cortes auf dem Arm.

Beim Anblick des reichen Hofstaates der wunderschönen jungen Mutter, stellte Alderete an Cortes die Frage, ob dies eine gefangene Königin sei?

Zum Erstaunen aller fiel Marina Cortes ins Wort und gab dem Frager Bescheid:

„Ich bin eine Sklavin, Señor, und wurde in Labasco mit vierundzwanzig anderen Sklavinnen Don Hernando geschenkt. Von der Dolmetscherin Marina oder Malingin werdet Ihr in Vera Cruz wohl gehört haben. Warum also fragt Ihr, ob ich eine Königin sei? Nehmt Ihr Anstoß daran, daß ich vornehm gekleidet bin und von dienenden Frauen begleitet werde? Ich habe ein Unrecht darauf, — ich will es Euch nicht verhehlen: dies Kind auf meinem Arm ist Don Hernandos Kind!“

Ein peinliches Schweigen folgte. Alle blickten verlegen drein. Sonst war es Marinas Art nicht, sich vorzudrängen. Sie, die Bescheidene, hatte so überraschend ihren stillen Bezirk verlassen . . .

„Was ist in dich gefahren, Marina?“ sagte Cortes vorwurfsvoll. „Ich glaube nicht, daß Don Juliano dich kränken wollte!“

„Das lag mir gänzlich fern, Señorita! Mir sind Eure Verdienste bekannt!“ erklärte Alderete mit einer steifen Verbeugung.

Alvarados gerader Soldatensinn begeisterte sich plötzlich für Marinas Mut. Durch ihre freiwillige Bloßstellung hatte sie unliebsamen Fragen und Erörterungen, noch bevor sie aufflattern konnten, die Flügel beschnitten. Dies Mädchen war tapferer als die Männer.

„Ohne Doña Marina“, rief Alvarado, „wären wir nie über Sempoalla hinausgekommen! Ihr mögt in Vera Cruz von ihren Verdiensten gehört haben, Señor Alderete, aber gewiß nicht genug; — darum laßt mich Euch sagen, daß kein Lob an ihre Verdienste heranreicht!“

Alderete lächelte überlegen und beachtete Alvarados Angriff nicht. Zu Marina gewendet sagte er:

„Nicht nur in Vera Cruz, auch in Kuba hat man mit von Euch erzählt, Señorita.“

„Habt Ihr auf der Herreise Kuba berührt?“ fragte Cortes schnell.

„Ja, Don Hernando, — fast hätte ich es vergessen — ich soll Euch vom Dheim Eurer Gemahlin, Don Diego Velázquez, Grüße überbringen . . . Der alte Mann geht recht zurück . . . Vom Koloß, der er war, blieb wenig übrig. Die Sorgen naschen ihm das Fleisch weg . . . Ihr habt ihm übel mitgespielt, Don Hernando! . . . ‚Varus, gib mir meine Legionen wieder!‘ ist sein täglicher Seufzer.“

„Da mag er sich an Don Pánfilo halten — nicht an mich!“ lachte Cortes.

„Gewiß . . . Auch das trägt bei zu seinem Verfall, daß er von seinem heimgekehrten Sekretarius Andrés del Duero

erfahren hat, Narváez sei neuerdings ein Lobredner und Bewunderer Eurer Kriegstaten geworden, Don Hernando! . . . Und noch mehr geärgert hat ihn, daß fünftausend mit dem Buchstaben G gebrandmarkte mexikanische Sklaven, die Narváez Don Cristóbal de Ojeda abkaufte, in Kuba auf den Markt gebracht worden sind, und daß der Erlös in Don Pánfilos Tasche fließt statt in seine. Seitdem ist Don Diego krank und bettlägerig; — man befürchtet das Schlimmste für ihn . . .“

„Er ist nicht mehr der Jüngste“, bemerkte Sandoval, um etwas zu sagen, da die anderen teilnahmslos schwiegen. Er sah totenblaß aus und trug den Arm in einer Binde.

„Um so bessere Nachrichten, Don Hernando,“ fuhr Alderete fort, „kann ich Euch von Eurer Gemahlin, Doña Catalina, überbringen. Ihre Gesundheit hat so erstaunliche Fortschritte gemacht, daß die Ärzte im Zweifel sind, ob sie überhaupt je schwindsüchtig war!“

„Solche Ärzte würde ich zum Teufel jagen!“ pläzte Ojeda barsch heraus.

Frater Aguilar wagte sich vor:

„Warum, Don Cristóbal? Je schlechter die Ärzte, um so größer das Wunder des Allmächtigen! . . . Wir alle haben den Wunderglauben, wir vertrauen auf Gottes Güte . . . Freilich Alvarez Pineda sprach anders. Er meinte, es wäre keine Hoffnung mehr . . .“

„Wer ist dieser Pineda?“ fragte Alderete.

„Er landete vorigen August“, erklärte Sandoval.

„Und jetzt sind wir im April“, lächelte Alderete. „Dahin mag sie hoffnungslos darniedergelegen haben; jetzt

aber ist sie wohl auf und sieht blühend aus, das kann ich bezeugen! . . . Übrigens trug sie mir auch an Euch, Señorita, Grüße auf!“

„An mich?! . . .“ Marina fuhr zusammen, wie durchbohrt von einem Giftpfeil. „Überaus gütig ist Doña Catalina . . . Nur begreife ich nicht . . .“

„Wundert es Euch, Señorita? Wieviel die heilige Mutter Kirche, Seine Majestät der Kaiser und das christliche Heer Euch verdanken, ist Doña Catalina wohlbekannt. Sie hofft, Euch nächstens mündlich danken zu können.“

„Mündlich? . . .“ fragte Cortes, ohne seine Gemütsbewegung ganz verdecken zu können. „Wie versteht Ihr das, Don Juliano? Hat meine Frau vor, nach Mexico zu kommen? . . .“

„Die Cordilleren sind verdammt hoch!“ knurrte Olid.

„Das selbe habe ich ihr vorgehalten. Doch sie meinte, Sehnsucht schrecke vor Hindernissen nicht zurück . . . Wenn wieder ein Schiff in Vera Cruz landet, wird sie an Bord sein, vermute ich . . .“

51.

Da die Zusammenfügung der Brigantinen frühestens nach zwei Wochen beendet sein konnte, mußte der Beginn der Belagerung Tenuchtitlans immer noch hinausgeschoben werden. Cortes beschloß einen Rekognoszierungszug in das südliche Anahuac. Um Alderete nicht aus den Augen zu lassen, forderte er ihn auf, an seiner Seite mitzureiten. Der Weg nach dem Süden war frei, seitdem die von König Dyrhing-Schlange bedrängte, umzingelte und fast schon

eroberte Stadt Chalco durch Sandovals Eingreifen zum zweitenmal entsezt worden war.

Nicht ohne Wunden war Sandoval aus den Kämpfen heimgekehrt; und um sie heilen zu lassen und wohlverdienter Ruhe zu pflegen, blieb er als Stellvertreter des General-Kapitans in Schneckenhaus-Palast zurück. Die anderen Feldobristen verließen mit Cortes und Alderete Tezcuco am 5. April. Die sie begleitende Truppe bestand aus drei- undzwanzig Berittenen, zweihundert Landsknechten und zwanzigtausend indianischen Bundesgenossen.

Mexico hatte seinen starken Stützpunkt im Südosten Anahuacs, dank Sandovals blutigen aber erfolgreichen Entsez-Kämpfen, eingebüzt. Als Befreier wurden die Christen von den Bewohnern Tlalmanalcos, Chimalhuacans, Chalcos und den meisten Anwohnern des Chalco-Sees — den östlichen Chinampanecâ — begrüzt und gefeiert. Kein Anlaß fand sich, den Degen aus der Scheide zu ziehen; nirgends zeigten sich die mexikanischen Standarten. Da ließ sich Cortes verleiten, in das dem Süden des Hochtales vorgelagerte Ayocho-Gebirge — den Ort-der-Wasserblüte, benannt nach einem dort tätigen Vulkan — vorzudringen.

Daß sie sich nunmehr in Feindesland befanden, wurden die Kastilier bald inne, als sie auf der Spitze eines hohen Felsfegels eine Schar von etwa fünfzig lachenden Mädchen und Frauen erblickten. Entnervend war das Gelächter, eine Verhöhnung, ein Spott der Hölle. Unerträglich, daß Kreuzfahrer solcher Mißachtung preisgegeben waren. Wie nackt-halßige Geier nisteten die lachenden Mädchen droben, geradezu unwahrscheinlich, unirdisch, phantastisch in so ragender

Höhe, schaurig und grotesk als wären sie Gorgonen mit Schlangenhaaren oder flachsbärtige Hegen. Der Versuch, ihnen das Gelächter zu verwehren, die Teufelsbrut in die Schluchtentiefe hinabzustossen, mißlang — der Fels ließ sich nicht erklimmen. Und als der Scharfschütze Bernaldino de Coria seine Feuerflinte auf die frechste der Lacherinnen abschoss, glitt eine Nebelwolke zwischen ihn und sein Ziel und hinterließ, nachdem sie vorbeigezogen war, einen nackten, grauen, moosgetigerten Felsen.

52.

Und weiter südlich zog das Christenheer durch den Ort-der-Wasserblüte. Nach mancherlei Scharmüßeln mit den Bergvölkern, auch einer Schlacht in einem Tal, näherte sich die Vorhut der großen Stadt Quauhnahuac (von den Kastiliern Cuernavaca genannt).

Der Bogenschütze Pedro de Guzmán — der Gatte der vornehmen Francisca de Baltherra — schritt neben dem Reiter Gonzalo Domínguez. Plötzlich legte er einen Bolzen auf die Armbrust.

„Warum? . . .“ fragte Domínguez.

„Seht Ihr dort links den hohen Lilienbaum mit den großen weißen Blüten?“

„Er ist wie mit Schnee bedeckt . . .“

„Das Weiße auf dem einen Ast sind aber keine Blüten.“

„Was sonst? . . . weiße Reiher?“

„Oder ein weißgekleideter Mensch.“

„Schießt nicht! . . . Ich will hinreiten.“



Und Domínguez galoppierte zu dem vom Wege abseits stehenden Baum.

Das Geäst teilte sich, ein alter Indianer sprang herab. Angstbebend kniete er nieder vor dem Hirschungeheuer. Domínguez winkte Guzmán und andere Soldaten heran. Bald war der Fremde von einem Schwarm neugieriger Kastilier und Lascastelen umringt. Auch Cortes, Alderete, Ordás und Olid ritten an den Lilienbaum heran.

Der Indianer trug die Kleidung der Maya, war ein Maya. Als Dolmetscher wurde Aguilar gerufen, der sieben Jahre in Yucatan gelebt hatte.

Nachdem der Frater nur wenige Worte mit dem Maya gewechselt hatte, sagte er zu Cortes:

„Er sagt, er wolle nach Texcuco zu den Söhnen der Sonne!“

„Der Kerl hat Glück!“ lachte Olid. „Wir sparen ihm den halben Weg! Und sogar der Baum hat sich neben ihn gepflanzt, an dem er bald baumeln wird!“

„Was will er von den Söhnen der Sonne?“ fragte Cortes.

„Das hat er mir noch nicht gesagt.“

„Warum versteckte er sich,“ fragte Alderete, „wenn er vorgibt, uns zu suchen?“

„Weil er noch niemals Pferde und Reiter sah.“

„Nein, Frater, weil er ein übles Gewissen hat!“ meinte Cortes. „Doch zu lügen ist sein gutes Recht, wie es unser Recht ist, ihm nicht zu glauben. Also fragt ihn weiter aus!“

Diesmal führte Aguilar ein schier endloses Gespräch mit dem Maya. Schließlich sagte er:

„Dieser Alte ist ehrlich, Don Hernando, wie die meisten Maya! Und die Nachricht, die er überbringt, wird große Freude hervorrufen! Ein Mann, den wir als tot vermißt und beklagt haben, schickt ihn an Euch!“

„Wer?“

„Alonso de Barrientos!“

„Bei der himmlischen Prinzessin Maria!“ rief Drdás aufstrahlend aus, „wenn das wahr ist, schenke ich meine Ersparnisse dem Kloster von Tlascala!“

Inzwischen hatte der Maya einen Brief aus seiner bauschigen Haarfrisur hervorgezogen und reichte ihn Cortes hin.

Obgleich Drdás nicht viel Ersparnisse besaß (wie die Liebe war auch das Geld ihm stets durch die Finger geglitten), zeugte sein Gelöbniß von seinem guten Herzen. Denn einst an den Sanddünen hatte ihm Barrientos Grund zur Eifersucht gegeben, war einer der Liebhaber seines Mündels Isabel de Djeda gewesen. Damals als im ersten Nachtquartier auf dem Wege nach Sempoalla die kleine La Medina und alle Lagerdirnen zum Guitarre-Spiel des Bergmannes und Tanzmeisters Ortíz tanzten, ließ sich die olivenbleiche Isabel vom stattlichen Alonso de Barrientos im Kreise herumwirbeln (worauf Villareal, der später ihr Gatte wurde, zwei Orchisblumen — im Auftrage des Hauptmanns Drdás — für ihre das Schicksal niedertanzenden Füße als Schuhe überreichte . . .). Nach den Kämpfen vor Tlascala zum Fähnrich befördert, war Barrientos während der Gefangenschaft Montezumas — bald nachdem die fünf Könige an die Eisenkette geschmiedet worden waren — südwärts gezogen als einer jener fahrenden Ritter, die wie Drdás und

Diego Pizarro außer nach dem Brunnen der Verjüngung auch nach verborgenen Erdschätzen suchten. Während der Nacht der Schrecken befand er sich in Dagaca (der Heimat Marinas) und entging der Rache der Azteken, indem er zu den Maya entfloß.

Die abenteuerliche Flucht war im Brief ausführlich beschrieben, auch die freundliche Aufnahme, die Barrientos bei den Maya-Fürsten gefunden: durch Ratschläge während eines Krieges gegen Honduras hatte er sich die Hochschätzung seiner Gastgeber erworben. „Schickt mir zwanzig Soldaten, damit ich mich zu Euch durchschlagen kann“, stand am Schluß des Briefes.

Die schwermütigen Augen des Ritters Ordás hefteten sich fragend und heischend an Cortes.

„Schickt mich, Don Hernando!“

„Ich kann zwanzig Mann nicht entbehren!“

„Mit oder ohne die zwanzig Mann — ich will hin zu ihm! Erlaubt Ihr's?“

„Nein!“ sagte Cortes lakonisch.

Aguilar, der unterdessen das Gespräch mit dem alten Maya fortgesetzt hatte, wandte sich jetzt an Cortes:

„Dieser Alte überbringt uns noch eine andere Botschaft, die ebenso überraschend ist wie die erste. Er fiel auf dem Wege hierher einem großen Haufen entwichener Sklaven aus Tenuchtitlan in die Hände. Nach Süden zogen sie, um in Honduras ein Sklavenreich zu gründen. Er wurde vor den Sklavenkönig geführt — und nach seiner Beschreibung kann das niemand anderes sein als mein einstiger Leidensgefährte, der Matrose Gonzalo Guerrero!“

„Warum glaubt Ihr das?“ fragte Olid mit lebhafter Theilnahme.

„Weil der Alte sagt, daß der Sklavenkönig die Maya-Sprache fließend spricht; und weil seine Untergebenen ihn den Roten Jaguar nannten. Ich entsinne mich, als ich ihm voriges Jahr begegnete, — es war, als ich mit Piltecatll die weiße Schminke nach Cholula brachte und auf dem Rückweg ermordet worden wäre, hätte Guerrero mich nicht gerettet, — ich entsinne mich, daß er mir damals erzählte, sein mexikanischer Name sei der Rote Jaguar.“

„Ein Matrose gründet ein Reich! Hat man je dergleichen gehört!“ rief Olid.

„O ja, Señor!“ belehrte der humanistisch gebildete Alderete. „Ein thrakischer Königssohn, römischer Gladiator und Sklavenführer — Spartacus hieß der Kerl — versuchte solch eine Staatengründung; doch, gottlob, sie mißlang.“

„Warum gottlob, Don Juliano?“ fragte Cortes. „Die Vandalen kamen ja doch, wenn auch etwas später. Ein Bergsturz läßt sich nicht lange aufhalten!“

„Kann ein Matrose die Erde beben machen?“ rief Olid.

„Das klingt ja fast wie Neid, Don Cristóbal!“ bemerkte Cortes.

„Cyrus war ein Gärtnerbursche gewesen!“ gab Alderete Olid zur Antwort.

„Und ich war ein Galeerensträfling!“ sagte Olid mit triumphierendem Grinsen. „Das habe ich vor euch allen voraus, meine Herren!“

Ungeduldig drängte Sandoval:

„Erzählt weiter, Frater! Was geschah dem Alten, als er vor Guerrero geführt worden war?“

Aguilar setzte den Bericht fort:

„Nichts Böses geschah ihm: Guerrero ließ sich den Brief des Barrientos zeigen und gab ihn, nachdem er ihn gelesen hatte, zurück: er habe nichts dagegen, daß der Brief seinen Bestimmungsort erreiche und daß dem weisen Gott die erbetene Hilfe gebracht werde. Denn auch er, der König der Sklaven, sei ein weiser Gott. Übrigens sei auch die Königin der Sklaven eine weise Göttin . . .“

„Eine Christin? . . . Wer? . . .“ riefen die Hauptleute.

„Isabel de Djeda?“ kreischte Ordás. (Vor Erregtheit überschlug sich seine Stimme.)

„Ja, es ist nicht ausgeschlossen, daß es Euer Mündel ist“, fuhr Aguilar fort. „Der alte Maya hat sie freilich nicht zu Gesicht bekommen. Sie weine immerzu, sagte ihm Guerrero; er fürchte für ihren Verstand; vielleicht sei sie bereits wahnsinnig; — auf die Dauer werde er sie nicht bei sich behalten können . . .“

„Der Matrose hat ihr Gewalt angetan!“ ächzte Ordás.

„Das ist wohl möglich“, sagte Aguilar. „Auf jeden Fall will er sie los sein. Er gab dem Maya ein ihr gehöriges Schmuckstück mit. Es war ihr in Tenuchtitlan abgenommen und einer der Töchter Montezumas geschenkt worden; durch einen Zufall hatten die abziehenden Sklaven dies Schmuckstück erbeutet, und so war es wieder in den Besitz Isabels — oder wer sonst die Sklavenkönigin sein mag — gelangt. Guerrero trug dem Alten auf, das Geschmeide dem Sonnensohn auszuhändigen, der den Brunnen der

Verjüngung sucht und ihm mitzuteilen, daß, dem Vernehmen nach, ein Jugendquell im Südlände fließt.“

„Hat der Alte den Schmuck verloren? Warum zeigt er ihn nicht? Her damit! Ich will ihn sehen!“ rief Drdás und drehte ruhelos an seinem langen sarazenischen Schnauzbart.

Aguilar sprach einige unverständliche Worte, worauf der Maya zum zweitenmal in sein Haar griff und einen glühenden Gegenstand hervorholte. Nun war kein Zweifel mehr möglich, wen der Sklavenkönig zur Sklavenkönigin gemacht hatte. Das Geschmeide, das der Maya Drdás reichte, war eine winzige an goldener Halskette hängende Statuette der Gottesmutter aus Gold und Emaille.

53.

Seine Bitte, Barrientos suchen zu dürfen, hatte Drdás nicht wiederholt; was um so auffälliger war, als er nun auch von der Not Isabels mußte. Sein Entschluß war gefaßt, darum verhehlte er ihn. Hatte Cortes ihm die zwanzig Soldaten abgeschlagen, — gut, so mußte er eben allein reiten, oder mit zwei, drei Begleitern, falls er welche fand. Am Abend dieses Tages — das Heer lagerte dicht vor der Stadt Quauhnahuac — machte Drdás vergebliche Versuche, erst den jungen Hauptmann Alonso de Djeda, Isabels Bruder, und dann Aguilar für die abenteuerliche Fahrt zu gewinnen. Von Djeda erhielt er die überraschende Antwort:

„Ich brauche Euch nicht zu versichern, wie sehr mir Isabels Schicksal nahe geht. Aber vorhin ließ mir Cortes durch seinen Stallmeister Martin de Gamba sagen: er werde Euch zwar nicht hängen lassen, wenn Ihr Euch

strafbar machen solltet; — dafür jedoch jeden, der sich unterstehen würde, Euch zu begleiten. Denn im Edikt, welches er in Lascales erließ, werde der Galgen allen angedroht, die sich eigenmächtig vom Heere entfernen.“

„Warum will er mich nicht hängen lassen?“ fragte Drdás gereizt. „Habe ich eine Ausnahmestellung? Soll das eine Ehre oder ein Schimpf für mich sein?“

„Ich weiß es nicht“, murmelte der junge Djeda verlegen.

„Bitte, Señor, erklärt mir doch, wie Cortes das meint? Warum soll ich nicht gehängt werden? Man nimmt mich wohl nicht ernst? . . . Wie?“

Rot bis an die Schläfen und stumm startete Djeda auf seine Fußspitzen.

„Gewiß, ich selbst habe mich immer für einen Narren gehalten. Nur von anderen möchte man . . . Aber freilich, den Eiszapfen brachte ich vom Vulkan herab . . . oder vielmehr, ich brachte ihn nicht herab . . . Das ist es ja: stets ließ mich das Glück im Stich!“

Drdás verlor sich immermehr. Eine Träne glänzte auf seiner Wimper. Flehentlich blickte er Djeda an. Diesem tat er unsagbar leid.

„Ihr saßt es falsch auf, Don Diego! Niemand wollte Euch kränken.“

Drdás ermannte sich.

„Der gute Wille rettet die böse Tat nicht, Don Alonso! Ich wurde getränkt! Überbringt Cortes meine Forderung zum Duell.“

„Aber, Don Diego! . . . Wird meiner Schwester damit gedient sein, wenn Ihr im Zweikampf fallt? . . .“

„Hm, daran dachte ich nicht! . . . Nun ja, ich muß es bis zu meiner Rückkehr verschieben . . .“

54.

Eine Absage erhielt Drdás auch von Aguilar, den er als Dolmetscher gern in die Maya-Gegenden mitgenommen hätte. Ebenso wie Djeda, war Aguilar vom Stallmeister Martín de Gamba an die Satzungen des drakonischen Dekrets erinnert worden.

Aguilar hielt das Vorhaben des Drdás für unausführbar, für Wahnwitz und bemühte sich, ihn davon abzubringen. Umsonst. Drdás ließ keine Einwände gelten. Durch seine unsinnige Bärenjagd im Wald bei Teotihuacan trage er die Schuld daran, daß Isabel den roten Bestien lebend in die Hände fiel und den Hurenweg gehen mußte. Vor Gottes Thron werde er das einst zu verantworten haben; — darum wolle er sein Leben nicht schonen, um ihr zu helfen . . .

Mußte Drdás auf Aguilars Begleitung zwar verzichten, so erhielt er von ihm doch einen vortrefflichen Rat. Doña Elvira, die eine der beiden Gattinnen Garfáns de las manos blancas befand sich bei der vor Quauhnhuac lagernden Heeresabteilung. Als einst Drdás den Popocatepetl erstieg, hatte er sie als Dolmetscherin mitgenommen und ihr auf dem schwarzen Lava-Sande an der Grenze des ewigen Schnees das Versprechen gegeben — (der Eiszapfen schmolz unterweilen): — er werde ihr Jugend und Schönheit wiedergeben. Seit jenem Tage hatte sie öfters Rossbuben-Dienste für Drdás verrichtet, seinen Klepper gestriegelt und auch sonst eine scheue Anhänglichkeit gezeigt.

„Sie wird Euch bis zum Brunnen der Verjüngung folgen, wenn Ihr sie bittet“, meinte Aguilar. „Und sie darf es, denn das Dekret des General-Kapitäns droht nur uns Männern den Galgen an.“

55.

Vor Tagesgrauen brach Drdás heimlich auf, und zu beiden Seiten seiner aschenweißen Stute schritten Doña Elvira Garfán und der alte Maya. Obgleich dieser kein Mexikanisch sprach, war eine Verständigung mit ihm möglich. Denn Doña Elvira, die vor einem Jahrzehnt — nach dem Überfall auf dem Fluß bei Matanzas auf Kuba — als Rebstweib das Lager eines Karaiiben-Häuptlings hatte teilen müssen, war nach Yucatan auf den Sklavenmarkt gebracht worden und hatte dort längere Zeit gelebt, bevor sie ins Irdische Paradies und dann nach Elascala verkauft wurde. So konnte sie als Dolmetscherin auch in Maya-Ländern Drdás von Nutzen sein.

Wie einst bei ihrem Ritt nach Cholula (mit Drdás) hatte sie sich eine rostige Sturmhaube auf die spärlichen eisgrauen Locken gestülpt, trug Wams und Pluderhosen wie ein Landsknecht.

Aus Furcht, Azteken zu begegnen, wählte der Maya einen Waldweg. Voll Vertrauen zu seiner Führung, beachteten es Drdás und Doña Elvira anfangs wenig, daß der Wald zum Urwald wurde, zu einem Labyrinth mit hohem grünen Gemäuer aus Farnen, Moos, Kletterblumen und Lianen. Das wirrsame Geschlänge von Wurzeln, Luftwurzeln, gestürzten vermodernden Strünken erschwerte das

Vorankommen immer mehr. Drdás mußte vom Pferd steigen, sein Schwert ziehen, Gerank zerspalten, Dornpflanzen zerhauen. Schließlich gestand der Maya ein, daß er sich verirrt habe.

Vier Tage lang nährten sie sich von Kräutern und Beeren und suchten nach einem Ausweg aus den grünen Mauern. Am Morgen des fünften Tages gelangten sie zu einer von einem Bach durchrieselten Waldwiese. Zehn völlig nackte, mit Bogen und Pfeilbündeln bewaffnete Frauen saßen am Bach, ließen das Wasser über ihre Füße und Waden rieseln und wuschen ihre langen schwarzen Haarmähnen.

Zu Tode erschrocken packte der alte Maya Doña Elvira am Ärmel und flüsterte ihr etwas in die Ohren. Darauf sagte sie zu Drdás:

„Der Alte will, daß wir in den Wald zurückkehren, bevor die Frauen uns erblicken.“

„Ich habe noch nie vor Frauen Reißaus genommen!“ knurrte Drdás. Trotzdem hielt er sein Pferd an.

„Fragt den Alten, warum er so schlottert!“ fügte er hinzu.

Doña Elvira fragte und teilte die Antwort Drdás mit: Sie seien versehentlich in das Reich der Unabhängigen Weiber geraten. Dieses von den Nachbarn gefürchtete und gemiedene Land heiße Uleu ti Sapohib . . .

Kopfschüttelnd zweifelte Drdás den Namen an. So könne ein Land nicht heißen! behauptete er.

„Uleu ti Sapohib bedeutet in der Maya-Sprache ‚Das Land der Jungfrauen‘“, erklärte Doña Elvira.

„Auch das bezweifle ich!“ unterbrach sie Ordás von neuem. „Jungfrauen können sich nicht fortpflanzen!“

Ängstlich erfaßte Doña Elvira den Baum seiner friedlich grasenden Stute und wollte sie in den Wald führen. Doch er ließ es nicht zu.

„Nein! Ihr sollt es mit hier erzählen!“ sagte er eigensinnig. „Was ist es mit den Jungfrauen?“

„In diesem Lande werden alle vierzigjährigen Frauen getötet . . .“

„Wie alt seid Ihr, Doña Elvira?“ Grausam war seine Zerstretheit. Sie war eine indianische Hure gewesen und war sich ihres verwüsteten Aussehens bewußt.

„Ich bin dreißig, Don Diego!“

„Verzeiht, Señora, ich vergaß . . . Ihr könnt Euch für einen Mann ausgeben!“

„Männer werden nicht über die Grenze gelassen — außer einmal im Jahr während des April . . .“

„Das trifft sich gut — wir sind ja im April!“

„Aber wenn es sich herausstellt,“ fuhr Doña Elvira fort, „daß einer der Bräutigame mehr als fünfundvierzig Jahre alt ist, so wird er getötet!“

„Ich werde mich für jünger ausgeben als ich bin, Doña Elvira! Aber freilich unser alter Führer . . .“

„Ach, Señor, die bösen Frauen haben uns erblickt! . . . Schnell, laßt uns fliehen, ehe es zu spät ist!“

„Nein, ich muß dies Abenteuer bestehen, Señora! Die alten Griechen überlieferten Ähnliches von einem Gorgonenreich, und Perseus soll der Schönsten der Gorgonen den Kopf abgeschlagen haben. Das seien gleichfalls lauter

Jungfrauen gewesen, wird berichtet. Ich hielt es für eine Fabel; — doch man kann nicht wissen . . . Sie wohnten irgendwo bei der Ultima Thule. Sollte etwa Thule das versunkene Tula sein, — eben jenes Tula, welches ich suche, weil dort der Quell der Verjüngung floß? Denkt doch, wenn ich das Glück hätte, die Gorgonen ausfindig zu machen und die Lage der Insel Thule . . .“

„Ach, bester Don Diego, — das ist ja keine Insel . . .! Kommt, kommt!“ drängte Doña Elvira.

„Nein, Señora, ich will es ergründen! Die gelehrten Doktoren in Europa werden baß erstaunt sein, — das walte Gott! Auch bin ich entschlossen, dies Land der Doppelkrone Kastiliens und Aragons einzufügen! Im Namen Seiner Majestät ergreife ich Besitz von diesem Grund und Boden! Ihr und der alte Maya seid meine Zeugen!“

Und Ordás pflanzte seine Turnierlanze in den Rasen, mit dem Griff nach unten, so daß das schwarzseidene Lanzenfähnchen — auf welchem hellblau die Buchstaben J. d. D. gestickt waren — im Winde wie eine Standarte wehte.

„Unser Führer ist geflohen!“ ächzte Doña Elvira. „Ach, nun ist es zu spät!“

Die zehn nackten Mädchen waren rennend herangekommen und richteten die gespannten Bogen auf das Pferd und den Reiter. Aber Ordás griff weder nach der Lanze, noch zog er sein Schwert, noch ließ er sein Helmvissier herab. Er lächelte.

„Ich kämpfe nicht mit Frauen! Ich bin aller Frauen Diener! Erklärt ihnen das, Doña Elvira!“



Sie verdolmetschte es. Die Mädchen entspannten ihre Bogen. Eine von ihnen fragte: Warum sie das Reich der Unabhängigen Weiber betreten hätten?

„Wir sind Jäger und haben uns verirrt!“ ließ Drdás ihr antworten.

„Jeder Fremde ist ein Bräutigam unseres Volkes“, verkündete das Mädchen, „und muß vor das Angesicht unserer Königin, der ‚Tigerin‘ treten, die in der Stadt Sapohstinamit — der Jungfrauenstadt — ihren Thron hat!“

Drdás willigte ein, sich zur Tigerin führen zu lassen. Der grasenden Stute mit seinen verrosteten spannenlangen Sporen den Bauch kitzelnd, äußerte er sachlich:

„Diese Gorgonen sind besser gewachsen, jünger und hübscher als ich dachte!“

56.

Sapohstinamit, die Jungfrauenstadt, war eine Tagereise entfernt. Über die Wiese und den Bach, dann immerfort durch Urwald führten die eskortierenden Mädchen. Nach fünfständigem Marsch wurde wieder eine Waldwiese sichtbar. Hier sei ein Dorf, — sagte eines der Mädchen, — und hier würden sie Mittagstast halten. Aber Drdás und Doña Elvira vermochten nirgend ein Dorf zu entdecken. Erst als die Jungfrauen lachend hinauf ins Baumgeäst zeigten, gewahrten Drdás und seine Begleiterin, daß wolkenhoch in den Baumkronen Hütten gezimmert und durch Holzbrücken miteinander verbunden waren. Auf Leitern stiegen sie empor, nachdem Drdás sein Pferd an eine Palme gebunden hatte.

„Diese Gorgonen leben wie die Affen in lustiger Höhe! Es sind also Baumbewohner!“ sagte Drdás leuchtend und schnaufend zu Doña Elvira, als er dreihundert Leitersprossen unter sich hatte.

Oben wurden sie gut empfangen und bewirtet. Nur Jungfrauen bewohnten das Baumdorf. Als etwas lästig empfand es ja Drdás, daß keine der Jungfrauen es sich nehmen ließ, seine Eisenrüstung und sein weißhäutiges Antlitz zu betasten. Auch hätten die Mädchen bekleidet sein können . . . Doch dann wäre das Abenteuer vielleicht weniger abenteuerlich gewesen.

Die zehn mit Bogen bewaffneten Mädchen hatten den anderen Jungfrauen erzählt, daß die beiden Fremden Jäger seien. Allgemeines Verwundern rief es hervor, daß man mit einem baumlangen Speer jagen könne. Ob er ihnen das nicht vorführen wolle? baten die Mädchen; — sie würden gar zu gern eine solche Jagd sehen.

Darüber hatte Drdás nichts einzuwenden. Eine Jagd unter Gorgonen war nach seinem Geschmack. Ob es Hirsche im Walde gebe? ließ er durch Doña Elvira fragen.

Die Antwort lautete verneinend. Auch anderes Wild gab es nicht in der Nähe des Baumdorfes. Aber Drdás hatte sich nun einmal eine Treibjagd in den Kopf gesetzt und ließ sich nicht abschrecken. Er sah vor der Tür einer benachbarten Hütte eine Truthenne. Auf die zeigte er triumphierend. Ja, auf diese Truthenne wolle er eine Hezjagd veranstalten . . .

Mit Jubel und Getöse kletterten einige hundert Jungfrauen mit ihren beiden Gästen und der Truthenne die

leiter hinab. Sie wurden belehrt, was sie als Treiberinnen zu tun hätten. Hoch zu Ross erwartete Ordás das Wild. Als die Truthenne, von den lachenden Mädchen erschreckt, auf ihn zulief, galoppierte er ihr entgegen und durchbohrte sie mit seiner Lanze.

Dann wurde die Reise zur Tigerin fortgesetzt. Und wieder schritten neben Ordás und Doña Elvira die zehn mit Bogen bewaffneten Mädchen.

57.

Inzwischen hatte das Christenheer die für uneinnehmbar geltende Stadt Quauhnhuac erstürmt und geplündert, eine „recht ansehnliche Beute“ gemacht „an großen Mänteln und tüchtigen Indianerinnen“ (wie ein Chronist berichtet) und war nordwestlich durch das Arochco-Gebirge — den Ort der Wasserblüte — ziehend zurück ins Hochtal Anahuac und an das Südufer des Süßwassersees von Kochimilco gelangt.

Die älteste Siedelung im Wassergau war die Pfahlstadt Kochimilco, die Stadt „am Blumenfeld“. In Urzeiten waren als erste aus der ersten der sieben Höhlen Aztlan, des Reiherlandes, die Kochimilcas in die Welt hinausgewandert und hatten sich an dem noch unbewohnten See niedergelassen. Sie wurden die besten Blumenzüchter, Baumeister und Steinschneider in Montezumas Reich. Weithin berühmt und von den Frauen der Seeanwohner als Wallfahrtsziel besucht war die unter dem Wasserspiegel liegende Steinfigur einer Acihua, einer Seejungfrau, welcher einstmals Prinzessin Perlmuschel — La Azteca — die heißen

Lippen küßte, worauf Cortes sie in die Basaltgrotte trug . . . Jetzt hatte er wohl Ursache, jener seligen Nacht und des Wandels der Zeiten zu gedenken. Denn nicht mit Rosen beworfen und umjubelt wie damals, sondern mit Wutgeschrei und mit Stein- und Speerwürfen wurde er und sein wegmüdes Heer vor Kochimilco empfangen. Die Adler und Jaguare Guatemocs verwehrten den Eintritt in die Stadt.

Cortes hielt eine kurze Ansprache an seine Mannschaft — („die Hölle ist hinter euch, Kameraden, das Paradies ist vor euch! . . .“) — und befahl die Stadt zu stürmen.

„Santjago und los auf sie!“

Trommeln und Trompeten rangen hoch in den Lüften mit Muschelhörnern . . .

Im dichtesten Schlachtgewühl, auf einer halbverbrannten Holzbrücke glitt Molinero, der Apfelschimmel des Cortes, über Leichen stolpernd, aus und stürzte. Im selben Augenblick wurde Cortes von Azteken gepackt, entwaffnet und als Kriegsflave fortgeschleppt. Die Feldobristen und Reiter kämpften weitab von ihm und sahen seine entsetzliche Lage nicht; und die kastilischen Fußsoldaten, auf der engen Brücke eingezwängt und festgekeilt im Handgemenge, vermochten nicht durchzubrechen, um ihn herauszuhauen. Er war verloren, dem Adlerstein geweiht, wenn nicht ein Wunder geschah. Dies Wunder vollbrachte der Tlascaltekenkönig Piltotecatl — er, der einst das alte Raubtier in Cholula geschminkt hatte. Begleitet von einigen hundert Tlascalteken durchschwamm er unterhalb der Brücke den Wassergraben, fiel den triumphierenden Mexikanern in den Rücken und



entriß ihnen Cortes. Er selbst trug bei diesem Kampf drei schwere Kopfwunden davon.

Als nach stundenlangem Ringen die Christen in Kochimilco eingezogen waren und ihre Wunden wuschen und verbanden, suchte Cortes seinen Lebensretter auf. Er fand ihn in der Schlafkammer eines geflüchteten reichen Blumenhändlers auf einem Bette liegend, den Kopf mit blutgetränkten Baumwoll-Lappen umwickelt. Mit wortreichem Überschwang bedankte sich Cortes und fragte, ob er ihm einen Wunsch erfüllen könne. Da brachte Piltecatl den Wunsch vor, die Berge und Täler seiner Heimat und den Schnee der Maid-mit-dem-blauen-Hüfttuch wiedersehen zu dürfen, am Ufer des Flusses Zahuapan seine Wunden ausheilen zu dürfen. Obgleich Cortes durchschaute, daß nicht die Sehnsucht nach der Maid-mit-dem-blauen-Hüfttuch, sondern die Hoffnung, mit Kreideschmetterling, dem im Kloster bewachten Hermafroditen, in Verbindung treten zu können, Piltecatls Heimweh nach Tlascala verursachte, schlug er ihm die Bitte nicht ab und versprach, sobald sie nach Tezucuo zurückgekehrt sein würden, ihm Urlaub zu geben.

58.

Der tapferere Widerstand Kochimilcos und die Lebensgefahr, in welcher der General-Kapitän geschwebt hatte, veranlaßte die Kastilier, Acolhuaken, Tlascalteken und das sie begleitende indianische Verbrechergesindel, grausame Rache an Gebäuden, Gärten und Menschen zu nehmen. Die schöne Stadt wurde geplündert und in Brand gesteckt. Don Vicente-Kriegsmaske ließ mehrere Gefangene foltern und

erfuhr so, wo die Kostbarkeiten des Stadtkönigs aufbewahrt wurden: das Schatzhaus war ein einsam aus der Lagune emporragendes Gebäude unweit der Uferstraße. Ohne Cortes oder einen der Hauptleute in Kenntnis zu setzen, ruderte Kriegsmaske mit vielen Tlascalteken und einigen Kastiliern auf die Lagune hinaus und drang in die Schatzkammern ein. Plötzlich wurden sie von mexikanischen Booten umzingelt. Noch rechtzeitig erkannte Kriegsmaske die Gefahr und konnte mit der Mehrzahl seiner Begleiter, die Beute im Stiche lassend, entkommen. Doch vier Europäer — Alonso Luis, den man das Kind nannte, der Levantefahrer Andrés de Mola, der hinkende Zubilla und ein gewisser Escorrito — erlitten das grausige Geschick, lebendig nach Tenuchtitlan gebracht zu werden. Sie starben auf der Adlerschale. Und Guatemoc ließ ihre abgehackten Arme und Beine durch die Städte Anahuacs tragen, um den Mut seiner Anhänger zu heben . . .

Von dieser Schändung erfuhren die Christen erst einige Tage später. Zunächst wußten sie nur, daß den vier verschleppten Kameraden Gräßliches bevorstand. Und sie schoben die Schuld dem Tlascaltekenkönig zu, weil er eigenmächtig das außerhalb der Stadt gelegene Schatzhaus angegriffen hatte. Wutschnaubend trat Olid vor Cortes und verlangte, daß Don Vicente von einem Kriegsgericht abgeurteilt werde. Alvarado, der zugegen war, entschuldigte und verteidigte seinen Schwager. Er warf Olid vor, daß er schon einmal während der Kämpfe am Kolibrivasser auf grundlose oder wenig stichhaltige Anschuldigungen hin Kriegsmaske und den Vogelfsteller in Ketten gelegt und

Cortes in die peinliche Lage versetzt habe, sich vor Indianern entschuldigen zu müssen. Dlid könne sein damaliges Unrecht Kriegsmaske nicht verzeihen . . . Der alte Haß zwischen Alvarado und Dlid stammte von neuem auf. Nach der Schlacht von Otompan hatte im Königszelt Alvarado dem mit Don Gallejo fechtenden Dlid das Schwert aus der Hand geschlagen und dieser hatte sich auf ihn geworfen, ihn an die Gurgel gefaßt, ihn zu erwürgen versucht. Von Cortes war damals der Streit geschlichtet worden. Doch die erzwungene Ausöhnung hatte, statt Versöhnung, vermehrten Groll gezüchtet.

Für die Vernichtung der beiden Brigantinen vor der Nacht der Schrecken war Kriegsmaske noch nicht bestraft. Die Abrechnung war verschoben, nicht vergessen. Wie lezt-hin nach dem Frauen- und Kindermord in Jstapalapan, hielt auch jetzt Cortes die Gelegenheit noch nicht für günstig, den Anführer des halben Tlascaltekenheeres an einen Baum zu hängen. Die Schale der Schuld war noch nicht voll. Darum wollte er noch warten. Er lehnte Dlids Begehren ab; um ihn aber nicht allzusehr zu kränken, bespöttelte er Alvarado —: daß er nur aus Widerspruch sich zum Verteidiger Don Vicentes aufwerfe, obgleich dessen zorneifrigster Widersacher und Ankläger seine eigene Schwester Rabenblume, Alvarados Gemahlin, sei . . .

Ein Stachel blieb in Alvarados Seele zurück nach diesem Gespräch, obgleich er gegen Dlid recht behalten hatte.

Nach dreitägigem Aufenthalt im brennenden, qualmenden Kochimilco — (nur ein Stadtteil, wo die Christen lagerten, war vom Feuer verschont geblieben) — zog das Heer nordwärts am Süßwassersee und dann an der salzigen Lagune entlang, immerwährend kämpfend bis nach Tlacopan. Auf dem Wege dahin gerieten der Stallmeister Martín de Gamba und ein anderer Diener des Cortes in die Gewalt der Mexikaner. Beide wurden lebend nach Tenuchtitlan gebracht und angesichts des vorbeiziehenden Heeres auf der großen Pyramide von Tlatelolco geopfert. Die Marter seiner beiden Diener ging Cortes besonders nahe, er konnte sich der Tränen nicht erwehren. Weinend zog er in die Stadt Tlacopan ein.

Finsteres Gewölk ballte sich zusammen, dehnte sich und wuchs und türmte sich am Horizont, mit hochragenden Kuppen wie ein grauweißes Eisgebirge in den tiefblauen Äther schneidend. Unheilsschwanger brütete, zuckte und flimmerte die Gewitterluft. Cortes, Allderete, Frater Aguilar und der Fahnenträger Corral erstiegen Tlacopans höchste Pyramide, — jenen Stufentempel des unheimlichen Tezcatlipoca, auf dessen Altar Montezuma den abgeschnittenen Kopf Escalantes hatte niederlegen lassen. Vom Menschenwürgeplatz aus konnten die Kastilier den türkisvogelfarbenen See, die dunstweißen, silbrig flirrenden Ufer und die greifbar nahen blaßrötlichen Steinbauten Tenuchtitlans übersehen. Die Wolken und die Sonne wappneten sich zu einem titanischen Kampf. Doch noch war die Sonne sieghaft und wandelte hoch über dem Kamm des Wolkengebirges.

Die sich schwärzenden Wände rings vermochten noch nicht die Bläue des Sees zu löschen, entfachten vielmehr das kristallene Blinken und glitzernde Lächeln der sonnendurchglühnten Wellen. Wie aus Alabaster durchscheinend leuchteten die Türme der Königin aller Städte vor dem bleifarbenen Hintergrund.

Abseits stand Cortes, düster, sorgenbelastet, und horchte nicht hin, wie der Fahnenträger Corral dem Kron-Schatzmeister die Befestigungen der Wasserstadt und die Steinwälle zeigte, ihm die furchtbaren Kämpfe an den Dammdurchstichen während der Nacht der Schrecken beschrieb. Von Aguilar ließ sich Alderete die Namen der vornehmsten Tempel und Paläste nennen.

„Ich werde Seiner katholischen Majestät schreiben,“ sagte Alderete zu Cortes, „daß die Größe, Schönheit und Macht dieser Stadt aus Wunderbare grenzen wie ebenfalls Eure Laten, — ohne Gottes schützende Hand, ohne des Allmächtigen offenbaren Beistand hätten Menschen nimmermehr vollbringen können, was Ihr vollbrachtet!“

Cortes gab keine Antwort. Wer lobt, überhebt sich. Allzuweh spielte sich dieser Schranze zum Mentor auf.

„Frater,“ sagte Cortes, „es ist wie ein herrliches Frauenantlitz, das zwei Zahnlücken entstellen! . . . Ihr seht mich fragend an? Schaut hin! Wie abscheulich in dieser Zauberwelt sind die beiden Brandstätten: Ixtapalapan und Kochimilco! . . . Unser Werk! Dürfen wir sagen: Gottes Hand? . . .“

Scheu irrten Aguilers hohle Blicke zwischen Cortes und Alderete umher; er würgte an ungesprochenen Worten,

brachte keines hervor; sein vorstehender Adamsapfel ging auf und nieder.

„Don Hernando,“ sagte er nach längerem Schweigen, „denkt an das rauchende Herz Eures Stallmeisters Martín de Gamba!“

Cortes Augen füllten sich wieder mit Tränen.

„Trauert Ihr um ihn, Don Hernando, oder um Tenuchtitlan?“

„Um beide!“ erwiderte Cortes.

Der Fahnenträger Cortal war in das Sanktuar getreten. Jetzt brachte er den Schädel Escalantes, den er auf dem Altar gefunden hatte. Cortes nahm den Schädel in die Hand und betrachtete ihn. Plötzlich lächelte er:

„Ist es denn so grauenvoll? Es gibt häßliche Schädel, aber auch schöne. Dieser ist schön, ein Meisterwerk der Natur. Jeder Knochen sinnvoll erdacht vom Meister aller Meister . . . Ja, schaut man dem Tode ins Auge, so entwaффnet man ihn. Fleischbedeckte Knochen sind wir alle, nur daß wir uns als solche nicht kennen. Das ist vielleicht der Zauber der Ruinen, daß sie ohne Lünche, ohne Tapeten und Vorhänge sind. Auch Ruinen müssen sein, sie sind eine Phase des wandelbaren Lebens!“

Der Kron-Schatzmeister bemerkte:

„Unwandelbar bleiben nur die ewigen Symbole: das Kreuz und die Krone!“

Ein skeptisches Lächeln glitt über Cortes' Gesicht. Dann aber sagte er ernst:

„Teilte ich Eure Meinung nicht, Señor Alderete, so wäre ich ja ein Verbrecher! Das Kreuz wird leben, wenn

Tenuchtitlan starb; das Kreuz wird leben, wenn die Besten unseres Heeres, wenn wir alle vielleicht, bei der Belagerung starben. Mehrmals sandte ich Friedensbotschaften, die herrliche Stadt vor dem Untergang zu bewahren. Nun wird geschehen, was geschehen muß. Viele Gräber werden zu schaufeln sein. Ich kann es nicht helfen. Ich bin ein Diener des Kreuzes und der Krone — der Diener trägt die Verantwortung nicht! . . .“

Der Himmel war schwarz geworden, als das Heer weiterzog. Die bläulichen Zickzacke der Blitze schossen nieder durch prasselnden Hagelregen; sie weißten den Apfelschimmel Molinero und das grambleiche Anflitz seines Reiters, der — die ragende Todeslanze in der Hand — an der Spitze der Vorhut nach Tezcuco ritt.

Dreizehntes Buch

I.

Der Herr des Dornenhauses — der blaue Planet Quezalcoatl — schleuderte seinen Speer auf die wunderschöne, in ein Gewand aus Nephrit-Perlen gekleidete Wassergöttin. Er, der die Könige schießt und die kleinen Kinder und die Jünglinge und die Jungfrauen, als wären sie fliehende Hirsche — er, der Abendstern. Quezalcoatl, durchbohrte Mexicos Wassergöttin mit seinem brennenden Speer. Nun lag sie da erbleichend, die Augen geschlossen, zu Tode verwundet. Sofort hob aus den Wellen des Schilfsees die rote Korallenschlange, das Sinnbild des Blutes, den Schuppenkopf mit den zwei bleckenden Sichelzähnen; und zu ihr hernieder stieg vom Sternendach die feurige Türkischschlange der Hungersnot. Beide Giftnattern umringelten einander, wurden zum unentwirrbaren Knäuel. Da entstand „Wasser und Brand“ —: der Krieg.

Quezalcoatl, der Bringer des Friedensreiches, hatte seinen Speer in den See geschleudert und den Weltbrand entzündet. Denn er, der auch ein Gott des Geistes, des Himmelsäthers und des Windes war, blähte die Segel der dreizehn hohen Wasserhäuser, führte ihre grausige majestätische Phalanx

an Tenuchtitlan heran, so daß sie die Inselstadt umschließen, einschließen, von der Außenwelt abschließen konnten. Die Wassergöttin aber, Mexicos mächtigste Beschützerin, schloß todwund auf dem Boden des Sees, und ihre grüne Edelsteinschale war entzweigesplittert . . .

2.

Ein aus Holz geschnitzter, gepanzerter Gelbhaariger stand jetzt vor dem „Altar“, dem kleinen Heiligtum Tezcatlipocas inmitten des Marktplatzes von Tlatelolco. Jüngst hatten die drei jungen Könige, ihre Obsidianmesser in die Brust des weißen Mannes stoßend, beim Namen der Sonne und Unserer Frau der Erde geschworen, in ihrem Haß nie nachzulassen. Ihr Beispiel ahmten nun die Adler und Jaguare nach und schworen, die Schlangenbergstufen mit dem Blut der vornehmsten Christen rot zu färben. Ein anderes, erst vor kurzem vollendetes Schnitzbild eines Hirschungehueers befand sich auf dem Platz vor dem Hauptportal des Huei-Tecpan. Und nicht nur junge Krieger, auch die noch mit Kindergesichtsbemalung umherlaufenden Kinder — Knaben und Mädchen — übten ihre Kampflust am Liermenschen, gewöhnten sich an seinen Anblick, überwandten ihr heimliches Grauen. Wie phantastische Kakteen, wie bedeckt mit einer Stachelhaut, waren nach einigen Tagen die beiden hölzernen Feinde von wagrecht abstehenden Pfeilschäften und Wurfspeeren umstarrt.

Doch mochten auch Tausende an diesem Kampfspiele teilnehmen — die Mehrzahl der Bewohner Tenuchtitlans sah den Krieg gleichmütig und sorglos herannahen. Die von

Untergang gesprochen hatten, die Mutlosen, die Entrechteten, die Sklaven, sie alle waren — geführt vom Roten Jaguar — in die Ferne gezogen, dem Feuerbaum des Südens zu. Liebt der Adel Yaotl, den Dämon des Krieges, so fürchteten ihn die Händler nicht, verdankte doch Mexico den Kriegen seinen unermesslichen Reichtum: immer noch hatte, nach schweren Zeiten, die durchlittene Not sich bestens bezahlt gemacht . . . Gewiß, Chalco war verloren, Itzamalapan und Xochimilco waren verbrannt und verwüstet. Aber ein ähnliches Geschick konnte Tenuchtitlan nicht bedrohen. Eine Inselfestung war Tenuchtitlan, unantastbar, unbetretbar, unzerstörbar, immerdar beschirmt von der Wassergöttin, deren Gewand glasgrüne Perlen sind . . .

Und nach wie vor glitten plätschernd die schwimmenden Gärten und die achtzigtausend Boote Mexicos durch die schattigen, hochwandigen Kanäle, brachten ungezählte Ladungen von Früchten, Blumen, Nugholz, Webereien, Löpfereien auf die Marktplätze, auf den Ananasmarkt, auf den Kopalmarkt, auf den Wasservogelmarkt . . . Nach wie vor priesen ihre Waren an, wägten dar und feilschten einander überschreiend die Tlacanamacaque oder Sklavenhändler, die Verkäufer von Zierpflanzen, von Krebsen und Fischen, von in Erdlöchern gerösteten Kaninchen, von Schlangenhäuten, Pumasellen, Schilfmatten, von flüssigem Amber, Meerschäum, Indigo und roter Erde, von Honigweinkrügen und bemalten Gesichtsurnen, von Rasselstäben, Lackarbeiten, Bilderhandschriften, Ohrpflocken, Kämmen, von Käfigen mit lebenden Vögeln und von Schüsseln voll Tenacayo — d. h. Menschenfleisch . . . Nach dem hölzernen



Standbild schossen Kinder und Jünglinge mit Schleudern, Wurfbrettern, Blasrohren, Bogen, und nicht selten schaute einer der drei Könige zu, feuerte an, lobte und belohnte; rings um sie her aber brandete das farbenselige, grellschillernde Alltagsleben lärmend und kummerlos wie in Friedenszeit, und behaglich schritten die wohlgenährten Bürgerfrauen, von Fächerträgerinnen begleitet, unter den Säulengängen aus rotem Porphyrt oder zwischen den Ständen und Buden, betasteten die Waren, markteten und nahmen aus ihren Koquipilli-Taschen Kakaobohnen, um zu bezahlen.

Da wurde eines Tages bekannt, was der Vorsteher der Rundschafter soeben voll Entsetzen dem Herabstoßenden Adler gemeldet hatte: dreizehn hohe Wasserhäuser waren gleich trunkenen Riesen vom Ufer in den See getaumelt; und, statt sie zu verschlingen, trug der See sie auf seinem blauen Rücken; jetzt ließen sie bleibeschwerte Schnüre hinab, die Tiefen und Untiefen zu messen . . .

Jäh schlug die Zuversicht in Verzagtheit um. Die Insel-festung war nicht mehr unantastbar und unbretbar. Der Alltag erstarb und es herrschte Feiertag hinfort, — ein bleibender, nie mehr weichender, todesdüsterer, bußhafter Feiertag.

Das Menschengetümmel auf den Gassen schwand nicht, wohl aber verwandelte es sich; und es schwoll an, vermehrt durch Flüchtlinge aus den Pfahldörfern und Uferstädten. Ohne von den Priestern aufgefordert zu sein, ging das Volk in einer unabsehbaren Bußprozession, welcher sich bald die Opferer, die Tempelsänger, die Adligen und die Könige angeschlossen. Sie verzehrten giftige Pilze, um sich in einen

Rauschzustand zu versehen. Flöten und Trommelschläge und Wehrufe mengten sich, stiegen himmelwärts mit Staubdunst und Kopalwolken und brausten aufschreiend durcheinander. Das Edelsteinwasser — das Rasteiungsblut — floß in Strömen: mit Aloedornen, Obsidianmessern und Knochendolchen durchbohrten sich viele der Schreitenden die Lippen, die Zungen, die Ohren, die Lenden und zogen Schilfblätter oder aus Malinalli-Gras gedrehte Schnüre durch das durchlöchernte Fleisch hin und her, vor fanatischer Erregtheit unempfindlich für die Schmerzen. Sie fingen das sickende Blut mit Lannenzweigen auf, um diese nach beendetem Umzug dem schwarzen hinkenden Tezcatlipoca zu weihen.

3.

Der Spinner war kein Freund der Menge — er pflegte ihr auszuweichen, als wäre sie ein Raubtier. Diesmal hatte er eine Weile dem tollen Gespensterzug der Selbstpeiniger zugeschaut, ohne Zutrauen zur Macht der Schmerzen über das Schicksal. Dann schlich er bedrückt davon und begab sich in den Huei-Tecpan, wo seine Mutter in einem von Königin Silber-Reiher bewohnten Palastrügel als Geißel lebte.

Die großen Empfangssäle, sonst mit Höflingen, Kriegern oder Bittstellern gefüllt, waren heute leer. Da der Herabstoßende Adler, Dhrring-Schlange und der Durchzauber-Berührende unter den Sichkasteienden schritten, hatten auch alle dem Herrscherhause verwandten Prinzen — die man die Türkisgebürtigen nannte — und die Hofbeamten sich der Prozession angeschlossen. Zurückgeblieben waren nur die Torhüter, einige greise Diener und der Vorsteher des

Hauses der Teppiche, welcher eine eben erst aus dem fernen Xoconocho angelangte Gesandtschaft empfing. Der Spinner sah auch, daß ein zapotekischer Dolmetscher die Reden der drei Gesandten übersezte; doch ohne auf den Sinn der Reden zu achten, eilte er weiter zum Gemach seiner gefangenen Mutter.

Den Gesandten war vom Vorsteher des Hauses der Teppiche mitgeteilt worden, daß der Herabstoßende Adler sie nicht empfangen könne, da er am Bußgang des Volkes teilnehme. Darauf baten sie um die Erlaubnis, die für den König mitgebrachten Geschenke in einem der Palaßsäle aufstapeln zu dürfen; — ihre Lamaryas stünden vor dem Thor und brauchten nur hereingerufen zu werden. Nach einigem Zögern gestattete es der Beamte. Die Lamamas luden ihre Lasten im Saal der Botschaften ab, während die Gesandten sich die schönsten der Prunksäle zeigen ließen. Dann entfernten sich die Gesandten mit den Lastträgern, in der Absicht, sich die rasende, ächzende und schmerzberauschte Menge anzuschauen.

Mit dem Nähen einer schwarzen Hinterhauptschleife beschäftigt, kniete die Mutter des Spinners in ihrer königlichen Kammer, auf einem gelben, blaubetüpfelten Kissen. Als der junge Dichter durch den Perlenvorhang bei ihr eintrat, sah sie von ihrer Arbeit nicht auf. Auch ohne Wärter war sie eine Gefangene.

Scherzend suchte er sie zu trösten: sie habe es gut und sauber hier wie eine Ehuapilli von fürstlichem Geblüt. Doch mürrisch schüttelte sie den Kopf: sie lebe hier zwischen Skorpionen, Nesseln und Dornen. Seinen Vorschlag, mit

ihm zu entweichen, weil der Palast beinahe leer sei, lehnte sie schreckhaft ab. Drohungen der Königin Silber-Reiher hatten sie eingeschüchtert. Daß ihr Sohn Mitwissler eines Geheimnisses sei, wußte sie, wenn auch nicht, welches Geheimnisses. Danach hatte sie ihn niemals zu fragen gewagt. Aber wie bei jedem seiner Besuche, forderte sie auch jetzt das Versprechen von ihm, daß er ihretwegen schweigen werde.

„Mein Sohn, du hast eine Schwalbenzunge — sie zwitschert immerwährend . . . Die böse Königin von Tezcucio wird deine alte Mutter zu Tode martern, wenn du redest . . .“

Er beschwichtigte ihre Angst; er schwor zu schweigen: selbst die vierhundert Pulquegötter könnten sein Geheimnis ihm nicht entreißen . . . Und als er von ihr Abschied nahm, erbat er sich ihren Segen.

4.

Ein Lied summend ging der Spinner durch das Labyrinth der Kammern zurück, durch Höfe, Prachtsäle und Korridore. Vor dem Saal der Botschaften blieb er erstaunt stehen. Kostbarkeiten waren über den Marmorestrich gestreut. Die Tür stand offen. Niemand hinderte ihn, einzutreten. Niemand bewachte die Geschenke eines südlichen Königs. Da lagen kreisrunde Goldscheiben, Frösche aus Gold, Affen aus Gold, doppelseitige Kolibrifeder-Decken (die sich in eine Faust ballen ließen und leicht waren wie ein Spinnweb), Halsbänder aus Wasseropal, Milchopal und Feueropal . . . Inmitten dieser Herrlichkeiten befand sich ein Mumienbündel: eine in schneerweißen Baumwollstoff gehüllte, hockende Gestalt,

mit geweißten Stricken über Kreuz, neßartig umschnürt, mit weißen Daunenbällen und einer weißen Papierfahne geschmückt. Um den Einschnitt oberhalb der Schultern war ein karminrotes Band — gleichsam als Halskragen — geschlungen, daran wallnußgroße Schellen aus Goldblech hingen. Seltsamerweise aber war vom Hals aufwärts die Umhüllung abgestreift: aus dem Mumienbündel ragte ein Mädchenkopf von berückender Schönheit hervor. Die Augenlider des Mädchens waren geschlossen, ihr Gesicht farblos, die Lippen grau.

Gebannt starrte der Spinner das tote Mädchen an. Diesen herrlich gemeißelten schwermutsvollen Mund hatte er schon einmal gesehen . . . Doch wo? . . . Allmählich dämmerte in ihm die Erinnerung auf an die Nacht des Sklavenauszuges. Er war der Sänfte der Königin Silber-Reiher gefolgt, nachdem Silber-Reiher und Coytemexi beim Annalenschreiber Schutz vor dem Pöbel gesucht hatten. Vor dem Hause der Giftmischerin, der Blaubemalten, hatte er ein wunderschönes Mädchen aus den Händen dreier alter Weiber befreit; er war ihrethalb gefesselt, mit dem Tode bedroht worden, und seine alte Mutter lebte im Huei-Tecpan als Geißel ihrethalb . . . Ja, die Tote im Mumienbündel war jene verfolgte junge Sklavin, war Blutfeuerstein, das Giftmädchen!

Scheu und zögernd näherte er sich ihr, zugleich abgestoßen und angezogen, bezaubert und entsetzt. Seine Gedanken flatterten wirt wie aufgeschreckte Vögel umher. War sie eines natürlichen Todes gestorben? Hatte sie, ihres Daseins überdrüssig, selbst Hand an sich gelegt? Oder war sie er-

mordet worden? . . . Was bezweckten die Giftnischerin und ihre Auftraggeber damit, daß die Leiche mit unverhülltem Kopf zwischen den Geschenken prangte, die keinem anderen als dem Tlatohuani Mexicos, dem Herabstoßenden Adler, bestimmt waren?

Durch den dunklen Nebel seiner Raslosigkeit schimmerte bligartig vor seinen Augen die Fährte eines furchtbaren Verbrechens auf. Er suchte angstbekommen der Spur nachzugehen, die fliegenden Gedanken auf dies Ziel zu richten . . . Aber wenn seine Ahnung begründet war, so konnte die Tote nicht tot sein . . .

Er redete sie an, rief ihren Namen. Sie blieb regungslos, als wäre sie Stein. Er faßte sie an die Wange. Kalt und kalt war ihre Wange, doch seltsam weich. Hoffnung schlich sich in sein Herz, jubelte in ihm: so weich ist keine Tote!

„Blutfeuerstein, Blutfeuerstein!“ rief er ihr in die Ohren. Unermüdlich weckte er sie und ließ sich durch ihre Taubheit nicht entmutigen.

Da zuckte es an ihren Wimpern. Langsam hoben sich die Lider empor, und die schwarzbraunen, wässerig mit goldenen Glanzlichtern überblinckten Augensterne blickten fragend und ergreifend den Raum, die Geschenke und die eigene Totengewandung an.

Sie solle vor ihm nicht erschrecken, bat der Spinner; — er sei ein Freund, habe schon einmal sie vor Feinden zu befreien versucht.

Ein mattes Lächeln glitt über ihre Lippen — sie erkannte ihn wieder.

Wer sie hergebracht habe? fragte er. Doch sie wußte es nicht; man habe ihr einen Betäubungstrank gegeben.

Und sie flehte, er möge die Stricke, mit denen ihr Körper umschnürt war, lösen; kaum erträglich schmerzten sie alle Glieder.

Sofort war er bereit. Wie er aber begann, die mit Kreide geweißten Stricke zu lockern, entdeckte er am Mumienbündel eine kleine Holztafel, auf welcher geschrieben stand: „Ich schlafe und werde erwachen. Mich schenkt Pichina-Bedella, König von Xoconochco, dem Herabstößenden Adler.“

Der Spinner las die Worte laut. Sie war also unantastbar als Geschenk für den König Mexicos.

Mit Tränen gefüllt starrten ihre Augen in seine, nach Rettung suchend, an Rettung verzweifelnd. Ohne zu reden verstanden sie einander. Beide wußten, in welcher Gefahr Guatemoc binnen kurzem schweben werde.

„Die Tafel lügt!“ murmelte Blutfeuerstein. „Mich schenkt nicht der Fürst von Xoconochco, mich schenkt die verschleierte Frau, die mich der Blaubemalten abgekauft hat . . . Wüßte ich, wer sie ist . . .“

„Eine Mörderin!“ knirschte der Spinner.

„Koplligine — (o mein Herr) — du kennst ihren Namen und darfst ihn nicht nennen. Ich stand dabei, als sie deine Fesseln lösen ließ und drohte, deine Mutter zu töten, wenn du dies verrätst . . . Wie aber können wir den König warnen? Niemand wird mir glauben, wenn ich die Wahrheit sage.“

Der Spinner schwieg, hin und her gezerrt von Wunsch und Angst. Nach einer Weile sagte er zaghaft:

„Und doch müssen wir den König warnen!“

Blutfeuerstein schüttelte den Kopf: .

„Kopilgine, willst du deine Mutter opfern? Einst trankst du ihre Milch — willst du jetzt ihr Blut trinken?“

Der Spinner senkte den Blick zu Boden und gab keine Antwort.

„Nein, das sollst du nicht!“ fuhr sie fort. „Bloß ich kann den König vor meinen Küssen bewahren . . . Der Speichel meines Mundes ist ein Todesgift, meine Lippen morden . . . Längst sehne ich mich hinab ins Land, wo die Blumen stehen, längst locken mich die gelben Schmetterlinge Mictlan Tecutlis . . . Hast du ein Messer?“

„O Blutfeuerstein, ich kann dich nicht töten!“

„Lockere meinen rechten Arm und gib mir ein Messer! . . . Ich will es!“ Befahl sie in herrischem Ton.

„Du willst dich selbst töten?“

„Ich will den König beschützen vor mir!“

Der Spinner fügte sich ihrer stählernen Entschlossenheit. An ihrer Schulter knotete er den weißen Strick auf, so daß ihre rechte Hand frei wurde.

„Wo ist das Messer?“ drängte sie.

„Ich habe keins . . .“

„Geh schnell und hole es!“

Er gehorchte ihr. Seine Mutter oder Blutfeuerstein oder Guatemoc mußte sterben. Wenn das Giftmädchen umkam, so war es für alle und für sie selbst ein Glück: ihr Tod würde ihr das Verbrechen und die grauenvolle Rache der Mexikaner ersparen . . .

Der Spinner eilte hastig aus dem Saal.



Allein blieb Blutfeuerstein nur wenige Augenblicke. Kaum hatte sich der Dichter entfernt, als durch eine andere Thür der junge König von Tacopan in den Saal der Botschaften trat. Wie sämtliche Türkisgebürtigen hatte auch er sich der Büsserprozeßion angeschlossen und war nun als einer der ersten in den Huei-Tecpan zurückgekehrt, noch heiß durchgittert von der Raserei der Selbstpeiniger.

Aus grübelndem Sinnen riß ihn das absonderliche Bild des aus Juwelen aufragenden, lebendigen Mumienbündels. Er trat heran, als sähe er eine Traumerscheinung. Unwirklich, unirdisch, blumenhafte war der aus Leichentüchern emporblühende Mädchekopf.

„Cihuapille, bist du vom Tode erwacht?“

„Nopilkine, ich werde bald tiefer schlafen!“

„Cihuapille, wer enthüllte dein Antlitz?“

„Nopilkine, während ich schlief, geschah es.“

„Cihuapille, schmerzen dich deine Glieder?“

„Ja, meine Glieder schmerzen mich.“

Sogleich knotete er die Stricke auf und schälte sie aus den Tüchern.

„Bist du der Herr der Herren?“ fragte sie ihn, da sie sah, daß ihn die blaue Stirnbinde schmückte.

„Nein, Cihuapille. Doch ich bin sein Freund. Darum darf ich tun, was keiner tun darf.“

Und er versuchte, sie zu küssen. Wild stieß sie ihn von sich, so daß er zurücktaumelte. Und jählings fühlte er, daß Kochiquegal, die Göttin der Liebe, ihn mit ihrer Blume berührt hatte. Für immer war er ihr verfallen . . .

Mit einem Knochendolch in der Hand, kehrte der Spinner in den Saal zurück. Er schwankte ein wenig — Mut geholt hatte er sich bei den Erwürgern, den vierhundert Pulque-Göttern. Seine gläsernen Augen mühten sich, zu enträtseln, was in seiner Abwesenheit geschehen sein mochte. Aufrecht stand da Blutfeuerstein im reich gestickten Hemd, mit zwei handbreiten violetten Streifen in der Hüftengegend und am unteren silberbefraussten Saum; violett leuchteten unterhalb der Silberfransen, an den schlanken Waden hinabreichend bis zu den Fußknöcheln, ganz enganliegende strumpfähnliche Beinkleider; das mit Indigo gefärbte Haar rahmte schmal die länglichen gelbgepuderten Wangen ein. Und ihr gegenüber stand funkelnd von Königsinsignien und metallisch lohenden Edelfedern der Durchzauber-Verführende, ihrer Schönheit verknechtet und sie stumm ansehend mit den wunden Blicken eines Liebenden.

Nicht so trunken war der Spinner, daß er nicht begriff: hier sei ein neues Opfer, das er retten mußte und doch nicht retten konnte. Zu spät war er gekommen. Angstvoll verbarg er den Knochendolch.

Goldsandalen, mit Schellen verziert, erklimten auf dem steinernen Estrich. Der Herabstoßende Adler trat ein mit einem kleinen Gefolge. Vor seinen erstaunten Augen blinkten Wasseropale, Milchopale und Feueropale, spiegelten sich im glashaft polierten Marmorboden; und ein Mädchen überstrahlte all die Pracht . . .

Der Durchzauber-Verführende klärte ihn auf und entschuldigte sich, daß er von Mitleid gerührt, das Mumienbündel aufgeschnürt hatte.

Der Herabstoßende Adler ließ den Vorsteher des Hauses der Teppiche rufen und befahl ihm, die Gesandten aus Xoconochco hereinzuführen.

Dann ging Guatemoc auf Blutf Feuerstein zu. Aber geschwind trat der Spinner vor und stellte sich zwischen den König und das Giftmädchen.

„O großer König, o Herabstoßender Adler“, begann der Spinner. „Ich, dein niederer Knecht, flehe dich an: schenke mir dies Mädchen!“

„O mein Freund, du bist trunken, du bist berauscht!“ sagte Guatemoc milde lächelnd; — er wollte den Gefährten des Alten Wicelbärs durch einen strengeren Verweis nicht strafen für die grobe Ungebühr.

„O großer König, vergib meine Berauschtigkeit! Aus Kummer trank ich, aus Sorge um dich . . . Ein böses Vorzeichen sah ich und hörte ich . . .“

„Erzähle!“ forderte ihn Guatemoc auf.

„O großer König, in meinem Hause geschah es heute früh beim Morgenrot. Mein kleines Hündchen fing an zu sprechen wie ein Mensch. Noch nie hatte mein Hündchen gesprochen. ‚Was redest du!‘ fuhr ich es an, ‚schweig still!‘ Das Hündchen aber schwieg nicht, sondern sagte: ‚Schade ist es um den König! Achte auf die Vorzeichen, o Mensch!‘ Ich schrie darauf: ‚Und du? Bist du etwa kein böses Vorzeichen? Was bist du denn?‘ Und ich schlug nach dem Hündchen; da fiel es tot hin. Und kaum war dies geschehen, begannen zwei Wasservögel zu reden, die in einer Pfanne über dem Herdfeuer schmorten und brügelten. ‚Das schönste der Geschenke wird den König töten!‘ sagte der

eine Wasservogel. Der andere aber sprach: „Unauffindlich werden die schenkenden Mörder sein!“ Erschauernd warf ich die Vögel ins Herdfeuer. Und während sie verbrannten, sprach meine Lanzmaske, die an der Wand hing: „Der Gefahr entgehen kann der König, wenn er das Geschenk weiterverschenkt!“

„O Narr, meinst du mit solcher Traumlüge das schönste Mädchen dir zu erringen?“ fragte der Durchzauber-Verführer. Das königliche Gefolge lachte, verlachte den Spinner.

„Er ist ein Dichter und ein Trunkenbold,“ sagte stürzend der Herabstoßende Adler, „darum sei ihm verziehen! Doch nun geh, o Spinner, und schlafe deinen Rausch aus!“

Dem Befehl des Königs durfte der Spinner nicht trotzen. Traurig entfernte er sich.

Bald darauf kam der Vorsteher des Hauses der Teppiche und meldete, daß die Gesandten aus Koconochco unauffindbar seien.

Die eben noch über des Dichters Unmaßung und wunderlichen Traum gelächelt und gelacht hatten, blickten sich verstört an. Unauffindlich würden die schenkenden Mörder sein, hatte der eine Wasservogel gesagt . . .

Durch die Liebe zu Maisblüte gewappnet gegen Blutfeststeins bezwingende Schönheit, gab der Herabstoßende Adler Befehl, dem Mädchen (das eine der Ircuinamé, der weiblichen Dämonen, sein konnte) im Tempel des Smaragdnen Frosches die Brust aufzuschneiden.

Der Durchzauber-Verführer widerriet, sie zu opfern. Der Traum fordere, daß sie verschenkt werde. Er wolle sie

in seinen Tecpan nehmen, sie beobachteten, das Rätsel aufklären . . .

Und Guatemoc überließ ihm das Mädchen.

7.

Guatemoc überließ ihm das Mädchen, weil seine Gedanken abgelenkt wurden durch die unerwartete Ankunft des Königs von Cuiclahuac.

Die Pfahlstadt Cuiclahuac lag in der Mitte des die Süßwasserseen von Chalco und Xochimilco trennenden Dammes. Ihre Bewohner, meist Krebs- und Entenfänger, waren Chichimeken — nicht Azteken —: den Kriegsgott nannten sie Amimitl (wie die Michuaken) und verehrten den vom Himmel gefallenem zweiköpfigen Hirsch. Aber obgleich einst von Mexico grausam unterjocht, hatten sie kein Verlangen nach Selbständigkeit und keinen Groll zurückbehalten, waren Mexikaner geworden und fühlten sich stolz als solche. Während lezthm Chalco, Xyocla und andere Städte der östlichen Chinampanecâ (der Bepflanzter schwimmender Gärten . . .) das Joch abwerfend für den gemeinsamen Aufruhr an den Süßwasserufem warben, weigerten sich die Wasserwildjäger von Cuiclahuac beharrlich, dem Bund der Schwarzen Blume beizutreten. Und statt eingeschüchtert zu werden durch den Feuerschein der in Brand gesteckten Nachbarstädte Xctapalapan und Xochimilco, wurden sie erst recht in ihrem Fremdenhaß bestärkt, und fester als zuvor an Mexico gefesselt.

Nun war Cuiclahuacs Stadtkönig Mayehuatl, „der Behandschuhte“, in Tenuchtitlan eingetroffen, bereit, sein

Leben für Mexico hinzugeben. Er warf, vor den Herabstoßenden Adler tretend, weiße Copalli-Kugeln in einen silbernen Räucherlöffel, kniete nieder, küßte dem König der Welt die Hände und die Füße und stellte sich und sein kleines, doch kriegergewohntes Heer zur Verfügung. Er erfüllte damit bloß seine Lehnspflicht, wie andere Fürsten vor und nach ihm. Daß er aber bald nach der Buszprozession, in einem Augenblick peinvoller Niedergeschlagenheit, sich anbot, vergrößerte den Wert seiner Hilfe. Und auch sonst hatte Guatemoc Ursache, den Rat und Beistand des erfahrenen Mannes hoch einzuschätzen.

Als einer der besten Helden Anahuacs galt der Behandschuhte. Überühmt wie sein Mut war seine listreiche Kriegsflugheit. Montezuma hatte ihm mehrmals die Führung der Heerscharen anvertraut und hatte ihm manchen Sieg zu verdanken gehabt. Nicht mehr jung war der Behandschuhte jetzt, ein Fünfziger, wenn auch noch geschmeidig wie ein jugendlicher Adlerritter. Er war groß, langarmig, hielt sich ein wenig vorgebeugt und hatte einen häßlichen Rundkopf: die vorstehenden Backenknochen strafften die Wangen, plump und breit quollen die Nüstern hervor, silberne Barthaare rieselten über den breiten Mund und das fliehende Kinn.

Als Herr der Herren, umringt von prunkendem Hofflaak, hatte der Herabstoßende Adler vom Vasallen sich Hände und Füße küssen lassen, wie das Zeremoniell es erheischte. Als sie aber später im Zwiesgespräch beieinander saßen, unterordnete sich der junge König der Einsicht und Erfahrung des alten Häuptlings und beugte sich seinem Willen.

Sie erwogen die Ausichten des beginnenden Krieges. Mit unerbittlicher Klarheit legte der Behandschuhte dar, daß Mexicos Streikräfte nicht ausreichten, die Christen und alle Aufständischen zu besiegen und daß von Anbeginn der Kampf hoffnungslos sein werde — falls es nicht gelänge, jenseits der Grenzen Anahuacs Freunde zu gewinnen. Für den Zusammenschluß aller indianischen Völker war der Alte Wickelbär in den Tod gegangen: an der Halsstarrigkeit der Kinder Tascalas war sein Plan gescheitert. Nicht entmutigen lassen sollte sich der Herabstoßende Adler, weil der erste Versuch mißglückte; und auch nicht, weil einst der Drei-Städte-Bund, die Grenzen Anahuacs zu erweitern bestrebt, die Heerscharen über die Gebirgswälle des Südens und Westens nach Guatemala und Michuacan geführt hatte. Gemeinsame Not wische verjährten Streit aus dem Gedächtnis. War das sieghafte Mexico verhaßt, so werde das gefährdete Mexico beliebt sein. Der Einsicht könnten die Maya-Völker und die Taraster sich nicht verschließen, daß der Untergang Mexicos auch ihren Untergang nach sich ziehen müßte . . .

Die Aussprache hatte zur Folge, daß der Herabstoßende Adler Gesandtschaften an die Könige der Maya in Yucatan und Guatemala entsandte. Auch seinen Vetter, den König des westlichen Landes Matlaginco, ließ er durch Boten auffordern, dem Bund aller Indianer beizutreten, — obgleich dieser eitle Sohn des Königs Kreideweiß und Gatte der Montezumatochter Prinzessin Nephrit kurze Zeit nach Montezumas Gefangensetzung die im Seeschloß Tezcocinco bei Tezcucoc zusammenkommenden Verschwörer an den Bom-

Himmel-Bestiegenen und damit an die Kastilier verraten hatte und schuld trug, daß die Könige von Tezcucó, Tlacópan, Itzamalapan, Coyoacán und Prinz Dyrting-Schlange an eine Eisenkette geschmiedet, daß der Edle Traurige und der König von Coyoacán im Kerker erdrosselt wurden . . .

Da die Taraster — die Bewohner des Landes Michuacán — aus derselben Höhle stammten wie die Bewohner Cuiclahuacs und, gleich diesen, dem blaugesichtigen Kolibri-füßigen Kriegs- und Stammgott den Namen Amimilt gaben, ernannte der Herabstoßende Adler den Behandschuhten zum Führer der in das nordwestliche Toncalpolco-Gebirge an die Ufer des großen Sees von Pazcuaro aufbrechenden Gesandtschaft.

8.

Michuacán war das Land der Fischer. Handel und Wandel drängte sich um den Pazcuaro-See zusammen, an welchem auch die Hauptstadt Tzinjungan lag. Früheren Königen von Tzinjungan waren, weil sie sich der Trunkenheit ergeben hatten, von der Göttin Karatanga Schlangen als Speise vorgesetzt worden, nach deren Genuß sie, sich in Fische verwandelnd, in den See sprangen —: von ihnen nährten sich die nachfolgenden Geschlechter. Die Michuaken (oder Taraster) nannten sich „die Inselfeute“. Von den Mexikanern wurden sie auch Quaochpanmè, „Die das Haupt Absegenden“, genannt, weil die Männer sowohl wie die Frauen sich auf den Scheiteln ihrer künstlich abgeplatteten Köpfe Gläzer scherten.

Sie waren ein wunschloses, kindliches, friedfertiges Phäakenvolk, dem Kriege abhold, wenn auch wohl imstande, Überfälle abzuwehren. Steile Gebirgszüge und starke Garnisonen schützten ihre Grenzen gegen die Habgier ihrer Nachbarn, der Calimas, Kalister, Matlagincas und Mexikaner. Als vorlängst König Wassergesicht an die Lagune von Pazcuaro vorzudringen versuchte, wurde er blutig abgewiesen und mußte am Gebirge kehrt machen, ohne das Hochtal betreten zu haben. Die Stadt Tzinkunzan — die Kolibrifstadt — hatte seit Jahrhunderten keine Kriegsgreuel erlebt, obgleich der Goldreichtum der Michuaken den der Mexikaner bei weitem übertraf.

Freilich war ihr Goldschmuck, wie alle ihre Kunsterzeugnisse, roher Art. Dem reizvollen — oft an Altchina und Mykene gemahnenden — Stil der Maya und Mexikaner hatten die Tarascker kaum etwas an die Seite zu stellen. Sie besaßen keine Literatur wie jene Völker. Sie lebten in Schilfhütten; die Männer gingen ohne Schambinden mit einem kurzen, ärmellosen Hemd bekleidet.

9.

Als der Behandschuhte mit seinen neun Begleitern vor den Tazonci — den König — geführt worden war, empfing ihn dieser auf einem geschweiften hölzernen Schemel sitzend, eine qualmende Tabakspfeife im Munde. Einen grünbärtigen Pfeil — mit der Spitze nach unten — hielt er wie ein Zepter in der Hand. Zu seinen Füßen lag ein gezähmter junger Puma.

Vor dem Haupteingang zum hüttenähnlichen, mit einem Strohdach bedeckten Königspalast, in einem kreisrunden Vorhofe fand der Empfang der Gesandten statt. Unter der sichelförmig aufgereihten Schar der Ucaechas oder Trabanten standen zu beiden Seiten des rauchenden Cazoncí die Träger der erblichen Würden: der Curu Apindi oder Onkel der Entenjäger, welcher die Entenopfer für die Göttin Karatanga in Empfang nahm; der Pirovaquen Vandaari, der Vorsteher der Mäntel, — er sammelte die Mäntelsteuer des Volkes für den Cazoncí ein; der Baruti, der Vorsteher der Netzfisher; der Laramá, der Vorsteher der Angler. Ferner ein Ober-Girlandenbinder, ein Ober-Bienenzüchter, ein Ober-Sandalenmacher und ein Ober-Tierzüchter, dessen Aufgabe es war, Adler und Raubtiere für den Cazoncí zu zähmen: diese wurden, wenn sie ausgewachsen waren, mit Pfeilschüssen getödet und durch jüngere ersetzt. Außer Pumas, Wildkazen und Präriewölfen besaß der Cazoncí auch einige einem nördlichen Apachenstamm abgekaufte Büffel.

Des Cazoncí Name war Tangayooan. Vor Jahren hatte er bei seiner Thronbesteigung seine beiden Brüder umbringen lassen, weil sie ihm die Erbschaft streitig machten. Hätte er sie nicht ermordet, so wäre er von ihnen ermordet worden. Aus Nothwehr also, aus Angst und Schwäche hatte er die That begangen oder vielmehr geschehen lassen. Wie ein königlicher Mörder sah er nicht aus: er war ein gutherziger, stets lächelnder, verlegener Mensch, kurzhalbig, fett und schwerfällig in seinen ungelentken Bewegungen wie ein Pinguin.

Von seinen Geschwistern lebte nur noch eine elfjährige, franke, an den Beinen gelähmte Schwester namens Uacui, „das Eichhörnchen“. Was ihm an Willenskraft fehlte, besaß dieses Kind in überreichem Maße. Sie beherrschte ihn, sie beherrschte Michuacan. Keine Regierungshandlung unternahm Tangaſoan, ohne das Eichhörnchen hinzuzuziehen und auf des Kindes orakelhaften Rat zu hören. Auch jetzt beim Empfang der zehn Mexikaner war das franke Mädchen auf einen Schemel neben Tangaſoan geſetzt worden. Ihr Rock aus Fledermausfell reichte vom Nabel abwärts, die kindlichen Brüste waren unbedeckt. Überfeinert, Schmerzensmüde, ſeltſam länglich glänzte Kupferu ihr Geſicht, groß und fiebrig strahlten ihre Augen wie ſchwarze Bernſteine.

10.

Von den vier in Michuacan geſprochenen Sprachen war das Chichimekiſche nur wenig vom Mexikaniſchen verſchieden. Der Behandſchuhle bedurfte daher keines Dolmetschers, um ſich verſtändlich zu machen.

„Wer herrſcht jetzt in Mexico?“ fragte Tangaſoan.

„Quauhquemoc Tecutli“, erwiderte der Behandſchuhle.

„Den kenne ich nicht!“ ſagte Tangaſoan. „Über einer ſeiner Vorfahren wollte an unſerem See angeln. Er ſing keinen Fiſch, denn die Göttin Xaratanga beſchirmt ihre Fiſche!“

Der Behandſchuhle ließ ſich die Verſtimmung über die böſe Begrüßung nicht anmerken. Er ſagte:

„O großer Cazonci, o unſer geliebter Großſohn! Die rote Blut der Feuerberge erliſcht, wird grauer Stein und grauer Staub in vierzig Jahren! Die Sonne nahm jenes

Feldzuges tapfere Toten, Eure und unsere Toten, in ihr Haus und verwandelte sie in bunte Schwirrvögel; — auch König Wassergesicht wurde längst zum Kolibri und begleitet täglich die Sonne bis zur Himmelsmitte. Du aber lebst, dein ist die Macht und die Lat. Wenn ich mich erdreiste, in den Schatten deiner Herrlichkeit zu treten, dein Tun zu stören, so geschieht es, weil der mächtige Tlatohuani von Mexico, Quauhquemot Tecutli, mich beauftragt hat. Geh hin, sagte er, und melde meinem Bruder, dem großen Cazonci, daß über das Himmelswasser von Sonnenaufgang her wundersame Menschen gekommen sind, gekleidet in Panzer, Wadenschienen und Helme aus weißem Kupfer; und viele von ihnen sitzen auf dem Rücken von Hirschen, welche an den Hufen Sandalen haben aus weißem Kupfer. Auch lange Trommeln führen sie mit sich, feuerspeiende, wie die Wolken donnernde, und wer von ihrem Feuer berührt wird, muß sterben. Hunderte der Hirschmenschen schenkten wir unsern Göttern — andere tausend kamen, begleitet von den Tlascaltelen, und jetzt umzingeln sie Tenuchtitlan. Willst du, o großer Cazonci, abwarten, daß Tenuchtitlan ihnen zur Beute fiel, daß sie weiter westwärts ziehen, Tzinzungan belagern, zerstören und aus Königen Sklaven machen? O hindere unser aller Unheil beizeiten, komm mit deinen Heerschaaren Tenuchtitlan zu Hilfe! Die Sonne spiegelt sich zugleich in unserem See und in eurem See, die Himmelsgötter blicken zugleich auf uns und auf euch hinab, vor einem Jahrhundert wurden unsere beiden Reiche mächtig und unbesiegbar; — aber auch gleichzeitig wird unser Untergang sein!"

Tangaſoan gab keine Antwort. Er ſchielte nach ſeiner kleinen Schweſter hin. Einen in ein Tuch gewickelten Stein — den Gott Waſoricuare — trug Eichhörnchen immer bei ſich. Jetzt hielt ſie den Stein an ihr Ohr, wie ſie es ſtets zu thun pflegte, wenn ſie den Cazonci durch einen Draſelspruch ihres Gottes beeinflussen wollte. Tangaſoan befürchtete, ſie könne zugunſten des verhaßten Mexico reden. Darum erhob er ſich raſch und ſagte:

„Laßt uns zum Hohenprieſter gehen: mag er es entſcheiden!“

II.

Der Cazonci, ſein Gefolge und die zehn Geſandten beſtiegen Einbäume und wurden über den See in die unweit von Tzinſungſan am Ufer gelegene, nur von Prieſtern und Göttern bewohnte heilige Stadt Tzacapu gerudert. Dort erklimmen ſie die ſteilen Stufen des dem oberſten Gotte, dem ſchwarzen Curicaveri, geweihten, mit einem Strohdach bedeckten Tempels. Auf der Opferterrace tanzte der Hohenprieſter mit wallfahrenden jungen Frauen, indem er als Gürtel eine gezähmte Giftſchlange um die Lenden gewickelt trug und einen auf einem Rohrſtab befeſtigten Papierſchmetterling auf und ab ſchwenkte. Rings im Halbkreis hockten als Zuſchauer die Hüter des heiligen Feuers, die Opferer und andere Prieſter, alle mit Fächern in den Händen und alle kahlköpfig, braunenlos und wimperlos, wie ebenfalls die reizenden, enthaarten, nacktbüſtigen Frauen.

Der Cazonci kniete nieder vor dem Hohenprieſter, der eine Weile noch weitertanzte, bis die heilige Handlung be-

endet war. Alle Besucher knieten, mit Ausnahme des Eichhörnchens: sie war auf einen mitgebrachten Schemel niedergesetzt worden.

Der Hohepriester wußte, wie alle Michuaken, schon seit lange von der Not Mexicos. Die Nachrichten von der Gefangennahme und Ermordung Montezumas, der Nacht der Schrecken, der Schlacht von Otompan und der Wiederkehr der weißen Götter nach Anahuac waren jeweils in kurzer Frist an die Lagune von Pazcuato gelangt und hatten sorgenvolles Staunen, aber auch Schadenfreude ausgelöst. Der Haß des Namens Mexico überwog das neugierige Unbehagen, die räumliche Entfernung beschwichtigte die Furcht vor dem unheimlichen meerentstiegenen Fremdvolk. Mexico hatte Anteilnahme verscherzt: es verdiente seinen Untergang. Wenn das nie Geschehene geschah, daß mexikanische Gesandte ihren Fuß auf taraskisches Gebiet setzten, so war es ja klar, was sie begehrten.

Der Hohepriester ließ sich vom Cazonci den Inhalt der Botschaft nicht berichten, er unterbrach ihn gleich nach den ersten Worten und sagte, mit einem blauen Rindenpapierfächer sich den kugeligen Kahlkopf fächernd:

„Unsere Götter Curicaveri, Homocutin und der Herrscher der Nacht Achurihirepe haben in Tenuchtitlan keine Stätte; und bei uns haben Tezcaltipoca, Huitzilopochtli und Tlaloc keinen Tempel. Mögen die Götter Mexicos getötet werden, — um so länger werden unsere Götter leben. Datum o Gangua-Pagua (Majestät), du von allen erwählter gottgeliebter Sohn Tangaovan, verweigere den Mexikanern die Hilfe, um die sie winseln!“

Langaovan und seine Trabanten nickten befriedigt. Doch unwillig hob das Eichhörnchen die Hand. Mit leiser, kläglich-er Kinderstimme sprach sie.

„Nein, mein Bruder, du wirst den Mexikanern helfen. Höre an — hört ihr alle an — was mir geschehen ist. Die Mutter der Götter kam gestern zu mir und trug mich aus Tzinzunzan hinaus am Schilfufer entlang. Und als sie endlich stehenblieb, dachte ich, sie wolle mich opfern. Doch sie sagte: ‚Ich will dich nicht opfern; auch der Gott nicht, der nach mir dich hinwegholen und dir verborgene Dinge zeigen wird, damit durch dich der Cazonci sie erfahre!‘ Darauf besprengte sie mich mit Wasser aus einem Krug. Sie verwandelte den Krug in ein Boot, setzte mich hinein und stieß das Boot vom Ufer ab. Da schwamm ein großer grüner Kaiman heran, schnappte nach mir und zog mich in den See hinab. Lange trug er mich durch das Seewasser und dann brachte er mich in ein Haus, das auf dem Boden des Sees erbaut war und das mit Wasser nicht gefüllt war. Er trug mich durch viele Gemächer bis in einen Saal, wo die erstgeborenen Götter und die Götter linker Hand — alle mit Ruß beschmiert und mit Kränzen aus Buntzwirn auf den Stirnen — versammelt waren, Honigwein tranken und redeten. Der Kaiman-Gott setzte mich in einer Ecke des Saales nieder und befahl mir: ‚Hörche und behalte!‘ Da belauschte ich die Klagen der Götter: ‚Uns war versprochen worden, daß es immer so bleiben werde. Nun wird es anders!‘ klagten die Götter linker Hand. ‚Seitdem die Welt erschaffen ward, war es immer so. Es gab nie eine Änderung. Wir wurden mit

Opfern genährt. Und jetzt will man die Welt ändern! Die erstgeborenen Götter aber rieten: „Laßt uns keinen Honigwein mehr trinken, laßt uns die Trinkschalen zertrümmern, laßt uns mit Köchern und Bogen den Opfernern Mexicos Beistand leisten, damit alles bleibt wie es war und nicht anders wird!“ . . .“

Das Eichhörnchen schwieg und alle schwiegen. Der Hohepriester mußte den Götterworten nichts entgegenzuhalten. Bald wirbelte er wieder im Reigen mit den nacktblüthigen Frauen.

Demüthig und stolz blickte Tangaöan auf seine kleine kranke begnadete Schwester. Er entließ den Behandschuhlen huldvoll und versprach zweihunderttausend taraskische Bogenschützen, die er selbst nach Anahuac führen werde . . .

Als Geschenk für den Herabstoßenden Adler gab er den mexikanischen Gesandten einen gezähmten Büffel mit.

12.

Nachdem Blutfeuerstein dem Durch-Zauber-Verführenden abgetreten worden war, ließ er sie — denselben Abend noch — heimlich in seinen Palast führen. Heimlich empfing er sie aus Rücksicht auf seine erst vor kurzem ihm angetraute Gemahlin Perlmuschel. Ohne Liebe hatte er die Königin von Duquane geehelicht und über ihre noch junge Schmach hinweggesehen, um ihr in ihrer Bedrängnis — da die Herrin von Lula und der mexikanische Klerus ihres weißen Kindes wegen sie bezichtigten — eine Freistätte zu bieten. Doch ihr Herz war wurmzerfressen und konnte nicht wieder

aufblühen. Sie war eine Gebrochene, unvermögend, an ihm sich aufzurichten. Wenn er sie sah, fühlte er sich von der Liebesgöttin, der Weberin, nicht umspinnen. Freilich selbst ohne Liebe liebte er Perlmuschel, alter Freundschaft eingedenk, und räumte ihr Steine aus dem Wege. Wie andere Könige, besaß auch er Rebweiber und spielte mit ihnen ohne Heimlichthuerei; aber Blutfeuerstein war kein Spiel für ihn; ihr war er verfallen, die unsichtbaren, unzerreißbaren Fäden der Göttin Kochiquezal umknüpfen sie und ihn. Und das wollte er Perlmuschel nicht antun, daß sie von der Liebesnacht erführe, die er mit der unruhvoll Herbeigesehnten zu verbringen gedachte.

Das Gemach, wo er sie empfing, war sein Amorcilli, seine Bibliothek. Zwischen hohen Relieffpfeilern gähnten offene Wandchränke aus röthlichem Schlangenholz, angefüllt mit buntfarbigen Bilderhandschriften. Türlos, nur durch einen Korallenvorhang abgetrennt, schloß sich an der einen Schmalseite des Raumes eine Schlafkammer an, wo ein mit milchweißen, seidigen, aus Kaninchenhaaren gewebten Decken überhülltes Bett stand. Ellenhohe Harzkerzen flackerten in zweiarmligen Goldleuchtern. Aus Räuchergefäßen stiegen blaue Rauchfäden auf.

Die Diener, von welchen Blutfeuerstein hereingeführt wurde, hatten sich entfernt, der Jüngling und das Mädchen waren allein geblieben. Beklemmend senkte sich die Überlast des wonnestummen Augenblicks auf sie beide hernieder. Die Fäden der Göttin der Blumen hatten auch des Mädchens Herz umgarnt, seit sie von ihm der Opferschale des Smaragdnen Frosches entrisen worden war. Und weil

sie ihn liebte, zitterte sie für ihn und ergraupte vor dem Gewitter in der eigenen Brust . . .

Wortlos, kaum fähig sich aufrecht zu halten, lehnte sie an einem der Steinpfeiler, blickte ihn stehend und verloren an. Auch er stand angewurzelt da, wenige Schritt von ihr, schön wie einer der jungen Sterngötter. Erst jetzt kam ihr zum Bewußtsein, wie außerordentlich schön er war, und noch unbändiger mußte sie sich gegen die Lockung ihrer Sehnsucht wehren.

Der Durchzauber-Verführende überwand seine Scheu, trat an sie heran, faßte sie am Handgelenk. Doch ließ er ihr Handgelenk wieder los, als hätte er in Dornen gegriffen.

„Wie du bebst, Mädchen!“ flüsterte er. „Warum fürchtest du mich so?“

„Nopiltzine (o mein Herr), ich fürchte dich nicht . . .“

„Was ängstigt dich so, Mädchen?“

„Die Wunde deines Blickes, o mein Herr!“

„Mein Blick ward roud durch deine Schönheit, Kind!“

„Lösche die Harzkerzen aus, o mein Herr, damit ich dir grau und häßlich erscheine!“

Er lachte.

„Das Feuer deiner Lippen würde mit den Kerzen nicht verlöschen, Mädchen. Deine sengenden Augen würden noch blitzender strahlen. Die Nacht hellt ja auch die Sterne. Eine einzige Blüte der weißen Herzblume vermag alle Säle und Kammern eines großen Palastes zu durchduften. So durchscheint dein Jaspisgesicht meinen Lertan, wärst du auch nicht beschienen!“

Sie antwortete nichts. Deutlich hörte er das Hämmern ihres Blutes. Ihr Busen flatterte.

Da führte er sie zu einer Binsenmatte, auf welcher zwischen zwei niedrigen Schemeln allerhand Maiskuchen, Früchte und süße Kräutertränke bereitgestellt waren. Einander gegenüber hockten sie nieder. Sie aß schwarze Trauben, „Mütterchens Obst“ und Ananasscheiben, die er ihr reichte. Aber vom Honigwein und den Kräutertränken wollte sie nicht nippen. Er mußte sie überreden, sie zwingen. Nachdem sie getrunken hatte, schien sie weniger befangen.

„Weißt du, wer zuerst berauschende Getränke gebraut hat?“ fragte er sie.

Sie wußte es nicht. Da schlug er eine Bilderhandschrift auf und las ihr die Geschichte von der Bereitung des ersten Rauschtrankes vor.

Vor Jahrhunderten war es geschehen. Ein armer Löpfer hatte nach einem Sturm bemerkt, daß eine auf dem Dach seines Häuschens wachsende Agave-Pflanze von den Pfeilen des Windes verwundet worden war und blutete. Voll Mitleid riß er einen Zipfel seines Mantels ab, die Pflanzenwunde damit zu verbinden, und er fing in ein irdenes Gefäß, das er von der Löpferscheibe nahm, das rinnende weiße Blut der Agave auf. Darum beschloß Mayauel, die Göttin der Agavepflanze, ihn zu belohnen. Sie ließ den Saft im Gefäße gähren, trat aus der Pflanze heraus und forderte ihn auf, ihr Blut zu trinken. Und als er berauscht war, führte sie ihn durch die neun unteren Himmel: den roten Himmel; den gelben Himmel; den weißen Himmel; den rosigen Himmel; den grünen Himmel; den blau-

schwarzen Himmel; den Himmel der Mutter; den Himmel der glänzenden Greisin; den Steinhimmel. So beglückt kehrte er auf die Blumenerde zurück, daß er meinte sein Trank sei wert, vom König des Landes genossen zu werden. Doch wie sollte er, ein armer Handwerker, in den großen Palast gelangen! Er hatte eine wunderschöne Tochter, und ihr übergab er das Gefäß, daß sie es dem König bringe. Sobald die Torhüter die bettelhaft Bekleidete vor den silbernen Thron geleitet hatten und der König an ihrem Liebreiz Feuer fing, entließ er sein Gefolge und sprach allein mit ihr. „Was bringst du mir im Topf?“ fragte er sie. „Das höchste Glück dieser Blumenwelt!“ erwiderte sie. Da sagte der König: „Wenn du die Wahrheit sprichst, werde ich deinen Vater reich machen; wenn du aber logst, sollt ihr beide sterben!“ Und er schlürfte ein wenig vom Rauschtrank, fand ihn jedoch nicht so süß wie das Mädchen ihn gepriesen hatte, — denn Mayael führte ihn nicht sogleich durch den roten, den gelben, den weißen, den rosigen den grünen und den blauschwarzen Himmel. . . . „Du mußt sterben, schönes Mädchen,“ sagte er, „denn du gibst mir nicht, was du versprachst!“ — „Ich versprach dir Rausch, o edler König; doch du trankst zu wenig!“ Da schlürfte er das Gefäß aus, wurde trunken und sagte: „Nicht der Saft berauscht mich, sondern du! Versprochen hast du mir das höchste Glück der Blumenwelt — und das bist du!“ Und er befahl ihr, sich zu entkleiden. Als sie ihre Schulterdecke abnahm, als er ihre braunen jungen Brüste sah, rief er: „Deine Brüste lächeln! So süß lächelt nichts in der Blumenwelt! Laß mich mehr sehen!“ Nun ließ sie

auch ihr Hüfttuch zu Boden gleiten. Und als er Nabel und Hüfte und Schoß und die schlanken zartgeschweiften Schenkel gewahrte, wurde er von den Pulque-Götttern entführt, durch alle farbigen Himmel geführt, den Himmel der Mutter, den Himmel der glänzenden Greisin, den Steinhimmel bis hinauf in den letzten, den dreizehnten Himmel, wo Karminrote Falter und Schwirrvögel in den Gärten der Liebesgöttin Kochiquegal von Blumen trinkend flattern . . . Tags darauf ernannte der König den armen Löpfer zum Vorsteher des Hauses der Leppiche. Die Tochter des Löpfers aber zierte er mit dem blauen Stirnband.

Nachdem der Durch-Zauber-Versührende die Erzählung gelesen hatte, blickte er lange Zeit stumm verlegen vor sich hin. Auch Blutfeuersteins durch den Honigwein enthemmte zaghafte Zutraulichkeit zog sich verschüchtert ein. Wie ein listiger Kuppler hatte das Buch Scham und Sehnsucht angefaßt. Blutfeuerstein fühlte, daß sogar die Stummheit zur Kupplerin werden wollte; doch sie fand die Worte nicht, die sie hätten erlösen können.

Der Durch-Zauber-Versührende erhob sich und legte die Bilderhandschrift auf den Bord der Hirschhautpergamente. Als er zu seinem Schemel zurückkehren wollte, sah er, daß Blutfeuerstein sich gleichfalls erhoben hatte und zur Tür geschlichen war. Mit einem Sprung war er an ihrer Seite und hielt sie, wie man einen erhaschten Vogel hält.

„Bleibe, Mädchen! Ich lasse dich nicht! Mayauel, die Vierhundertbrüstige, hat unsere Schalen mit ihrem Feuertrank gefüllt! Trinke auch du die Schale aus — kränke die Göttin nicht!“

Und er hielt ihr die Schale an den Mund. Sie trank sie leer.

„Du bist der Rausch, du bist das höchste Glück dieser Blumenwelt! Entkleide dich!“ drängte er. Und er zog sie zur Schlafkammer hin, zum Bett mit den milchweißen Decken aus seidigem Kaninchenhaar.

Sie entriß sich seinen Händen, warf sich weinend neben dem Bette nieder.

„Rühre mich nicht an! Küsse mich nicht! Meine Küsse morden! . . .“

Sie schrie, sie verbarg laut aufschluchzend den Kopf in den Kissen.

„Warum liebst du mich nicht?“ stöhnte er.

„Weil ich dich liebe, will ich dich nicht verderben!“

„Ich fürchte deine Lippen nicht, mag ihr Lächeln zur Obsidianhöhle führen und zum Ort der schießenden Pfeile. . .!“

„Du weißt nicht, wer ich bin!“ kreischte sie. Und da er sie zu umschlingen suchte, entwand sie sich blißschnell und flüchtete aus dem halbdunklen Schlastraum zurück ins helle Licht der Kerzen.

Auf der Binsenmatte hockte sie nieder, das Gesicht mit ihren schmerzzerwühlten Haarsträhnen verhüllt. Laumelnd war er ihr gefolgt. Sie hieß ihn ihr gegenüber kauern: sie wolle ihm erzählen, wer sie sei.

Und sie zeigte ihm die Narben ihrer Seele. Edelbütig, als Kind geraubt, wurde sie auf dem Sklavenmarkt von der Blaubemalten gekauft. Ihrer Bierlichkeit wegen beschloß die Blaubemalte sie zu einem Giftmädchen zu machen — wie jenes war, durch welches König Kreideweiß umkam. Sie lehrte sie Bilder-lesen und Bilder-schreiben, Flötenspiel

und alle veruchyten Künste der Liebe. Und sie gewöhnte sie an Gifte, nährte sie mit Giften, bis alle Adern ihres Leibes, der Speichel ihres Mundes und selbst ihr Atem unheilbringend wurden. Damit begnügte sich die Blaubemalte nicht: sie bohrte ihr kleine Löcher in die Zähne und füllte sie aus mit dem tödlichsten aller Pfeilgifte, das langsam schmelzend erst nach Jahren seine Wirkung verliert. Zur Hure und zur Mörderin wurde sie erzogen, die sie ein Fürstenkind gewesen war . . .

Seine Augen füllten sich mit Tränen. Qualverzerrt war sein Gesicht. Er streckte die hagere rotgefärbte — an den Fingernägeln schneeweiß bemalte — Hand aus und strich ihr zart über das Haar.

„Du bist schuldlos, du arme dunkle Schmutzfeder! Und nun liebe ich dich noch mehr als zuvor!“

Sie zuckte zusammen, als schaudere ihr vor dem unberechenbaren Glück.

„Schicke mich zum Smaragdnen Frosch, o mein Herr! Mache ein Ende mit mir! . . .“

Er schüttelte wehmütig den Kopf.

„Ich kann nicht! . . . Ich kann dich nicht lassen, Blutfenstein! Muß ich auch auf deinen Mund und deinen Leib verzichten — auf deine Augen kann ich nicht verzichten! . . . Alle dreizehn Himmel sind in deinen schwarzen Augen und die Gärten der Göttin Kochiquezal, wo die karminroten Falter und Schwirrvögel an Lilien saugend flattern!“

Stumm erhob sie sich und ging hinter den Korallenvorhang in die Schlafkammer. Jählings riß sie sich einen silbernen Kamm aus dem Haar und stach sich beide Augen aus.

Er war angstbeklommen ihr gefolgt, obgleich er ihre Absicht nicht ahnen konnte. Noch ehe er das Schlafgemach erreichte, trat sie aus dem Korallenvorhang hervor.

Zwei rote Bäche rieselten über ihre Wangen.

Da brüllte er auf wie ein peerververlehter Puma.

„Ich befreie dich von meinen Augen, o mein Herr!“ sagte Blutfeuerstein. Und Seligkeit jubelte in ihrer Stimme.

Gleich darauf trat — angelockt durch das Gebrüll des Königs — Perlmuschel in das Gemach. Sie sah und begriff. Und sie verband die Augen des blinden Mädchens

13.

Nach Sonnenaufgang begab sich der Durch-Zauber-Versührende in das Tecutla toloya — den großen Gerichtssaal Tenuchtitlans — und erbat sich die Begleitung eines das Steinbeil, das Wahrzeichen der Gerechtigkeit, tragenden Richters und mehrerer seiner Kaktus-Adler (so wurden die Diener des Gerichtes, die Büttel, bezeichnet). Obgleich wenig Aussicht war, die Blaubemalte zu überrumpeln, sollte wenigstens der Versuch gemacht und ihr Haus durchsucht werden. Man fand sie — wie vorauszusehen war — in ihrem Hause nicht, wohl aber alles Gerät ihres schändlichen Gewerbes und auch sechshundert goldgrüne, anderthalb Ellen lange Quezalfedern, die ihr als Kaufpreis für Blutfeuerstein gezahlt worden waren.

Der Durch-Zauber-Versührende suchte sodann im Huei-Tecpan den Herabstoßenden Adler auf. Dieser, mit einem türkisenen Nasenpfeil und einer kegelförmigen goldenen Mitra geschmückt, stand neben Ohrring-Schlange auf dem

Altan des Palastturmes (von welchem aus Montezuma zum empörten Volke geredet hatte, als ihn sein, des Herabstoßenden Adlers, Steinwurf an der Schläfe traf); auch der Wurfspeer — der jüngst ernannte Weibliche Zwilling — und der Steinpfeiler — der Vorsteher des Hauses der Speere — waren den Turm emporgestiegen. Sie ließen ihre spähenden Augen über die goldglitzernde Lagune schweifen und berieten über eine soeben von Kundschaftern erstattete Meldung: daß nämlich elf von den Brigantinen noch im Hafen von Tezcuco zurückgehalten und mit Tafelwerk versehen würden, während zwei ausgelaufen seien, scheinbar in der Absicht sich im südlichen Teile des Schilfsees der kleinen Tempelinsel zu bemächtigen.

Die große Pyramide Huitzilopochtli ragte wie eine Wand vor dem Altan, Tezcuco und die jenseitige Küste fast ganz verdeckend, ließ aber die Fernsicht auf die südliche Lagune frei. Die angekündigten beiden Wasserhäuser tauchten jetzt am rötlichen Steinrande der vierten Schlangenbergterrasse blütenweiß in der flirrenden, tänzelnden Sonnenspiegelung der Azurflut auf, schneckenträge gleitend, durchsichtig, wie aus Dunst gewoben, durch die Entfernung verkleinert und verlangsam.

Der Weibliche Zwilling rief, tausend bemannte Boote daran zu wagen, die Wasserhäuser zu umringen und mit Brandfackeln zu bewerfen.

Blitz und Donner sei auf den Wasserhäusern, hielt ihm Guatemoc entgegen.

Auch wenn die Boote verloren gingen — fuhr der Wurfspeer fort — würde die Vertilgung der zwei Wasserhäuser das Opfer wert sein.

Der Steinsfeiler widersprach: Auch wenn es gelänge, würde es schädliche Folgen haben. Die Gelbgesichtigen würden aus ihrem Mißgeschick lernen, die übrigen elf Wasserhäuser unerreichbar zu machen. Einem Laufendfuß zwei Brustringe abzuschneiden, sei zwecklos. Darum rate er, abzuwarten, bis alle dreizehn Wasserhäuser sich dem Angriff böten. Zum Angriff aber müsse man einen windstillen Tag wählen, wenn die großen weißen Tücher schlapp herabhängen; dann würden die Angegriffenen sein wie Möven mit gebrochenen Flügeln, unfähig auszuweichen oder zu fliehen.

Dhrring-Schlange und der Durch-Zauber-Verführende stimmten ihm zu. Duster sagte der Herbststoßende Adler:

„Nichtkämpfen ist schwerer als kämpfen!“

„O mein Bruder,“ lächelte Dhrring-Schlange, „sind deine Sendlinge nicht unterwegs nach Guatemala, Yucatan, Matlaginco und Michuacan? Nichtkämpfen ist besser als kämpfen, solange der Sieg versagt ist. Kommt aber der Tag der Freundeshilfe und der Tag der Windstille, so werden wir den Altar der perlengekleideten Göttin mit rotem Edelsteinwasser begießen, auf daß sie mit ihren Gespielinnen, den Seejungfrauen, die Gelbhaarigen in eine Wolke dichter Sprühnebel hüllt!“

Der Herbststoßende Adler nickte. Und er wies den Steinsfeiler an, die mexikanische Einbaum-Flotte bereitzuhalten. Er wolle, so schwer es auch sei, einstweilen untätig zusehen und nur dann in einen Kampf sich einlassen, falls die Wasserhäuser sich Tenuchtitlan auf Schußweite nähern sollten.

Der Steinpfeiler und der Wurffpieß stiegen die Turmtreppe hinab, Anordnungen zu treffen und durch ihre Gegenwart die Kampflust der Unterfeldherren zu zügeln. Kaum hatten sie sich entfernt, als Dhrring-Schlange über rascht nach Norden zeigte. Aus Tlatelolco, dem nördlichen Stadtviertel Tenuchtitlans, schwärmte eben eine Flotte von einigen hundert Einbäumen aus. Sie verschwand hinter den Steinmassen des Schlangenberges. Es war klar, daß die jungen Krieger Tlatelolcos ohne die Befehle des Oberfeldherrn abzuwarten, eigenmächtig die Brigantinen überfallen wollten.

Wütend stampfte der Herabstoßende Adler auf den Boden des Altans, so daß die Goldschellen an seinen Wadenringen schrill, gleichsam rieselnd, erklimten.

„Tlatelolco will es wieder Tenuchtitlan zubortun! O die Affen!“ knirschte er.

Sogleich erbot sich Dhrring-Schlange, hinabzueilen und durch Schnellruderer — wenn noch möglich — die Tlatelolcos von der unsinnigen Tat zurückzuhalten.

14.

Alleingeblichen auf dem Turm waren die Könige von Mexico und Tlacopan. Die fernem dunstsilbernen Brigantinen — von ihren Falkenblicken immerwährend verfolgt — schienen sich nur wenig südwärts fortbewegt zu haben. Die kleine Flotte aus Tlatelolco war durch den riesigen Stufentempel verdeckt; und ehe sie wieder sichtbar werden konnte, mochte noch viel Zeit vergehen.

Die beiden jungen Könige plauderten. Der Durch-Zauber-Verführende brachte jetzt vor, was die erregenden Ereignisse dieses Morgens ihn bisher gehindert hatten, dem Freunde mitzuteilen. Kaum aber hatte er den Namen Blutfeuerstein genannt, als der Herabstoßende Adler ihn mit ernster Miene unterbrach:

„O mein Bruder! Als der Zornige Herr gefangen war, fuhrst du mit Sängern und Langhausbewohnerinnen auf schwimmenden Gärten! Wir andern zittern heute für das Leben der Königin aller Städte — du aber denkst an Liebesnächte und opferst der Göttin der Blumen wie ein erglühter Knabe! Wann wirst du ein Mann werden? Wann wirst du dich sehnen nach den Schildblumen und den Pfeilblumen, wann wirst du dich am Trinkschalenlied der Schlachten berauschen?“

Ungetränkt, unverwundbar in seinem heiteren Gegengefühl, erwiderte der Durch-Zauber-Verführende:

„O mein Bruder! Der Mond wird mählich rund; eine Sternschnuppe aber rundet sich im Augenblicke ihres Falles. Du gleichst dem Monde — ich gleiche der Sternschnuppe: ich werde ein Lapfeter sein, wenn ich fallen muß. Soll ich heulen wie ein Schakal, weil ich fallen muß? Uns alle umflattert der Fledermausgott, wir alle müssen einst den Messerberg ersteigen und durch die zusammenschlagenden Felsen hindurchgehen! . . .“

Und unbeirrt fuhr er in seinem Bericht fort. Denn was er zu sagen hatte, ging den Thron Mexicos an: ein Drachennest war aufgedeckt: bodenloser Haß lag zu Tage; sichtbar doch ungreifbar. Noch kannte man die Hasser nicht.

Eine verschleierte Edelfrau und ein mit einer Lanzmaske verummter Mann hatten im Hause der Blaubemalten Blutfeuerstein für den Preis von sechshundert Quecksilbererstanden, gewillt am Herrn der Welt das gleiche Verbrechen zu begehen, wie es schon einmal, vor Jahrzehnten, an König Kreideweiß begangen worden war. Die Giftmischerin entkam dem Richter mit dem Steinbeil und den Kaktus-Ädler — sonst hätten Feuerzangen ihr die geheimnisvollen Namen entrißen. Blutfeuerstein war außerstande, die beiden Mörder zu nennen oder zu beschreiben: ihre Gesichter hatte sie nicht erblickt. Sie am Gang, an der Körperhaltung, an den Gebärden zu erkennen, war ihr, nachdem sie sich geblendet hatte, versagt. Bloß ein Erkennungsmittel war ihr geblieben: die Stimmen der Verbrecher. Hatte doch der Mensch mit der Lanzmaske — obgleich seit der Nacht des Sklavenauszuges die Wohnung der Giftmischerin von ihm nicht wieder betreten worden war — mehrmals leßthin heimliche Zusammenkünfte im Hause der Fledermäuse gehabt: seine Sprechweise war Blutfeuerstein vertraut, die von ihrer Kammer aus zwar nicht die Worte, deutlich aber die Stimmen der auf der Leichenstätte Sprechenden unterscheiden konnte . . .

„Sie werden dort wieder zusammenkommen!“ sagte der Herabstoßende Adler. „Gespenster und Mörder kehren immer wieder!“

„Wir werden weiter forschen. Die Blinde wird uns sehen helfen. Wenn erst ihre blutenden Augen vernarben . . .“

Der Durch-Zauber-Verführer verstummte. Denn Dhring-Schlange war den Turm wieder emporgestiegen und

meldete erregt, daß die Einbäume von Tlatelolco einen zu großen Vorsprung hatten und nicht mehr zurückgerufen werden konnten.

Und eben jetzt wurde die kleine Bootflotte rechts vom Schlangenberg in bläulicher Ferne, dicht bei den Brigantinen, sichtbar. Das Getöse eines Kanonenschusses rollte über die Seefläche. Dann Schuß auf Schuß. Die Schiffe entschwandten im Pulverdampf. Der Wind wälzte die dicke Rauchwolke über die Einbäume. Als der Rauch sich verzogen hatte, war Tlatelolcos Flotte vom See verschlungen. Wie Pflüge in Erdschollen waren die beiden Schiffe in die enggedrängten Boote hineingefahren: das Werk der Feuerwaffen vollendeten die Schiffsschnäbel. Siegesstolz segelten die Brigantinen nordwärts nach Texcoco.

15.

Erst tags zuvor war der große Bußgang des erschreckten Volkes durch die Gassen und über die Kanalbrücken heulend gerast. Die Erregung hatte sich zur Selbstpeinigung gesteigert: Lannenzweige durchnäßt von Rasteiungsblut lagen haushoch geschichtet vor Texcatlipocas Dornen-Heiligtum. Die Erregung war im künstlich entfachten Volkswahnsinn ausgebrannt, schwelte aber noch in den Gemütern und verwandelte sich jäh in Wut, als bekannt wurde, daß die erste Seeschlacht in Folge des Ungehorsams der jungen Krieger Tlatelolcos verloren wurde.

Tlatelolco — einst die Schwesterstadt Tenochtitlans — hatte ein eigenes Heer. Seitdem unter der Regierung des Königs Molch Kaufleute aus Tlatelolco, an die pazifische

Küste bis nach Tehuantepec vordringend (wo sie mexikanische Webereien gegen Türkisvögel eintauschten), sich zur Wehr setzen mußten und nach mehrjährigem Kampfe die Provinz Uyoctlan dem Drei-Städte-Bund einverleibten, war ihnen das Privileg erteilt worden, Waffen zu führen (obzwar sie der Kriegerkaste nicht angehörten), aus ihren Reihen eine Mannschaft aufzustellen und sogar ein Tanzhaus für ihre jungen Krieger zu erbauen.

Gemeinsam hatten in fagenumwobener Vorzeit die Tlatelolcas und die Tenuchcas auf zwei sandigen Laguneninseln Tlatelolco und Tenuchtitlan gegründet, und eine nie abreißende Kette von Neid und Mißgunst knüpfte sie von Unbeginn aneinander. Bereits früher noch, bei der Wanderung aus dem Reiherlande Aztlan, waren von den Stämmen der Aztlaneken (— oder der Azteken, der Reihermenschen) unter einem geknickten Baume zwei Kästchen gefunden worden, die sie öffneten: in dem einen lag ein Smaragd, und alsbald begannen sechs Stämme Streit um ihn; — in dem andern lagen zwei Stäbe zum Feuerreiben, und nur der Stamm der Tenuchcas legte Wert auf deren Besitz. Entzweit, in zwei Haufen geteilt, setzten sie ihre Wanderung fort. Die Besitzer der Feuerstäbe wurden die Gründer Mexico-Tenuchtitlans; die Erbauer Tlatelolcos aber besaßen den Smaragd und nannten sich die Adligen.

Sie fühlten sich als die Adligen, auch nachdem Tenuchtitlans Adelschaft die Welt beherrschte; ihr emsig durch Handel erworbener Wohlstand — dessen Symbol der Smaragd im Kästchen war — wurde durch Tenuchtitlans räuberhaft errafften Reichtum in den Schatten gestellt; sie

dünkten sich mehr zu sein als die Tenuchcas und waren ihnen untertan. Im einstigen Königspalast des Dornenreichen Baumes, des letzten Königs von Tlatelolco, — den sein Schwager, der grausame König Wassergesicht auf dem Marktplatz besiegt und auf der obersten Terrasse der rosenroten Pyramide Tlatelolcos überwältigt hatte — verbrachte bis zur Nacht der Schrecken Prinzessin Papan, Montezumas geistesranke Schwester, ihre lichtlosen Tage. Die Residenz hochgemuter Könige war nur noch ein Stadtteil Tenuchtitlans.

16.

Der Unmut der Mexikaner wegen der verlorenen Seeschlacht richtete sich besonders gegen die begüterten Händler. Drohworte wurden laut. Es stand zu befürchten, daß die erbitterte Menge in die palastähnlichen Häuser der Kaufmannschaft Tlatelolcos eindringen werde. Dazu kam es indes nicht. Die Rache gier wurde in andere Bahnen geleitet durch den Einfluß, den ein Mann namens Tlotli, „der Sperber“, über das Volk gewann.

Er gehörte zur Händlergilde Tlatelolcos, war jedoch ein Mexikaner und bewohnte in Tenuchtitlan einen Prachtpalast. Von niederer Herkunft war er, ein Emporkömmling: seine Wiege hatte in der Gasse der Federarbeiterinnen gestanden; sein Vater war deren Nachbar, der alte Obsidianmesser-Arbeiter, bei welchem einst Dhring-Schlange — nach der Fahrt auf dem schwimmenden Garten und der Verletzung des Edlen Traurigen — Zuflucht vor Montezumas Groll gefunden hatte. Aus tiefster Armut hatte sich der Sohn

des Arbeiters zu Wohlstand und Ansehen emporgearbeitet, seine Handelskarawanen zogen über alle Grenzen Anahuacs.

Die Armen verehrten ihn, weil er wohlthätig war, die Reichen, weil er reich war. Das Volk hörte auf ihn, weil er aus dem Volke stammte und die Sprache des schlichten Mannes sprach. Den Mexikanern galt er als einer der ihren und ebenso den Bewohnern Tlatelolcos.

Wenn einer, so war er befähigt, vermittelnd Brudergewiß zu verhüten.

Doch er frankte an Ehrgeiz. Hochgestellte Priester besuchten ihn; — er war, wie alle Kaufleute, überaus fromm, und freigebiger noch als seine Standesgenossen beschenkte er die Teocalli. Geschmeichelt durch das Vertrauen des Klerus, hielt er sich für berufen, die Zwecke und Ziele der opferheischenden Götter und ihrer schwarzgeschminkten Dienerschaft zu verfechten. So wurde er zum Gegner des Königshauses und des Adels, weil neuerdings zwischen dem Huei-Tecpan und dem Schlangenberg wenig Gleichklang herrschte.

Er brachte die Meinung unter das Volk, daß die jüngste Niederlage eine Strafe der himmlischen Richter sei. Erzürnt seien sie über den Troß der Königin Perlmuschel und über den Beistand, den ihr die Könige des Drei-Städte-Bundes gewährten. Das Verschulden der Kaufmannschaft sei gering, das Verschulden des Königtums übergroß. Der Herabstoßende Adler gefährde Tenuchtitlan, indem er den Widerstand gegen die Befehle des Mexikaner-Priesterchens dulde und auf der Tötung des weißen Kindes nicht bestünde.

Eine Zeit unerhörter Seelenmarter brach für Perlmuschel an. Floh sie vor racheglühenden Blicken, so begegnete sie bestenfalls eiskalten Blicken. Wohl war ihr nur, wenn sie des armen blinden Mädchens Augenwunden mit Balsam kühlte und verband, als wäre es ihr eigenes zerfleischtes Herz; — die toten Augen konnten sie nicht mehr verwunden, nachdem sie ihr den letzten Halt geraubt hatten: die schirmende Liebe des Durch-Zauber-Verführenden.

Die Flüche des Volkes flatterten wie Geier über die Mauerzinnen des Palastes, krochen wie Nattern und Skorpione durch alle Lürrißen zu ihr, ob sie webte, badete, aß oder Ruhe auf ihren tränendurchnäßten Rissen suchte. Ruhe fand sie nirgendwo und nirgendwann, umzingelt vom anstürmenden Haß. Ihr Gatte war nach wie vor freundlich — er war es stets gewesen — und schützte sie, soweit es in seiner Macht stand, vor öffentlicher Beschimpfung; doch seine mitleidvolle Höflichkeit verletzte; seine Liebe gehörte Blutfeuerstein.

Da wurde Perlmuschel inne, daß niemand außer ihrer Mutter, der Herrin von Lula, ihre Leiden mindern konnte. Die Nachstellungen hatten begonnen, als nach der Geburt des weißen Kindes die Herrin von Lula sich an das Mexikaner-Priesterchen wandte, durch sein und des Hohen Rates Gebot den Kindesmord zu erzwingen. Die Aufhebung des Volkes war bloß eine Folge jenes ersten Schrittes ihrer Mutter. Hatte ihre Mutter soviel Einfluß, sie mit dem Fluch Mexicos zu behaften, so hatte sie gewiß auch Einfluß genug, sie vom Fluch zu befreien.

In ihrer Verzweiflung beschloß Perlmuschel, eine Annäherung zu suchen. Sie schickte eine ihrer Dienstdamen in den Tecpan des Königs Dyrting-Schlange mit dem Auftrag, bei der Herrin von Lula anzufragen, ob ihr Besuch genehm sei.

Die Herrin von Lula ließ zurückmelden: man werde die Königin von Tlacopan nicht abweisen, falls sie zur Zeit der niederstehenden Kolibris sich einfinde.

18.

Als tags darauf gegen Mittag Perlmuschel sich in den zierlichen, vom Herrn des Fastens erbauten Tecpan tragen ließ, wurde sie von den Torhütern in einen der Prunksäle geleitet. Die Herrin von Lula ging ihr bis an die Saaltür entgegen, steinbehängt und steinern; doch hieß sie sie willkommen und nahm den schüchtern dargereichten Muskatosenstrauß entgegen. Das steife Ceremoniell der Begrüßung verhinderte Perlmuschel, sich vor ihrer Mutter zu Boden zu werfen, ihr die Füße zu küssen, weinend um Ausöhnung zu flehen: die rührenden Worte, die zu sagen sie beabsichtigt hatte, blieben unausgesprochen. Verbeugung folgte auf Verbeugung, feierliche Fragen wurden feierlich beantwortet, mit der rechten Hand wurde der Marmorboden und dann die Herzgrube berührt. Schließlich setzten sich die beiden Königinnen auf Jaguarfell-Sessel einander gegenüber. Dienerinnen brachten Trinkschalen.

Vor Jahren — als Mutter und Tochter noch einträchtig zusammen lebten, der ersehnten Rache für den roten Blütenbaum von Yuquane lebten und, argwöhnisch bewacht wie

Geißeln, zusammen litten — hatten sie nach dem Verschwinden ihres für ermordet gehaltenen Sohnes und Bruders Dhring-Schlange sich hinreißen lassen, die Gattin Montezumas, Königin Ucatlan, zu kränken, indem sie ihr, die zu Besuch gekommen war, die übliche Schale Kakaoaft nicht reichen ließen. Auf eine ähnliche Kränkung war Perlmuschel gefaßt gewesen; daher war es ihr eine hoffnungweckende Überraschung, daß die Sklavinnen ihr Kakao vorsetzten.

Doch wenn ihr auch der Kakao nicht vorenthalten ward und ihr nicht mehr wie jüngst die Worte entgegenschallten: „Sei im Staub deiner Sünden begraben, Tochter!“ oder „Nähre dich von Unrat, Tochter, — du dienst ja der Göttin des Unrats, dem Frosch mit dem blutigen Maul! Auch du bist eine Rotfresserin, eine Sünderin . . .!“ — wenn statt dessen ihr wie einer Königin begegnet wurde, so war es doch irrig, das versteinte Herz demnach für erweicht zu wännen. Die für den Fang von Raubtieren aufgestellten Fallen pflgte man mit Buschwerk, Gräsern und Waldorchideen zuzudecken. Ein solch unschuldvolles Aussehen hatte der Empfang: die Höflichkeit verdeckte eine Raubtierfalle.

Daß, nach dem Galgentod des kleinen Königs Menschen-Puma, Perlmuschel in einem öffentlichen Schwitzbad gewohnt und sich — um Rächer zu werben — preisgegeben hatte, mochte ihr zwar vergessen und verziehen sein: ihr Kriegsdienst als Adlermädchen, ihr tollmütiges Fechten in der Nacht der Schrecken und bei der Verfolgung des fliehenden Christenheeres hatte jene Schmach getilgt. Daß sie jedoch La Azteca gewesen, bei der Geringfügigkeit von

Xochimilco des Erzfeindes Cortes Geliebte geworden war und ihm ein Kind geboren hatte, — das verwinden konnte die Herrin von Lula nicht.

Flammende Heimatsliebe hatte die Herrin von Lula zur Hasserin gemacht. Mit gleicher Blut wie jetzt der Grüne Stein war einst Montezuma nach dem Federball-Spiel um die drei Truthähne von ihr gefaßt worden. Weil sie Tezcuco liebte, hatte sie sich nach dem Tode ihres Gemahls, des Herrn des Fastens, für den jüngsten ihrer drei Söhne, für die Schwarze Blume erklärt. Weil sie Tezcuco liebte, hatte sie sich dann von der Schwarzen Blume losgesagt. Eine neue Zeit war angebrochen, alter Zwist hatte sich selbst überlebt. Für die drei Truthähne und den Blütenbaum des Königs Grasstrieß war Montezuma vom Himmel gezüchtigt und nicht minder grausam war sein Leichnam vom Totengericht gestraft worden. Darum hatte sie keinen Grund mehr, Mexico zu hassen, manche Gründe aber, Mexico zu lieben. Starb Tenuchtitlan, so starb auch Tezcuco. Die Vorherrschaft im Drei-Städte-Bund war belanglos geworden — davon konnte erst nach der Vertreibung der Belagerer wieder die Rede sein; und wenn ihr heimlich gehegter Wunsch in Erfüllung ging, die junge Königin-Witwe von Tezcuco, die Montezuma-Tochter Silber-Reiher, mit Dhrring-Schlange zu verehelichen, so würde, hoffte sie, Tezcuco mächtiger dastehen als vor dem Kriege.

Freilich erst mußte dem Anprall der Feinde Widerstand geleistet werden. Die Herrin von Lula war die Seele des Widerstandes, war Mutter der Könige und Mutter des Volkes, die große Hasserin, die Aufspeitscherin der Lauen.

Mit einer Göttin verglichen sie die Mexikaner, so hehr erschien ihnen ihr Gang, ihre hoheitsvolle Haltung. In ihrer Jugend war sie überaus schön gewesen; und auch jetzt, von silbrigen Strähnen umflattert, war ihr gefurchtes Matronenantliß eigenartig finster, streng und edel.

19.

Als die Schale Kakao geleert war, brachte Perlmuschel ihr Anliegen vor. In Tränen ausbrechend schilderte sie ihre verzweifelte Lage, ihre Verlassenheit, ihr bejammernswürdiges Dasein. Des Durch-Zauber-Verführenden Liebe habe das blinde Mädchen ihr genommen; auch reiche seine Macht nur aus, geballte Fäuste — nicht aber wuterfüllte Blicke — abzuwehren. Die Bevölkerung, aufgebracht gegen sie durch die Opferer und durch Uótlí, den Sperber, mache sie für die verlorene Seeschlacht verantwortlich. In der Obsidianhölle Mictlan Tecutlis sei das Leben erträglicher als in ihrem schönen Palaste. Sie werde hinabsteigen müssen, wenn ihre Mutter ihr nicht helfe und ihre Verfolger beschwichtige.

Die Herrin von Lula blieb hart und unnahbar.

„O meine Tochter, du meine Schmuckfeder und Edelsteinkette, dir helfen und deine Verfolger beschwichtigen kannst nur du selbst! Das weiße Kind lebt ja noch!“

„Mein Kind ist tot!“ murmelte Perlmuschel. Sie log aus Verlegenheit und ohne Überzeugung, ohne Glauben an die Macht ihrer Lüge; — sonst hätte sie es laut hinausgeschrien, daß ihr Kind tot sei.

„O meine Tochter, du zeigtest dem Rat der Alten den Kopf deines Kindes nicht vor!“

„Mein Kind wurde zur Perleschlange!“ raunte Perlmuschel matt. Einst hatte sie ausgesagt, ihr Kind sei von ihr auf den Schilfsee hinausgerudert und in den Pantitlan-Strudel geworfen worden. Die dort hinausgeruderten Regenkinder wurden vom alten Priester des Wassertempels, der ihnen nachts bis zum Frührot Märchen erzählte, als Excoame — d. h. Perleschlangen — angeredet. Darauf spielte Perlmuschel an.

„O meine Tochter, wer warf das weiße Kind in den Strudel?“

Perlmuschel gab keine Antwort. Sie schwieg trotzig und zermürbt. Eine müde Handbewegung machte sie, als lohne es nicht, davon zu reden. Wozu auch! Der Hohe Rat hatte ihr damals nicht geglaubt, als sie die Bootfahrt beschrieb. Die Mutter zu täuschen, würde erst recht vergebens sein.

„O meine Tochter, auch schweigend lügst du! Dein Kind ist noch am Leben! Wo ist dein Kind?“

„Ich weiß es nicht!“ schrie Perlmuschel gequält auf.

Sie wußte es tatsächlich nicht, sie wußte nicht, ob das Kind lebte oder tot war. Als sie im Wochenbett gelegen hatte, war es ihr genommen worden und sie hatte es nie wiedergesehen. Ihr Bruder Dhring-Schlange hatte sich bereit erklärt, durch seine Schlafbuhle Isabel de Djeda das Kind bei Federarbeiterinnen unterzubringen. Ob das geschehen und was hernach geschehen — Perlmuschel wurde geflißentlich darüber in Unkenntnis gelassen. Ihr Gemahl,

der König von Tlacopan, verbot ihr, die Gasse der Federarbeiterinnen zu suchen. Fragen nach dem Befinden des Kindes wurden überhört; und als sie einmal auf Beantwortung drang, erhielt sie zur Antwort: die Freunde des Roten Jaguars seien gewiß alle nach dem Feuerbaum des Südens gezogen . . .

Im starren Gesicht der Herrin von Tula zuckte es wie Triumph.

„O meine Tochter, da du es nicht weißt, will ich den rufen, der es weiß!“

Sie schlug auf eine silberumrandete Schildkrötenschale. Ein Menschenbeobachter — einer ihrer Spione — trat aus einem Seitengemach in den Saal. Die Arme über die Brust gekreuzt, verbeugte er sich. Sie befahl ihm, zu sagen, was er gesehen hatte.

Er hatte gesehen, wie Isabel de Djeda mit dem Säugling auf dem Arm aus dem Tecpan des Königs von Tlacopan trat. Trotzdem sie verschleiert ging, hatte er erkennen können, welch eine Bürde sie trug. Unbemerkt war er ihr und dem sie begleitenden stummgeborenen Sklaven gefolgt. Er beschrieb den Weg, den sie wählten, er beschrieb das niedrige Häuschen, in welches sie eintrat: es war von einer Federarbeiterin und ihren beiden Töchtern bewohnt...

Die Herrin von Tula nickte und entließ den Menschenbeobachter.

Zusammengeschrumpft saß Perlmuschel da, stierte vor sich auf ihre juwelenbedeckten Sandalen. Plötzlich warf sie den Kopf zurück und versengte ihre Mutter schier mit der Flamme ihres Blickes.

„O meine Mutter, ich danke dir! Durch dich erfuhr ich, wo mein Kind weilt! Nun aber will ich es sehen, es an meine Brust drücken!“

„Und an deiner Brust es erwürgen?“ fragte die Herrin von Lula eisig. „Bist du endlich bereit es zu töten, wie es deine Pflicht ist?“

Perlmuschel war emporgeschneilt.

„Meine Pflicht ist es, vor euch Mördern es zu schützen!“ schrie sie.

Schäumend vor Wut erhob sich nun auch die Herrin von Lula.

„Schütze dich selbst, wenn du kannst! Ich werde dich nicht schützen, obgleich du mein Kind bist, du Verderben Mexicos!“

Perlmuschel lachte gell auf und brach sofort in wildes Schluchzen aus. Sie schrie heiser.

„Ich bin nicht das Verderben Mexicos! Du lügst! Du lügst! Du lügst! . . .“

20.

Das greise, hagere Mexikaner-Priesterchen stand seit einer Weile in der offenen Saaltür. Jetzt schritt er auf die zankenden Königinnen zu. Perlmuschel schreckte zusammen, erwachte gleichsam, faßte sich. Sie und ihre Mutter küßten ihm ehrfürchtig die Hände.

(Das könne nicht Zufall sein — argwöhnte Perlmuschel — daß der Grausige jetzt gerade hinzugekommen sei. Auf den Wegen ihrer Mutter pfl egten Überraschungen zu lauern, doch immer vorbedachte. Auch ihm habe wohl die Schildkrötenschale ein Zeichen gegeben . . .)

Der Hohepriester hatte den Zank der Königinnen mitangehört, daher bedurfte es keines Ausfragens und Erläuterns.

„Laßt uns zu unserem mächtigen Gott Huizilopochtli gehen!“ forderte er die Königinnen auf.

Sichtbar zuckte Perlmuschel zusammen.

„O mein Oheim und Vater,“ sagte die Herrin von Tula, „das Lebensblut des heiligen Baumes fließt in deinen Adern! Darum entscheide du unsern Streit! Ich nannte sie Mexicos Verderberin; — sie aber leugnet . . .“

„Laßt uns zu unserem mächtigen Gott Huizilopochtli gehen!“ wiederholte der Hohepriester. „Die Stimme des Gottes sprach aus dem heiligen Nopal-Baum: ‚Kein weißes Wesen darf hinfort in meiner Stadt geduldet werden: kein weißes Kaninchen, keine weiße Laube, kein weißer Schmetterling, kein weißer Mensch!‘ Laßt uns noch einmal fragen — vielleicht wird Huizilopochtli Erbarmen haben!“

Schneidend war der Hohn —: der Kolibri-Gott hatte ja noch nie ein Erbarmen gezeigt . . . Doch wie gelähmt war Perlmuschel und brachte die Kraft nicht auf, sich der Anordnung des höchsten Priesters zu widersetzen.

21.

Als sie zu dritt die Säle durchschritten, gefellten sich ihnen die dort wartenden Begleiter des Mexikaner-Priesters — der „Herr des schwarzen Hauses“, der „Blutvergießer“ und der „Sich in Blut Kleidende“ — zu. Vor dem Hauptportal nahmen sie in sechs an den Stufen des Palastunterbaues bereitstehenden Sänften Platz und ließen

sich bis zum Adlertor an der Südmauer des Schlangenbergtempels fragen.

Unterpriester in tiefschwarze Messgewänder gehüllt und karminrot an den Schläfen geschminkt, Brennholzschlepper, Kerzenbündelträger, Räucherer, Feuerbohrer und Flurfeger sammelten sich neugierig an, als die beiden Königinnen den Tempelbezirk betraten. Trommelschläger und Trompeter erhoben einen ohrenbetäubenden Lärm. Die Tempelfänger, geleitet vom Vorsänger, sangen in rauhem Bass uralte, ihnen selbst kaum mehr verständliche Kultlieder von der Geburt des jungen Kriegers Huihilopochtli.

Der Hohepriester hieß sämtliche Tempelbewohner zurückbleiben und führte die beiden Frauen durch das Gelände, vorbei an den zwei Ballspielhäusern des Gottes, an Gärten und Fontänen, an der Schädelstätte, an jaspisumrandeten Badeteichen, an Kastenhäuschen, an Lanzhöfen und am Gefängnis der fremdländischen Götter. Sie mußten die Basis der großen Stufenpyramide umschreiten, da sich die auf einem kleinen Felsen erbaute Drakel-Kapelle dahinter befand — wie ebenfalls die heilige Quelle, aus welcher einst die wunder schönen salzweißen Frösche gestiegen waren . . .

An der Tür der Kapelle erwartete sie der ausgemergelte, hohlblickende Drakelpriester. Er legte, als sie eingetreten waren, seine Gewänder ab, beschmierte seinen nackten Oberkörper mit Giftsalben und setzte sich auf einen niedrigen Ast des heiligen Kaktusbaumes, so daß ihm das Blut von den Waden und Schenkeln herabtroff. Doch dem auf der obersten Abzweigung des Nopalbaumes horstenden, mit einer Goldkette gefesselten Adler reichte er keine Nahrung hin.

Ein Säugling aber mußte die Speise des Adlers sein, und das Drakel fiel günstig oder ungünstig aus, je nachdem ob der Adler das lebende Menschenfleisch fraß oder es zurückwies.

Das Mexikaner-Priesterchen rief zur Kapellentür hinaus:
„Bringt das Futter des Adlers!“

Und gleich darauf schritt die Tochter der Federarbeiterin, die Schwester der Schwindsüchtigen, über die Schwelle. Auf dem Arm trug sie das weiße Kind, dessen Amme sie war.

22.

Wachsend wimmerte Perlmuschel. Immerwährend schlug sie sich selbst mit der rechten Hand auf den offenen, stöhnenden Mund — wie alle Azteken taten, wenn das Grauen sie packte.

„Ihr sollt mein Kind nicht töten!“ heulte sie wie ein tollwütiger Präriewolf.

„O edle Königin,“ sagte der Hohepriester, „du selbst wirfst dem Adler dein Kind zum Fraß hinreichen! Nicht anders kannst du den furchtbaren Gott versöhnen und die Gefahr abwenden von der Stadt der Paläste!“

Perlmuschel entriß der Amme das Kind und preßte es an ihre Brust.

„Ich will nicht! Ich tue es nicht!“ knirschte sie wild.

„O meine Tochter,“ sagte die Herrin von Tula, „wähle! Du überlege wohl, was du wählst! Meinen Segen und Mexicos Segen — oder meinen Fluch und Mexicos Fluch!“

„Ich wähle euren Fluch! Ich gebe mein Kind nicht her!“ schrie Perlmuschel.

„So sei verflucht und stirb auch du!“ rief die Herrin von Tula. „Die Opferer stehen draußen bereit!“

Und sie öffnete die Kapellentür. Eine schwarze Schar von Opferpriestern hatte sich um die Kapelle versammelt.

Wild um sich blickend lachte Perlmuschel ein irres Lachen.

„Besser wird mir bei jenen sein als bei euch!“

Mit dem Kinde auf den Armen eilte sie hinaus. Die Tochter der Federarbeiterin folgte ihr.

23.

Aber Perlmuschel wurde von den Opferern nicht gefangen. Ihr Bruder Dhrring-Schlange und ein Trupp Schildträger kamen ihr entgegen. Scheu wichen die Opferer auseinander.

Dhrring-Schlange hatte in seinen Palast heimkehrend von Dienern erfahren, daß seine Mutter und Schwester mit den höchsten Priestern Tenuchtitlans zum Tempel Huizilopochtliis getragen worden seien. Er hatte sofort den Verdacht geschöpft, eine Vergewaltigung sei beabsichtigt. Im letzten Augenblick rettete er Perlmuschel vor dem Opfermesser.

Er leitete sie, die Drohungen der Priesterschaft mißachtend, aus der Schlangenmauer hinaus und brachte sie in den Tecpan des Durch-Zauber-Verführenden.

Um diesen und Guatemoc zu benachrichtigen, eilte er in den Huei-Tecpan. Dort herrschte freudige Erregung. Der Vorsteher der Kundschafter hatte eben die Mitteilung gemacht, daß das Feindesheer in Tezcuco durch Zwietracht geschwächt sei. Ein Teil der Tlascaltteken sei nach Tlascala

entwichen. Auch unter den Gelbhaarigen sei Zwietracht entbrannt.

Um ein kleines tönernes Standbild hatten sich die Türkisgebürtigen versammelt und sie rissen Wachteln und grünen Papageien, welche von Haus-Erleuchtern ihnen gereicht wurden, die Köpfe ab. Dankbaren Herzens begossen sie das Tonbildnis der Teteo-Innan, der Göttin der Zwietracht.

Und dann berieten sie, wie sie den großen Wasserhäusern eine Falle legen könnten.

24.

Die Mißhelligkeiten im Christenheer hatten weit zurückliegende Ursachen. In der Nacht der Schrecken waren alle Feuerwaffen abhanden gekommen; und als Pulver, Musketen, Geschütze, Harnische und Hellebarden von dem aus Haïti angelangten Händler Felipe Monjaraz angeboten wurden, war Cortes in die Zwangslage versetzt worden, seinen Soldaten das aus Mexico gerettete Gold und die am Kolibri-Wasser erbeuteten Sklavinnen abnehmen zu müssen. Die Abstempelung der Sklavinnen hatte selbst seine treuesten Anhänger in Wut versetzt und erst recht seine Gegner. Damals war die Geburtsstunde der Verschwörung des Antonio de Villafañã gewesen. Dieser und seine Spießgesellen hatten sich gegenseitig verpflichtet, sämtliche Offiziere umzubringen und den Oberrechnungsführer Don Juliano de Alderete, den Freund des Bischofs von Burgos, nach Cortes' Tode zum General-Kapitän auszurufen.

Aber Villafañã nahm sich Zeit. Außer dem Steuermann Cárdenas, Pedro de Palma, Gonzalo Mejía Kapapelo,

Pero Trujillo und Porras dem rothhaarigen Sanger, standen auf der von ihm angelegten Liste der Verschwörer bereits nahezu hundert Namen. Er hoffte weitere hundert eintragen zu können. Die früheren Aufstände waren planlose Ausbrüche des Zorns gewesen, der neue sollte die Ausführung kalter Berechnung sein. War früher Absetzung, schlimmstenfalls Totschlag das Ziel, so diesmal Beseitigung und Mord. Um keinen Fehlschlag zu tun, wartete Villafafia nach langwieriger Vorbereitung den Augenblick der Bereitschaft ab.

Durch die Zeit, die er verstreichen ließ, und durch die Anwerbung immer neuer Verschwörer entsalzte er, verwässerte er gewissermaßen seinen Meuchelbund. Mit weniger Umsicht hätte er mehr erreicht. Cortes hatte bekanntgeben lassen, daß in Zukunft erbeutete Indianerfrauen nicht mehr gestempelt werden würden. Während der beiden großen Erkundungszuge — erst nach Tstapalapan und später nach Quauhnhuac (Guernavaca), Xochimilco und Tlacopan — war die Liebe vieler Unzufriedenen zu ihren Geldobristen wieder erwacht, und die Abwesenheit des Heeres von Tezcucosowie die räumliche Trennung der Offiziere hatten Villafafia zu neuem Aufschub der Tat gezwungen. Selbst seine Hoffnung, daß beim Stapellauf der Brigantinen alle Hauptleute versammelt sein würden, erwies sich als eitel: außer Ordas, der irgendwo den Jugendquell und Isabel de Djeda suchte, waren auch noch Alonso de Djeda und Andrés de Tapia abwesend. Erst am folgenden Tage trafen dieser aus Otompan und jener aus Vera Cruz (von wo er zwei schwere Geschütze abgeholt hatte) in Tezcucos ein; und ein

nicht vorhergesehenes Ereignis veranlaßte einen Kriegsrat, an welchem nun sämtliche Kriegsführer und Kavaliere teilnahmen.

Billafaña und seine Mordgesellen weßten ihre Messer.

25.

Der Kriegsrat sollte einem Kriegsgericht vorausgehen. Zuvörderst wollte man sich grundsätzlich darüber einigen, ob es aus Rücksicht auf die indianischen Hilfstruppen ratsam und angängig sei, einen der mächtigsten Bundesgenossen, den tlascalttekischen Vierkönig Don Vicente Kriegsmaske — den Schwager Albarados — an einen Galgen zu hängen, wie er es verdiente. Sogar ein Teil seiner Landsleute verlangte die Hinrichtung des gekrönten Verbrechers, während der Stammverband Deret-von-der-Kalferde, ihn für unantastbar erklärend, mit Abfall drohte, sollte der Henker Hand an ihn legen. Angeklagt war er wegen einer unerhörten Schandtat.

Bei den Kämpfen im brennenden Kochimilco war Cortes nach dem Sturz seines Pferdes von den Azteken umringt, entwaffnet und als Opfersklave bereits fortgeschleppt, dann aber vom tlascalttekischen Vierkönig Piltecatl befreit worden. Zum Dank für die Lebensrettung hatte er Piltecatl erlaubt, seine Wunden in Tlascala auszuheilen.

Noch bevor Piltecatl Tezcucó verließ, erfuhr Kriegsmaske, welche eine Vergünstigung seinem Rivalen gewährt worden war. In dem von Cortes erlassenen drakonischen Edikt war jede eigenmächtige Entfernung aus der Front als Fahnenflucht bezeichnet und bei Todesstrafe verboten. Kriegs-

maske, dem schlimmere Vergehen verziehen worden waren, kehrte sich nicht daran. Wie ein Stier mit blutunterlaufenen Augen und gesenkten Hörnern, sah er keine Schranke, tollsinnig vor Eifersucht: mußte er doch, daß Piltecatl des Hermafroditen wegen nach Tlascala ging. Dem mußte er zuvorkommen. Ohne Erlaubnis brach er nach Tlascala auf, mehrere Stunden früher als Piltecatl.

In Tlascala angelangt, erfuhr er von Untergebenen, — (sie hatten feinhörig seinen Fragen entnommen, was er zu erfahren wünschte) —, daß Kreideschmetterling, obgleich er im Schutze des christlichen Klosters lebe, gar sehr des Schutzes bedürftig sei; denn er werde vom Prior und Erzieher der Adelskinder Juan de las Varillas mit Liebesanträgen belästigt. Dies war eine glatte Erfindung, eine verleumderische Unwahrheit. Aber Kriegsmaske lag nicht daran, die Wahrheit zu untersuchen — ihm genügte ein beliebiger Vorwand, der ihm einen Schein von Recht gab, in den geheiligten Bezirk des Klosters einzubrechen.

Mit Adlern und Jaguaren kam er vor das Gebäude, das einst sein Eigentum gewesen war. Er forderte Einlaß; und als ihm nicht geöffnet wurde, hieß er die Klosterpforte durch Arthiebe zersplittern. Gewalttätig drang er ein und raubte Kreideschmetterling. Die sich zur Wehr setzenden Schüler schlug er unbarmherzig und zwang sie mitsamt ihrem Erzieher, dem er ein häßliches Symbol seines vermeintlichen Lasters vorgehängt hatte, durch die Gassen Tlascalas zu ziehen. Darauf bestiegen er und der Hermafrodit zwei schlichte Reise-Sänften. Die Träger hatten den Auftrag, eilends den Weg nach Tezcucuo einzuschlagen.

Seitdem Andrés de Tapia in Anahuac weilte, wurde die kleine, nur noch aus zwanzig Schwerverwundeten bestehende Kastilier-Mannschaft in Lascala von Pedro d'Ircio, dem Ugramant ohne Laten, befehligt. Die auf den Trümmern von Tepeaca gegründete Fronfeste Villa segura de la frontera, zu deren Alguacil und Stadtkommandanten er auf Betreiben seiner Jugendfreunde Sandoval und Luis Marin ernannt worden war, hatte infolge der dort herrschenden Malaria aufgegeben werden müssen und versiel — ein Trümmerfeld über einem Trümmerfelde. Nach Lascala als Nachfolger Tapias berufen, stärkte sich d'Ircio gegen Fieberanfälle durch reichlichen Genuß von Wein. Während das Kloster erstürmt wurde, schlief er schwer berauscht. Seine Soldaten erfuhren von den Untaten des Königs Kriegsmaske erst, als der Prior und die kuttentragenden Schüler, schimpfbedeckt, schluchzend vor Scham und Wut, durch die Gassen getrieben wurden. Pedro d'Ircio zu wecken, erwies sich als unausführbar. Die Soldaten begnügten sich damit, der Hohnprozession ein Ende zu machen. Die beiden Sänften schwebten bereits außerhalb der Stadtthore auf den Schultern laufender Lamamas. Sie wurden nicht verfolgt.

26.

Nachts langte Piltecatl in Lascala an. Auf dem Wege waren ihm in der Dunkelheit zwei Sänften begegnet; da sie aber von Trabanten nicht begleitet waren, schöpfte er keinen Verdacht.

Als er vom Geschehenen Kenntniss erhalten hatte, trat er unverzüglich die Rückreise an, vermochte jedoch die Säbten nicht mehr einzuholen. Er begab sich zu Cortes, führte Klage und forderte Genugthuung. Ihm wurde eine strenge Bestrafung seines Rivalen in Aussicht gestellt. Doch das war mehr und weniger als er verlangte. Er wollte Kreideschmetterling haben. Würde Kriegsmaske gezwungen, endgültig zu verzichten, so wäre das Strafe genug, — erklärte er. Cortes, der auf die tlascaltelische Heeresmacht und auch auf Alvarado Rücksicht nehmen mußte, war einverstanden. Es war ihm sogar lieb so. Die beleidigte Kirche und der Prior konnten auf eine spätere Sühne getröstet werden. Cortes sicherte Piltecatli zu, daß er den Hermafroditen erhalten werde.

Langwierige Verhandlungen wurden darauf mit Kriegsmaske geführt. Alvarado, sein Schwager, und Doña María Luisa Rabenblume, seine Schwester, vermittelten und überredeten. Immer wieder mußten sie ihm vorhalten, daß er durch seinen Starrsinn die Gefahr heraufbeschwöre, nicht — wie jetzt — wegen einer Entführung bloß, sondern wegen Fahnenflucht und Kirchenschändung zur Rechenschaft gezogen zu werden. Er solle froh sein, daß Cortes durch die Säger sehen wolle und Milde für Strenge walten lasse — wie so oft vordem.

Schließlich gab Kriegsmaske nach. Doch er forderte als Ersatz für den Zwitter — und als Trost — einen in Kochmilch erbeuteten, aus Gold gestanzten Affen und außerdem vier schöne Sklavinnen. Er sprach den Wunsch aus: diese Trostgeschenke möchten für ihn bereitgehalten werden, wenn er Kreideschmetterling abliefern.

Dies wurde ihm versprochen.

Finster betrat Kriegsmaske gegen Abend sein Schlafgemach und näherte sich schweratmend dem Bett. Auf einer großen seidigen Decke aus gewebtem weißen Kaninchenhaar lag Kreideschmetterling völlig nackt und schlief. Er lag seitwärts, so daß die Brüste einander berührten, von zwei dicken Höpfen wie von zwei schwarzen Mattern umringelt.

Ohne ihn zu wecken, setzte sich Kriegsmaske neben das Lager. Und seine Augen saugten, schlürften gleichsam die berückende Herrlichkeit des Knabenhaften und mädchenhaften Körperbaues ein. Dabei zogen Gedanken durch sein Hirn, die er nicht hätte erhaschen, die er nicht hätte in Worte kleiden können. Dies ungefähr — in Worte geballt und durch Worte entstellt — war der verschleierte Hintergrund seiner Gedanken:

„Was bist du? . . . Eingefleischte, unerfüllbare, nie erreichbare Sehnsucht! Fleisch wurdest und auch nicht: nur Seelen sind sich so nah und so unendlich fern wie du und ich! Das Mädchen strebt zum Knaben, der Knabe zum Mädchen, — an dir zerschellt dies Streben, weil es in dir ein Ende fand ohne Erfüllung . . .“

Tränen rollten ihm über die von Narben zersurchten Wangen. Leise beugte er sich und küßte den grünlich bemalten Mund.

Kreideschmetterling erwachte und schlug die langbewimperten Augen auf.

„Nopiltzine (o mein Herr), du weinst? Warum weinst du?“

Tränen schluckend, gab Kriegsmaske keine Antwort. Er fürchtete sich, in die Augen des Zwitters zu blicken Er

wußte, diese Augen würden ihm das Herz weich machen und den Willen lähmen.

„Dreh dich der Wand zu!“ befahl er.

Nichts ahnend wendete Kreideschmetterling den Kopf der Wand zu.

„Was warst du, bevor du geboren wurdest — ein Knabe oder ein Mädchen?“

„O mein Herr, ich war auch damals beides!“ kicherte Kreideschmetterling. „Ich bin ein Einziges auf dieser Blumenwelt!“

„Darum sollst du mein bleiben!“ heulte Kriegsmaske auf. Und er umkrallte von rückwärts seinen Hals . . .

Nachdem er ihn erdroffelt hatte, kleidete er ihn, schminkte ihn und schmückte ihn mit dem Schmuck einer Fürstin. Dann rief er seine Diener und ließ die Leiche aufrecht — als wäre es ein Lebender — auf einen kostbaren Tragsessel setzen.

Einen Diener schickte er zu Cortes, um zu melden: er sei unterwegs und bringe Kreideschmetterling, — man möge die vier Sklavinnen und den goldenen Affen bereit halten.

Im Tecpan, den Cortes bewohnte, versammelten sich alle kastilischen und indianischen Feldherren. Nicht ohne Schadenfreude erwarteten sie die Demütigung des hochmütigen Tetrarchen.

Er trat in den von einem purpurnen Segeltuch überschatteten Palasthof, verächtlich um sich blickend wie immer. Auch auf seinem Gesicht schimmerte purpurn eine wilde Freude.

Hinter ihm her wurde auf einem Tragsessel ein zauberhaft schönes Mädchen getragen.

„Wenn so die Sünde aussieht, so ist sie die Hölle wert!“
murmelte Olid, der den Hermafroditen noch nie erblickt hatte.

Piltecatl war auf den Tragsessel zugeeilt.

„Warum hast du die Augen geschlossen?“ rief er Kreideschmetterling an.

Er erfaßte seine Hand, faßte ihm an die Wangen . . .
Jetzt erst erkannte er, wie teuflisch er betrogen war.

Mit verschränkten Armen stand Kriegsmaske da und
lachte. Und er widersetzte sich nicht, als man ihm Hand-
schellen anlegte. | *schreibt*

28.

Gleich nachdem Kriegsmaske abgeführt worden war,
tagte der Kriegsrat der Feldobristen. Auch Marina, Pater
Olmedo und Don Juliano de Alderete nahmen an der
Sitzung teil. Zur Erörterung stand die Frage: ob es
unbedenklich sei, gerade jetzt — bei Beginn der Belagerung
— einen der mächtigsten Bundesgenossen vor Gericht zu
stellen? ob man es wagen, ob man für die Folgen — den
voraussichtlichen Abfall vieler Tlascalteken — die Verant-
wortung tragen könne?

Die Frage wurde von allen bejaht. Auch von Alvarado.
Aber Alvarado wollte den Bruder seiner Gattin Raben-
blume vor dem Galgen bewahren und brachte, sich ereifernd,
neue Bedenken vor.

Das Kriegsgericht würde nicht zuständig sein, erklärte er.
Der Mord am Hermafroditen sei kein Kriegsvergehen. Im
Edikt des General-Kapitans seien zwar Gewalttaten an
Indianerinnen als todeswürdige Kriegsvergehen genannt —



es ließe sich jedoch nicht nachweisen, daß Kreideschmetterling eine Indianerin war . . .

Ein schallendes Gelächter erhob sich bei diesen Worten. Alvarado, als Redner stets ein wenig befangen, ließ sich verwirren. Gereizt fuhr er um so leidenschaftlicher fort:

„Dieser Mord aus Eifersucht, Señores, ist eine lascaltekische Angelegenheit, — mögen das die Tascalteken untereinander abmachen — (ob sie einen ihrer Fürsten aburteilen wollen und können, das ist ihre Sache! . . .). Wir dürfen nur wegen der unerlaubten Reise nach Tascalca — nennt es meinetswegen Fahnenflucht — Anklage erheben. Aber bedenkt doch, Señores, daß ein König kein Troßknecht ist. Ein Verweis, eine öffentliche Rüge scheint mir die angemessene Strafe — nicht der Galgen! . . .“

„Dies gehört nicht vor den Kriegsrat, Don Pedro, Ihr greift den Richtern vor!“ unterbrach ihn Cortes. „Meine Frage — die auch Ihr bejaht habt — lautete: ob wir es wagen können, das Kriegsgericht tagen zu lassen, um endlich mit Eurem Schwager abzurechnen. Hätte er die beiden Brigantinen Montezumas nicht in Brand gesteckt, — uns wäre die Nacht der Schrecken, zahllosen Kameraden wäre der Opfertod erspart geblieben. Seit jener Schandtat war sein Leben nur gefristet. Ihr selbst habt das oft genug ausgesprochen. Ihr und Doña Maria Luisa wart — damals und bis vor kurzem noch — so erbittert gegen ihn wie wir anderen. Was hat Euch umgestimmt? Verdient Euer Schwager etwa Mitleid?“

„Vielleicht . . .“ erwiderte Alvarado. „Auch die Klapperschlange verdient Mitleid, daß sie eine Klapperschlange ist! . . .“

„Dennoch müssen wir sie vertilgen!“ sagte Cortes. „Damit beginnt die Bibel. Es ist der Zweck der Menschheit: arbeiten und Schlangen vertilgen . . . Ein nachdenkliches Symbol! . . . Es ist auch der Anfang der Menschlichkeit, daß man die Menschen schützt, daß man aber die Giftschlangen nicht schützt — der Menschen wegen!“

„Unseretwegen also — um uns zu schützen? . . . Oder der Toten wegen, um sie zu rächen? . . . Westwegen denn soll er gerichtet werden?“

„Westwegen? das ist Nebensache!“ rief Olid, — stets sprungfertig, wenn es galt, Alvarado zu reizen. „Die Hauptsache ist, daß er gehängt wird. Die Urteilsgründe gehen bloß den Gerichtsschreiber und sein Protokoll an!“

„Nein — sie gehen auch mich und meine Freundschaft mit Hernando Cortes an!“ rief Alvarado hitzig. „Die Gerechtigkeit ist nicht Wachs, daß man sie beliebig modeln darf! Gleichgültig ist es nicht, ob Urteilsgründe stichhaltig sind oder bloße Scheingründe und Vorwände sind! Auch ein Verbrecher hat Anspruch auf Gerechtigkeit!“

Sandoval, Pineda, Luis Marín und Francisco Hernández mischten sich in den Streit und suchten Alvarado zu widerlegen. Das Wortgefecht wurde wilder und lauter.

Plötzlich verstummten alle. Achsfahl im Gesicht kam Gonzalo Mejía Kapapelo, der Enkel der Räuberin, in den Saal hereingestürzt. Er lief auf Cortes zu und warf sich vor ihm auf die Knie.

Die Feldobristen hatten ihre Sitze verlassen. Sie umringten Cortes und den Knienden.

„Ihr habt den Brief Eures Vaters noch nicht erhalten, Señor Capitan? . . .“ fragte Kapapelo in fliegender Hast.

„Meines Vaters? . . . Kam ein Schiff in Vera Cruz an? . . .“

Ohne zu antworten fragte Kapapelo weiter:

„Das Kriegsgericht hat noch nicht begonnen? . . .“

„Nein . . . Was ist geschehen? . . .“ riefen mehrere Stimmen zugleich.

„Noch nichts, wie ich sehe, — gelobt sei Gott! . . . Noch nichts ist geschehen! . . .“

„Und was sollte geschehen?“ fragte Cortes rasch.

„Sichert mir Straßlosigkeit zu, Señor Capitan, — so will ich meinen Eid brechen und alles sagen!“

„Diese Herren sind Zeugen: Ihr werdet nicht bestraft werden! . . . Redet!“

„Es ließ mir nicht Ruhe . . . Ich bin kein Schuft, Señor Capitan! . . . Man hat mich zum Eid verleitet . . .“

„Zu welchem Eid?“

„Ihr werdet gleich hören . . . Wenn das Kriegsgericht beginnt, soll Euch ein Brief Eures Vaters überreicht werden . . . Und während Ihr den Brief lest, sollt Ihr erscholzt werden . . . und mit Euch alle die Herren Hauptleute hier . . . und dann wird Don Juliano de Alderete zum General-Kapitan ausgerufen . . .“

„Ich?! . . . Welche Schurkerei!“ schrie Alderete.

Die anderen alle standen fassungslos da, wie von einem Keulenschlag vor die Stirn getroffen.

Erblassend ging Alderete auf Cortes zu:

„Ich schwöre Euch, Don Hernando, daß mir nichts hiervon bekannt war!“

Cortes nickte bloß.

„Wie viele Mitverschwörer sind es?“ fragte er den Enkel der Räuberin.

„Zweihundert, Señor Capitan. Viele sind drüben im Hause des Villafañã versammelt. Villafañã ist der Anstifter und Anführer. Er hat eine Liste, auf der alle Namen stehen . . .“

„Folgt mir, meine Herren!“ rief Cortes. „Wir wollen das Nest ausheben!“

30.

Die Hauptleute waren mit Cortes hinausgestürmt. Als Alderete eben den Saal verlassen wollte, kehrte Luis Marín mit drei Hellebardieren zurück.

„Don Juliano, ich muß Euch bitten, hier zu verweilen!“

„Warum? . . . Genügt Euch das Wort eines Ehrenmannes nicht? . . .“

„Euer Wort wird nicht angezweifelt, Don Juliano. Doch bis die Verschwörer peinlich befragt wurden, werdet Ihr Euch hier ein wenig gedulden müssen; — die drei Soldaten, die die Saaltüren bewachen, haben Auftrag, übereifrige Anhänger des bisherigen General-Kapitäns von Euch fernzuhalten!“

„Des bisherigen? . . . Wenn Ihr damit jagen wollt, daß ich . . .“

„Nichts wollte ich damit sagen, Don Juliano! Ich tue nur meine Pflicht, indem ich Euch vor den Rachsuchtigen beschirme!“ rief Luis Marín und eilte hinaus.

Alderete war ein Gefangener.

31.

Inzwischen hatten die Feldobristen ihre verlässlichsten Veteranen um sich geschart und waren in das von Villafañã bewohnte Haus eingedrungen. Sie trafen dort, außer Villafañã, den Steuermann Cárdenas, Porras den rot-haarigen Sãnger, Pedro de Palma, Pero Trujillo und einige zwanzig der Verschwörer an. Als Cortes eintrat, zerriß Villafañã ein dicht beschriebenes Papier, stopfte es in seinen Mund und versuchte es herunterzuwürgen. Im Nu wurde er überwältigt; seine Freunde ließen sich schreck-erstartet entwaffnen. Olid und Cortes hielten Villafañãs Arme, der Reiter Dominguez riß ihm den Mund auf; und Sandoval griff in den Schlund hinein und holte die Hälfte der Verschwörerliste aus der gröhrenden Kehle heraus. Einen flüchtigen Blick warf Sandoval in die Liste, aber sofort nahm Cortes sie ihm ab. Und Cortes las die Liste nicht. Er verbrannte sie auf einem Kohlenbecken.

„Wenn Namen von Hochgestellten auf diesem Papier sind,“ sagte Cortes zu Villafañã, „so will ich sie nicht kennen. Die übrigen aber sind Verführte. Ihr, der Verführer, sollt allein Eure und ihre Schuld entgelten.“

„So sei es!“ rief der durch den brutalen Ringkampf ganz verstorbelte, schwarzbärtige, leichenblasse Villafañã. „Ich für alle! Das wird mir die Folter und den Tod ver-

süßen! Was das Feuer verschweigt, soll auch mein Mund verschweigen!“

Er wurde dem Henker Osorio zur Folter übergeben. Obgleich ihm keine der üblichen Martern erspart blieb, hielt er bis zuletzt heldenmütig aus und gab auf jede der an ihn gerichteten Fragen immer nur die eine Antwort: „Ich für alle!“

32.

„Frater Melgarejo“ hatte Sandoval — flüchtig auf die Verschwörerliste blickend — gelesen, bevor sie von Cortes verbrannt worden war. Der Name dieses Geistlichen war erst kürzlich von Pater Olmedo mit Kopfschütteln erwähnt worden.

Es mochte etwa drei Tage her sein; Cortes, Alvarado und Sandoval standen über eine auf Hirschhautpergament gemalte aztekische Landkarte gebeugt, Angriffspläne entwerfend und verwerfend, als Pater Olmedo hinzutrat, eine ihn beunruhigende Beobachtung mitzuteilen: Soldaten, die sich sonst durch Frömmigkeit nicht auszeichneten, gingen beim Hauskaplan des Oberrechnungsführers ein und aus.

Zusammen mit Don Juliano de Alderete war dessen Hauskaplan, der Franziskaner-Bruder Pedro Melgarejo de Urrea aus Sevilla, ins Hochtal Anahuac gekommen und hatte einen mit tausenden von Ablasszetteln — (gestempelten, rot gesiegelten Ablasszetteln) — gefüllten Koffer mitgebracht. Er war der erste, der in der Neuen Welt mit dieser Ware Handel trieb. Doch obgleich in den Sternen geschrieben stand, daß er ein steinreicher Mann werden sollte, hatte er

anfänglich schlechte oder gar keine Geschäfte gemacht. Die Soldaten trauten mehr den Amuletten und Nothemden; sie behielten gern ihre Sünden mitsamt ihrem Geld. Nun war da plötzlich eine Sinnesänderung eingetreten: sein Haus wurde bestürmt. Und es war Pater Olmedo aufgefallen, daß unter den Soldaten, in deren Händen er Ablasszettel sah, viele ihm als Anhänger des Gobernadors von Kuba und Don Pánfilos de Narváez bekannt waren.

„Padre, wie ist das zu deuten?“ fragte Sandoval.

„Nicht als Reue über begangene Sünden, Señor!“

„Sondern?“ schmunzelte Alvarado, — „etwa über verpaßte Sünden, die einem entwischen wie die Feen in den Märchen? . . . O die Reue kennen wir alle — auch Ihr, Padre! Nur verstehe ich nicht, was ein Ablasszettel daran bessern kann!“

„Weil Ihr ein unverbesserlicher Sündenknecht seid!“ brummte Olmedo gutartig. Er war kein Spielverderber und pflegte mit den Wölfen zu heulen, — lebte er doch unter Wölfen. Ernster werdend fuhr er fort:

„Wer sich von Sünden loskauft, beweist — in der Regel — damit, daß er sich bessern will. Nicht so unsere Soldaten. Die bereuen nichts und werden nichts bereuen; — sie wollen, denke ich mir, vorbeugen, wollen Vorsichtsmaßregeln treffen gegen die üblen Folgen einer erst zu begehenden Sünde — vielleicht eines Kapitalverbrechens . . .“

Doch dieser Gedanke wurde von Alvarado mit Scherzen zurückgewiesen; und Cortes warf Olmedo Schwarzseherei vor.

Jetzt nach der Festnahme Villafañas entsann sich Sandoval jenes Gespräches und er beschloß nachzuholen, was da-

mals unterlassen worden war: nämlich den Frater Melgarejo der peinlichen Frage zu unterwerfen. Er beschloß, dies auf eigene Faust zu tun, weil er sich scheute, Cortes einen der Namen zu nennen, die zu lesen er sich geweigert hatte.

33.

Der Henker Osorio, in dessen kunstvollen Martermaschinen Villafañã beinahe den Geist aber nicht den Troß aufgegeben hatte, wurde mit Melgarejo schneller fertig. Gleich beim ersten Grade der Folter, als den weichlichen Priesterhänden Daumschrauben angelegt waren, erklärte Melgarejo sich bereit, nichts zu verschweigen. Durch ihn erfuhr Sandoval, daß nicht nur ein neuer General-Kapitän erwählt war: auch ein General-Quartiermeister an Stelle von Olid, ein Ober-Alguacil an Stelle von Sandoval, ein Schatzmeister an Stelle von Albornoz und zehn neue Feldobristen waren ernannt, die nach der Ermordung der Kavaliere die Führung der Truppen zu übernehmen hatten. Selbst über das Habe und Gut der zu Ermordenden war bereits verfügt, und an wen ihre Helme, Harnische und Pferde fallen sollten. Die Frage, ob Don Juliano de Alderete in die Verschwörung verwickelt sei, verneinte Melgarejo; die Frage aber, ob Alderete durch ihn in Kenntnis gesetzt worden war, bejahte er. Die nächste Frage Sandovals lautete:

„Wie kam Villafañã auf den Einfall, einen kriegsunerfahrenen Hofbeamten wie Alderete zum Nachfolger Don Hernandos zu bestimmen?“

Melgarejo antwortete:

„Villafañã mußte von mir, daß Don Juliano vom Erzbischof von Burgos ein Patent erhalten hat, welches ihn ermächtigt, nötigenfalls Cortes in Ketten zu legen, sogar ihn zum Tode zu verurteilen und sich an seine Stelle zu setzen. Es war Villafañã auch bekannt, wie sehr der Erzbischof von Burgos dem Gobernador von Kuba, Don Diego Velázquez, zu Dank verpflichtet und ergeben ist. Da nun Villafañã beabsichtigte, ein Soldaten-Reich in Mexico zu errichten, meinte er, daß Don Juliano, der nichts von Kriegführung versteht, ihm nicht im Wege sein werde und er hoffte durch seine Ernennung zum General-Kapitän sich das Wohlwollen des Gobernadors von Kuba und des Bischofs von Burgos zu sichern.“

Sandoval war zumute, als habe sich ein Abgrund vor ihm aufgetan. Er eilte zu Cortes, ihn zu benachrichtigen.

34.

Als Sandoval vor Cortes trat, fand er ihn in schlechtester Stimmung. Getobt hatte Cortes vor Wut, als ihm zu Ohren gekommen war, daß Alderete von drei Hellebardieren bewacht werde. Er war sofort zu ihm geeilt, hatte die Hellebardiere davongejagt und hatte sich, so gut es ging, bei Alderete entschuldigt: die nicht zu rechtfertigende Gefangensetzung sei ohne seinen Wunsch und Willen geschehen. Der steife, saftlose Alderete hatte bitter lächelnd über seine allzu-eifrigen Beschirmer Klage geführt und sich schließlich mit der feurig vorgetragenen Entschuldigung zufrieden gegeben. Eine äußerliche Ausöhnung war zustande gekommen, be-

kräftigt durch Händedruck und Umarmung. Und in Gegenwart Alderetes, ihm gewissermaßen zur Genugthuung, war Luis Marín von Cortes hart angefahren und zu vierundzwanzigstündigem Arrest bestraft worden.

Sandoval wartete klugerweise, bis Alderete sich verabschiedet hatte, dann machte er Cortes mit dem Inhalt der Aussagen Melgarejos bekannt. Die Tatsache, daß der Hauskaplan Alderetes gefoltert worden war, erregte Cortes nicht weniger als die Nachricht über das Patent. Er nahm sich nicht einmal die Zeit, Sandoval Vorwürfe zu machen, er eilte, ja er lief in die Folterkammer (— als solche war ein Kellerraum des von Villafañá bewohnten Hauses hergerichtet). Mit gebrochenen Gliedern, unfähig einen Schritt zu gehen, war Villafañá in seine Schlafkammer getragen worden. Bruder Melgarejo dagegen befand sich wohl, saß schmerzlos auf einem der Folterwerkzeuge und plauderte mit Osorio.

Den Henker schickte Cortes hinaus, nachdem er ihm eingeschärft hatte, die Folterung des Fraters und seine Aussagen geheim zu halten. Mit Melgarejo allein geblieben, sprach Cortes eine Stunde lang in ihn hinein, beschwichtigte ihn, zahlte ihm eine Geldsumme als Buße und erkaufte mit einer noch größeren Geldsumme das Versprechen von ihm, die Sache auf sich beruhen zu lassen und seine hochnotpeinliche Befragung aller Welt und vor allem Alderete zu verschweigen.

Gegen Abend tagte endlich das Kriegsgericht. Antonio de Villafañã und Don Vicente Kriegsmaske wurden beide zum Tode durch den Strang verurteilt. Gemeinsam sollten sie bei Sonnenaufgang sterben. Der Zimmermann Cristóbal de Jaén erhielt Auftrag, zwei Galgen während der Nacht zu zimmern und auf dem Marktplatz Lezcucos aufzurichten.

Villafañã lehnte den ihm angebotenen geistlichen Zuspruch des Paters Olmedo ab und erbat sich statt dessen den des Fraters Juan Díaz; — seiner von allen bewunderten Mannhaftigkeit wegen gewährte ihm Cortes diesen Wunsch. Don Vicente machte keine Einwände als man ihm meldete, daß Pater Olmedo ihm in seiner letzten Lebensstunde zur Seite stehen wolle. Er erwiderte den Gruß des eintretenden Geistlichen freundlich. Als jedoch Pater Olmedo ihm die Hand zum Kusse hinhielt, biß Kriegsmaske hinein, verbiß sich hinein wie eine Bulldogge. Auf das Geschrei Olmedos stürzten Wachtposten herzu und vermochten erst nach längerem Kampf dem tollen König die zerfleischte Hand zu entreißen. Der Daumen war abgebissen und vom Rasenden verschluckt worden.

„Ich wünschte, der Daumen wäre die Gesamtheit der Christen!“ gröhlte Kriegsmaske mit irrem Lachen. „Halte mir auch die andere Wange hin, Priester, wenn du ein Christ bist! Laß sehen, wie der andere Daumen schmeckt! . . .“

Aber Pater Olmedo entfernte sich, weiß im Gesicht, „Demonio! Demonio!“ rufend.

Bei Anbruch der Nacht empfing Cortes eine Deputation seiner getreuesten Anhänger. Der Glückwunsch des Heeres und der in einer Soldatenversammlung gefaßte Beschluß, ihm eine Leibwache zu stellen, wurde ihm feierlich vorgetragen und das Ersuchen an ihn gerichtet, einen Hauptmann der Leibwache zu ernennen. Er dankte tief bewegt: bisher sei er ohne Leibwache ausgekommen, Gottes Hand und die Anhänglichkeit seiner alten Kameraden seien ein genügender Schutz; — da aber das Heer ihm eine Leibwache zu stellen wünsche, wolle er nicht widersprechen; und er werde dem guten Hidalgo Antonio de Quiñones die Bewachung seiner Person anvertrauen.

Alvarado gab den Kavalieren ein Bankett, um die Errettung aus Todesgefahr zu feiern, aber auch um weittragende Entschlüsse zu fassen. Alderete wurde nicht eingeladen. Und Cortes lehnte aus Rücksicht auf Alderete die Einladung ab.

Mit Marina ging Cortes im Garten des Schneckenhaus-Palastes auf und ab. Er führte sie weit abseits in einen Lorbeerhain.

„Hier kann ich unbelauscht reden, hier kann ich laut denken, Marina! Mondlicht bedarf der Nacht, um zu scheinen, und ich bedarf der Einsamkeit, um zu denken. Du bist die Einsamkeit für mich, Marina, und du bist mein Gewissen! Wenn meine Gedanken sich vor dir hervortwagen, fühlen sie einen Richter neben sich. Heute will ich dir meine Seele nackt zeigen, ich will sie entkleiden und bloßlegen, wie ich es noch nie früher getan habe. Ja, ich will dir

eingestehen, was ich mit selbst noch nie eingestanden habe . . .“

Er schwieg eine Weile. Sie ermunterte ihn nicht, weiterzureden. Sie wußte, daß er in dieser Stunde wie ein Schlafwandler war, der ohne zu stürzen in Todeschlünde blicken kann; dessen zaubervolle Sicherheit aber, wenn er angetredet wird, vor sich selbst erschrickt und schwindet . . .

Er fuhr, gleichsam zu sich selbst redend, fort:

„Bei Alvarados Bankett zugegen zu sein, mußte ich mir versagen. Dort wird Hochverrat geschmiedet, — die Eisen sind ja heiß heute, weißglühend . . . Mein Schweigeverbot ist — daran zweifle ich nicht — von allen übertreten worden, von Melgarejo, von Osorio und von Sandoval. So hatte ich es auch beabsichtigt: Alderete soll wissen, daß ich die Folterung seines Hauskaplans mißbilligt habe und daß ich es ein Stück Geld mich habe kosten lassen, Melgarejo den Mund zu stopfen; meine Soldaten und meine Offiziere sollen wissen, daß Alderete einen Haftbefehl und ein Todesurteil gegen mich in der Tasche trägt . . . In Zukunft werden Alderete und ich ein lustiges Versteckspiel spielen und beide so tun, als ahnten wir nichts vom Patent . . . Was jetzt auf dem Bankett Alvarados vorgeht, ist mir völlig klar, obgleich niemand mich eingeweiht hat, vielleicht auch niemand mit einem scharfumrissenen Plan zum Bankett gegangen ist. Gewisse Gedanken sind schicksalhaft, sind zu gegebener Zeit unausweichlich. Villafañã wollte ein unabhängiges Soldatenreich Mexico gründen. Das liegt — möchte man sagen — in der Luft: Velázquez de León sprach von solch einer Staatengründung; Olid, der nicht davon

spricht, denkt merkbar daran . . . Und wie steht es mit mir? Vor dir kann ich es aussprechen, Marina. Der Gedanke an Hochverrat, an Abfall vom Kaiser schwebt wie eine Lantalusfrucht vor meinen Augen Tag und Nacht. Mit stählernen Stricken habe ich meine Hände und Arme festgebunden, um nicht nach der lockenden Frucht zu greifen, wie sehr sie sich auch mir entgegenneigt, mir entgegenwächst . . . Greife ich zu früh nach ihr, bringt sie den Tod; doch wenn sie ausreift, wird sie Heil und Leben bringen. Und ich will warten, bis sie herangereift ist. Ich bin ein Verbrecher ohne Verbrechen, Marina. Weil ich aber in Gedanken ein Verbrecher bin, muß ich in meinen Taten erst recht tadelstfrei erscheinen und der Ungeduld meiner Offiziere eine undurchsichtige, eine undurchschaubare Geduld entgegensetzen. Es gibt eine zwingende Logik des Geschehens: sie denkt für die Menschen und wird auch meine Offiziere zwingen, zwischen Alderete und mir zu wählen. Der Vertreter der Kaisermacht steckt mit Meuchelmördern unter einer Decke — das ward heute erwiesen. Meine Offiziere werden ähnlichen Überraschungen zuvorkommen wollen . . .“

„Auch Olid?“ fragte Marina.

„Ja, auch Olid“, sagte Cortes. „Wenn ich erst ein Empörer wurde, hofft er leichter ein Empörer werden zu können. Von mir — nicht vom Kaiser — abzufallen, reizt ihn. Auch ist er noch nicht gerüstet. Für seine Pläne braucht er Geld und hofft es durch die reiche Erbin La Monjaraza zu erhalten . . . sein Neger ist oft in ihrem Hause . . . Gefährlich wird mir Olid erst nach dem Fall Tenuchtitlans

werden, dann wird er seinen Trumpf ausspielen: den Besitz der Königin Maisblüte . . .“

„Wenn sie bis dahin nicht vor Trauer stirbt — oder entflieht . . .“ bemerkte Marina.

„Es wäre gut, wenn sie entfliehen könnte“, sagte Cortes. „Sie Mlid gewaltsam abnehmen konnte ich in Tlascalala nicht und kann ich jetzt erst recht nicht.“

„Ich sprach oft mit Frater Aguilar darüber“, sagte Marina. „Er will, um uns einen Dienst zu erweisen, Maisblüte bei der Flucht behilflich sein. Er hat auch schon Vorkehrungen getroffen. Bis jetzt ließ es sich nicht ausführen — sie wird zu streng bewacht.“

„Montezuma hielt dich für seine Tochter, Marina . . .“

Sie unterbrach ihn mit bebender Stimme:

„Deine Richterinn nanntest du mich vorhin! . . . Ich ließ dich reden, weil ich weiß, daß Abgründe gähnen zwischen Gedanken und Taten . . . Verbrechen können ja nie im voraus, können ja nur hinterdrein abgewogen und gerichtet werden . . . Aber von diesem Wahn Montezumas mag ich nichts hören! Deine Gattin Catalina Suárez ist von der Schwindsucht geheilt . . .!“

„Noch landete ihr Schiff nicht!“ sagte Cortes düster. „Und ich glaube nicht daran, daß es landen wird — es sei denn: an einem anderen Gestade . . .“

„Verfündige dich nicht, Geliebter!“ rief Marina und umschlang ihn angstvoll.

Sie kehrten aus dem Garten in den Palast zurück. Es war Mitternacht. Cortes wollte sich eben zur Ruhe begeben, als ihm sein Kämmerer Rodrigo Kangel meldete, sämtliche Feldobristen seien aus Alvarados Haus herübergekommen, ihm eine wichtige Eröffnung zu machen. Trotz der späten Stunde ließ Cortes sie in den Empfangssaal bitten.

Er war der einzige Nüchterne unter lauter Trunkenen. Sie waren berauscht vom Wein und von ihrer Begeisterung. Ihre Gesichter leuchteten gerötet und mit Schweißtropfen beperl.

Sie boten ihm eine Krone an. Zum Kaiser der Neuen Welt wollten sie ihn ausrufen und ihm wie einem Herrscher den Treueid leisten. Gleich jetzt zu mitternächtlicher Stunde.

Ernst und würdig lehnte Cortes ab. Der Kaiser der Neuen Welt sei Don Carlos de Austria. Dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, habe schon Jesus gelehrt. Das wollte auch er befolgen. Er sei ein treuer Diener der Kirche und der Krone. Einstmals neben Gottfried von Bouillon als Führer von Kreuzfahrern genannt zu werden, sei sein Ehrgeiz. Einen anderen Ehrgeiz habe er nicht.

Vergebens bestürmten ihn die Offiziere. Je drängender sie steheten, um so schroffer wies er sie ab.

„Überschlafst es und überdenkst es, Don Hernando!“ rief schließlich Alvarado. „Zum erstenmal reden wir heute davon, aber nicht zum letztenmal! Verschiebt die Entscheidung, bis die Zeit Euch die Entscheidung abnimmt, aber verschiebt nicht, Genugtuung Luis Marin jetzt gleich zu geben, indem Ihr ihm den Arrest erlaßt!“

„Um Alderete Genugthuung zu geben, verhängte ich die Arreststrafe über Luis Marín, Señores!“

„Das ganze Heer ist empört darüber!“ rief Alvarado.

„Ich hoffe, daß meine Offiziere gescheiter sind, als das ganze Heer! Alderete festzunehmen, war eine ungesegliche Gewalttat und — was schlimmer ist — eine Unflugheit!“

„Nein, Don Hernando!“ rief Sandoval, „Alderete frei umhergehen zu lassen, ist eine Unflugheit! Nehmt ihn gefangen, macht ihn unschädlich!“

„Ich denke nicht daran, ihn gefangen zu nehmen! Durch Freundlichkeit werde ich ihn unschädlich machen. Er bat mich vorhin darum, bei den kommenden Kämpfen eine Heeresabteilung führen zu dürfen; und ich habe ihm die Führung einer Hundertschaft versprochen.“

Die Feldobristen blickten sich verdußt und entsetzt an. Leidenschaftlich und ein wenig stotternd, wie er es immer in der Erregung tat, rief Sandoval:

„Ihr verhöhnt uns, Don Hernando! Doch ich glaube Euch nicht! Wäre das wahr, es würde Euer und vielleicht unser aller Untergang sein! So wahnsinnig könnt Ihr nicht handeln! . . .“

„Mein Sohn Sandoval, wenn ich dich nicht so lieb hätte, würde ich dir verbieten weiter zu reden!“

„Und ich würde mich an Euer Verbot nicht kehren, weil es Euer Leben zu retten gilt, Don Hernando! Tötet ihn, damit er Euch nicht töte! Luis Marín hat tausendmal recht gehabt, als er den Schädling dingfest machte. Und wenn Ihr Luis Marín die Strafe nicht erlaßt, so will auch ich von Euch bestraft sein!“

„Wofür, mein Sohn?“

„Für die Folterung des Hauskaplans! Ich habe sie angeordnet, das sage ich stolz! Ihr gebotet mir zu schweigen — und ich habe nicht geschwiegen! Also straft mich, Don Hernando!“

„Du willst mich strafen, mein Sohn! Und ich nehme die Strafe hin, weil ich Alderete die Führung im Kampf versprochen habe. Rückgängig machen kann ich das nicht mehr . . . Nie bis heute war ein Mißklang zwischen mir und dir, Freund Sandoval, — und nie warst du mir so lieb wie heute! . . . Laß dir das genug sein an Tadel und Lob!“

„Nie erscheint Ihr mir rätselhafter, Don Hernando!“
murmelte Sandoval.

38.

Die Morgensonne glühte über dem großen Marktplatz von Lezcuco. Die Leichen des Villafaña und des Königs Kriegsmaske wiegten sich im Morgenwinde an zwei hohen Galgen. Und ein ebenso hohes Kreuz erhob sich zwischen ihnen, daran der Dornengekrönte hing, durchsichtig wie aus weißem Kristall und von innen schneelig leuchtend. Die Tausende auf dem Marktplatz, herbeigeströmt die beiden Geheakten zu betrachten, erblickten das gläsern schimmernde Kreuz nicht. Nur die zwei Toten sahen den Bekreuzigten zwischen sich hängen und hielten mit ihm Zwiesprach.

„Ich hasse dich, Mann am Kreuz!“ zischte der tote Kriegsmaske. „Als ich in den Priesterdaumen biß, wollte ich dich zerfleischen! Nichts hasse ich so sehr wie dich!“

„Und doch liebe ich auch dich, wie alle Sünder!“ sprach der Dornengekrönte. „Ich liebe die Heißherzigen und ihre wilden Laten. Auch du tötetest aus Liebe!“

„So redest du . . . ? Predigtest du etwa den Mord auf Erden?“ lachte hohnvoll der tote König.

„Es gibt nicht den Mord — es gibt nur Morde!“ entgegnete der Dornengekrönte. „Jeder Mord hat sein eigenes Gesicht. Die Gerechtigkeit — deren Augen verbunden sind — und die menschlichen Richter unterscheiden nicht zwischen Mord und Mord und fällen über alle das gleiche Bluturteil. Nicht so wir Bewohner des Himmels. Ich predigte Vergebung auf Erden: die höhere Gerechtigkeit — die sehende, durchschauende, begreifende!“

„Hast du auch für mich ein mildes Wort?“ fragte Billafanias Leichnam.

„Ich liebe alle Sünder und Verbrecher!“ sagte der Dornengekrönte. „Sie rütteln am morschen Gebäude des Hergebrachten und Veralteten, sie zerschlagen die Fleischschüsseln der Zufriedenen und stören die Kaltherzigen aus ihrer Ruhe auf. Weil sie Unzufriedene sind, werden sie Zerreißer von Fesseln; — und unter solchen Kettenbrechern sind auch Jene zu finden, die die Menschheit aus der Tiefe aufwärts heben und meinem Reich näher bringen! War ich nicht selbst einer der großen Verbrecher? Wurde ich nicht ans Kreuz gehängt, weil ich die Zufriedenen schreckte? . . .“

Die Hinrichtung des Lascastekenkönigs hatte als ein Wagnis gegolten. Die Folgen jedoch stellten sich nicht als so verhängnisvoll heraus, wie befürchtet worden war. Dreitausend Lascasteken kehrten grollend in ihre Berge zurück. Man ließ sie ziehen, man konnte ihrer entraten. Fast gleichzeitig waren dreißigtausend gutbewaffnete Cholulteken und zwanzigtausend Schildträger aus Huezojingo eingetroffen. Die Zahl der Hilfstruppen betrug jetzt hundertachtzigtausend Mann und vergrößerte sich täglich.

Der jüngste der Hauptleute, der kaum neunzehnjährige Alonso de Djeda wurde von Cortes zum Anführer sämtlicher indianischer Bundesgenossen ernannt. Für diese verantwortungsvolle Stellung war Djeda besonders geeignet, als Berater und Freund der Schwarzen Blume und wei er besser als alle anderen Offiziere das Mexikanische sprach; auch wollte Cortes ihn belohnen für die Umsicht und Tapferkeit, mit welcher er jüngst den schwierigen Auftrag ausgeführt hatte, zwei riesige (aus einem der Garay-Schiffe herstammende) Kartauen von der Meeresküste über die Cordilleren bis nach Tezcuco zu schaffen.

Je ein Drittel des Christenheeres stellte Cortes unter den Befehl der drei von ihm ernannten Oberfeldherren: Alvarado, Olid und Sandoval. Sich selbst behielt er die Führung der Brigantinen vor, die er mit ungefähr dreihundert Kastiliern bemannte: auf jedes der dreizehn Schiffe setzte er — außer zwölf Ruderern — fünfundzwanzig Fußsoldaten, sechs Scharfschützen und einen Hauptmann. Schiffsführer waren: Rodrigo Morejon de Lobera; Cristóbal Flores;

✓
✓ Martín Guitiérrez (der Erbauer der Brigantinen); Juan Karamillo; Don Juan Garcia Holguín; Francisco Verdugo; Jerónimo Ruiz de la Mota; Juan de Portillo; Juan Rodríguez de Villa Guerta; Pedro Barba (der Hauptmann der Bogenschützen); Antonio de Carajabal; Pedro de Briones.

Während Cortes mit den Brigantinen gegen Tenuchtitlán vorstießen und versuchen wollte, innerhalb oder dicht vor den Mauern Tenuchtitláns Fuß zu fassen, hatten die drei Oberfeldherren den Auftrag, sich der Brückenköpfe der drei Dammwege zu bemächtigen, welche die Inselstadt mit dem Festlande verbanden. Olid und Alvarado sollten gemeinsam am Nordufer der Lagune entlang ziehend bis nach Tlacopan gelangen, wo Alvarado zu bleiben beauftragt war, um die Dammstraße von Tlacopan (meist die Dammstraße von Tepenacac genannt) zu beherrschen. Olid hatte Befehl, dann weiter südwärts bis zur Stadt Coyoacan vorzudringen, von wo aus er den Damm von Coyoacan — der eine Abzweigung des von Tztapalapan war — und den kurzen, einer Brücke ähnlichen Damm von Chapultepec überwachen konnte. Sandovals Aufgabe war es, am Ost- und Südufer der Lagune entlang zu ziehen und sich vor den Damm von Tztapalapan zu legen.

Das Heer Sandovals bestand aus dreiunddreißig Berittenen, vier Musketieren, dreizehn Armbrustschützen, hundertundfünfzig Hellebardieren und vierzigtausend Indianern aus Huecozincó und Cholula. Olid hatte dreiunddreißig Reiter, fünf Musketiere, dreizehn Arkebusiere, vierzigtausend Tlascaltteken, hundertsechzig Hellebardiere und drei Kar-

taunen. Alvarados Heer hatte die gleiche Anzahl Reiter, Schützen, Hellebardiere und außer dreißigtausend Tlascalteken auch noch zehntausend Krieger aus Chalco. Auch er führte mehrere Geschütze mit sich.

40.

Noch vor der Errichtung der beiden Galgen waren die zwei zuerst ausgerüsteten Brigantinen bis in die Nähe der kleinen Tempelinsel gesegelt und als Sieger über die Flotte der Tlatelolcas in den Hafen von Texcuco zurückgekehrt. Inzwischen hatten Martín Gutiérrez und seine Gehilfen auch die übrigen Brigantinen geteert, gekalfatert, mit Ankern, Bussolen, Latelwerk versehen und schlohweiß angestrichen. Sie glichen majestätisch segelnden weißen Schwänen; und stolz pflegte Martín Gutiérrez von ihnen zu sagen:

„Das sind die weißen Göttinnen, die Mexico zu Fall bringen werden!“

Den gleichen Gedanken variierte Cortes in einer Rede, die er während einer großen Musterung über seine Truppen vor dem Aufbruch nach Tenuchtitlan hielt:

„Die dreizehn herrlichen Segler sind jene gewahrtagten weißen Götter, vor denen Guatemochin ebenso zittert wie einst Montezuma vor unseren stahlgekleideten dreizehn Reitern gezittert hat. Dreizehn sind sie und weiß sind sie! — die Zahl dreizehn wird für Tenuchtitlan eine Unglückszahl sein! . . .“

Obgleich segelfertig, mußten die Brigantinen im Hafen von Tezcuco verweilen, bis die drei Heere ihre Bestimmungsorte Tlacopan, Coyoacan und Xctapalapan erreicht hatten.

Als erster verließ Djeda mit den indianischen Truppen Tezcuco, und einen Tag später Sandoval, um über Chalco sich Xctapalapan zu nähern. Dann brachen gleichzeitig Alvarado und Olid nach Norden auf. Olid, der lezthm — während der beiden großen Erkundungszüge — Maisblüte in Tezcuco zurückgelassen hatte, führte diesmal die Königin mit sich in seinem Troß: — sie war ihm nicht sicher genug in Tezcuco; auch sollte ja, für die Zeit der Belagerung, die Stadt Coyoacan sein Standquartier sein . . .

Als Alvarados und O lids beiden Heere, nachdem sie, ohne Widerstand zu begegnen, am Nordufer der Lagune entlang gezogen waren, vor Tlacopan gelangten, fanden sie die Tore und Mauern unbewacht. Sie rückten kampflos ein, und fast unheimlich war ihnen zumute, als hätten sie eine Gespensterstadt betreten: nur Hunde und Vögel bevölkerten die Gassen.

Die beiden Heere übernachteten in Tlacopan und zogen früh am folgenden Morgen nach Chapultepec weiter. Der Huei-Apiazkli oder große Aquädukt, der Tenuchtitlan mit Süßwasser versorgte, wurde von einer unweit des Lustschlosses einem Felsen entspringenden Quelle gespeist. Der Aquädukt war der Lebensnerv Tenuchtitlans, ein aus Ziegeln und mit Mörtel gekitteten Haussteinen errichteter Wunderbau, auf den die Azteken nicht weniger stolz waren als auf ihre unvergleichlichen Steindämme. Von Bau-

meistern aus Tezcuco, welche der Vater des Herrn des Fastens, der Hungerige Schakal, dem König Himmelspfeil zur Verfügung gestellt hatte, war im Jahre 1454 der Bau des Aquäduktes begonnen und im Jahre 1466 beendet worden — Myriaden von Sklaven hatten zwölf Jahre lang daran gearbeitet.

Alvarado und Olid war von Cortes der Auftrag erteilt worden, die Wasserversorgung Mexicos, wenn irgend möglich, zu vernichten. Sie stießen bei Chapultepec auf ein starkes mexikanisches Heer und hatten einen hartnäckigen, viele Stunden währenden Kampf zu bestehen. Leuer erkaufte war der endliche Sieg: vier Kastilier und viertausend Tlascalteken wurden als Opfersklaven fortgeschleppt, bevor es glückte bis an den Aquädukt vorzudringen und ihn durch Sprengungen zu zerstören.

Auf dem Rückwege nach Tlacopan gerieten die beiden christlichen Heere in Streit, indem jedes von ihnen sich das Hauptverdienst am Vernichtungswerke zuschrieb. Es kam zu Tötlichkeiten, zu erregten Auseinandersetzungen unter den Offizieren und schließlich zu einem wilden Auftritt zwischen Olid und Alvarado. Der alte, seit dem Lotschlag an Vendabal und der Ermordung Gallejos nie ganz erloschene Groll Alvarados gegen Olid flammte so heftig auf, daß Andrés de Tapia und Luis Martín ihn nur mit Mühe davon abhalten konnten, seine Geschütze gegen Olids Heer zu richten.

Als gegen Abend beide Heere nach Tlacopan zurückgekehrt waren, erhielt Alvarado eine Nachricht, die seinen kaum erst beschwichtigten Groll zur Raserei steigerte.

Ganz unerwartet war Doña Luisa Rabenblume in Tlaxcapan eingetroffen. Sie hatte sich von Aguilar über den See rudern lassen, weil sie im Boote schneller als auf dem Landwege zu Alvarado gelangen konnte, dem sie eine erst am Morgen dieses Tages ihr zu Ohren gekommene Schandthat Olids mittheilen wollte.

Es handelte sich um La Monjaraza. Das bedauernswerte, schwach sinnige Mädchen hatte sich ihr offenbart, ihr die schier unglaublichen Umstände ihrer Verführung gebeichtet.

Nachdem sie durch Pero Trujillo erfahren hatte, daß ihr Vater der Mörder ihrer Mutter war und von Beelzebub in eigener Person auf dem Göztempel in Xitapalapan geholt worden war, hatte sie ein klösterliches Leben geführt und außer mit Rabenblume, bei der sie wohnte, und Rosita Muños, ihrer Freundin, mit niemand Umgang gepflegt. Ihr Ziel war es, allen Freuden des Lebens zu entsagen, sich ganz in Gott zu versenken und durch fortwährende Gebete ihren Vater von Beelzebub loszukaufen. Aber Rosita Muños, deren Galan, der zum Fähnrich beförderte San Juan der Aufgeblasene, von Olid bestochen war, führte eines Tages den Neger Estevan Parillas bei ihr ein. Dieser gewann ihr Vertrauen, indem er ihr ein schön geschriebenes Missale in Olids Namen überreichte. Er kam seitdem täglich wieder und sprach stundenlang mit ihr über die Möglichkeit, einen Gattenmörder der Hölle zu entreißen. Schließlic — etwa zehn Tage vor der Ermordung Kreideschmetterlings — eröffnete er ihr, daß sich Olid

früher mit der Schwarzen Kunst abgegeben habe und ein Mittel kenne, Beelzebub zur Herausgabe eines Sünders zu zwingen. Dies Mittel erfordere freilich ihrerseits ein schweres Opfer. Und als sie fragte, worin dieses Opfer bestünde, sagte er ihr, daß sie sich bereit machen müsse, die Schwarze Messe auf ihrem Leibe lesen zu lassen. Erst erschrak sie über die Worte „die schwarze Messe“; doch ließ sie sich leicht vom Neger beruhigen. Er setzte ihr auseinander, daß die Hölle — ebenso wie der Himmel — Sakramente habe, so auch ein infernalisches Abendmahl mit Kelch und Hostie, das freilich nur eine Nachäffung des christlichen Abendmahls sei. Daß eine Tochter ihren Vater aus der Hölle erlöse, sei ein Gott wohlgefälliges Werk; und weder Gott noch die Menschen würden Anstoß daran nehmen, wenn Olid sich eines Scheinsakramentes bediente, um Beelzebub zu überlisten. Ihn überlisten aber könne Olid nur, indem er mit Hilfe einer makellosen Jungfrau die Schwarze Messe zelebriere. Von diesen Argumenten ließ sich das schwachsinnige Mädchen betören und willigte ein, zur Schwarzen Messe zu kommen. Nachdem der Neger ihr das Versprechen abgenommen hatte, Olids Anerbieten vor Rabenblume und Rosita Muñoz geheim zu halten, entfernte er sich, um seinen Herrn zu benachrichtigen.

Zwei Tage später kam er wieder. Olid habe Vorbereitungen getroffen, — richtete er ihr aus, — und erwarte sie in der kommenden Nacht. Eine Sänfte werde nach Mitternacht vor dem Hause Alvarados warten. Wichtig sei es, daß niemand im Hause ihren nächtlichen Ausgang bemerke. Auch müsse sie, bevor sie in die Sänfte steige, das Ornat

der Schwarzen Messe anlegen — nämlich einen durchsichtigen Schleier auf splitternaktem Körper. Die Opferwilligkeit La Monjarazas ging so weit, daß sie auch das zusagte.

Heimlich verließ sie nach Mitternacht das Haus durch eine Seitenpforte und nahm — nur von einem Schleier verhüllt — in der auf der Gasse hartenden Sänfte Platz. Die Sänfenträger trugen sie einen weiten Weg durch das schlummerstille Tezcuco und setzten sie schließlich vor einem kleinen verfallenen Tempel des Gottes Macuilcochitl ab. Denn Ollid hatte nicht gewagt, sein lichtscheuendes Vorhaben in dem von ihm und Maisblüte und einer großen Dienerschar bewohnten Hause auszuführen. Den Tempel hatte er als Latort gewählt, weil er dort vor Entdeckung sicher war.

Die Träger entzündeten Fackeln an einem hinter dem Eingangstor flackernden Lichtstumpf und führten das Mädchen in die innern Räume der niedrigen Stufenpyramide, durch Kammern und Korridore, stiegen eine Stein-
treppe hinab und gelangten schließlich an eine geschlossene Tür. Dort verließen sie sie, nachdem sie ihr eingeschärft hatten, sie müsse laut klopfen und rufen: „Ich bin der Altar für die Hostie und den Kelch!“

Allein geblieben fühlte La Monjaraza eisige Schauer über ihren Rücken rieseln und hörte das harte Klappen ihrer Zähne. Aber sie war so besessen vom Gedanken, ihren Vater aus dem Höllenpfuhl ziehen zu müssen, daß sie mit Schmerzenswollust den Augenblick herbeisehnte, das von Beelzebub geforderte Marteropfer zu erleiden — was

auch immer es sein mochte. Das gab ihr Kraft, die körperliche Furcht zu überwinden. Eine seltsame Sicherheit und Ruhe überkam sie, als wandele sie und handele sie in einem Traumbilde — sie selbst ein Traumbild. Laut klopfte sie und rief:

„Ich bin der Altar für die Hostie und den Kelch!“

Die Tür wurde geöffnet, sie wurde eingelassen.

Das erste, was sie sah, war ein mystisches Kerzengeflimmer. Dreißig dünne hohe Wachskerzen brannten, wie in einer Kirche. Dann unterschied sie den von bläulichem Weihrauchqualm beinahe undurchsichtigen Raum: sie befand sich in einer engen, niedrigen, fensterlosen Kammer. An den Wänden erblickte sie obszöne Darstellungen grauenvoller Art — war doch früher der Tempel (bevor er in Verfall geriet) Macuilcochtli, dem phallischen Gott, geweiht gewesen. In der Mitte der Kammer lag eine schmale und klastert lange Binsenmatte auf dem Fußboden und daneben einige Kultgegenstände des Teufelsdienstes: eine zersprungene Glocke, ein geköpftes Kreuzifix, eine Schale mit Hostien und ein mit rotem Wein gefüllter Kelch. Die Teufelsgemeinde bestand aus drei rings um die Matte kauern den, im Qualm kaum sichtbaren Schauergestalten. An einer Handgebärde der einen glaubte La Monjaraza San Juan den Aufgeblasenen zu erkennen; — doch die Gesichter waren durch vorgebundene Bocksbärte und aufgeklebte spitze Nasen völlig unkenntlich gemacht. Dagegen hatte Olid sein Antlitz nicht verlarvt. Er trug das Ornat eines Satanspriesters, einen schwarzen Salar, darauf mit weißer Farbe Embleme der Hölle gemalt waren. Als sein Sakristan fungierte Estevan Parillas, der Neger.

Olid hatte ein aufgeschlagenes Buch in der Hand und las eine Litanei. Diese bestand aus dem Satze „Diaboli virtus in lumbis est“, den er mit den Worten „Abracadabra“ und „Gloria Beelzebubo in infernis“ immerwährend wiederholte. Dann schlug er das Buch zu und forderte das Mädchen auf, die Schleier abzuwerfen und sich rücklings auf die Matte zu legen, damit ihr Leib als Altar diene. Ohne zu zögern gehorchte die Schwachsinrige. Sie hatte in diesem Augenblick die Zuversicht, daß sie durch Überwindung ihrer Schamhaftigkeit alle Menschen ins Paradies bringen könne. Sie fühlte sich bereits als die Erlöserin ihres brennenden Vaters, als ein nahezu engelhaftes Wesen, das — gleich den Engeln — keiner Kleider bedurfte.

Nachdem sie sich völlig nackt auf den Rücken gelegt hatte, bedeckte Olid ihre beiden Brustwarzen mit je einer Hostie und stellte den Weinkelch auf ihren Nabel; als Kopfkissen schob er einen Totenschädel unter ihr Hinterhaupt. Und nun wandte er sich an die Teufelsgemeinde und verkündete feierlich:

„Ecclesia missa est!“

Die drei spitznäsigen Bocksbärte entfernten sich mitsamt dem Neger, Abracadabra singend.

Olid schloß hinter ihnen die Tür. Und dann zelebrierte er auf ihrem jungfräulichen Leib die Schwarze Messe. Schluchzend sträubte sie sich, doch er gemahnte sie streng an die Qualen ihres Vaters im höllischen Feuer und wie gering — im Vergleich — die Pein ihres Opfers sei . . .

Als die arme Verführte, bei Morgengrauen allein im Tempel zurückgelassen, über ihr Schicksal nachdachte, be-

griff sie wohl, wclch einem schurkischen Streich sie zur Beute gefallen war, vermochte jedoch nicht in Alvarados Haus zurückzukehren, weil sie unbekleidet durch Tezcucó zu wandern sich scheute. Die folgenden Nächte kam Ouid sie besuchen und er bedurfte nicht mehr der satanischen Spiegelfechtereie, um sie sich gefügig zu machen.

Inzwischen hatte Rosita Muños, auf Anraten San Juans des Aufgeblasenen, Vorsorge getroffen, daß Rabenblume sich wegen der Abwesenheit La Monjarazas keine Gedanken mache. Rosita Muños erzählte, ihre Freundin habe sich in ein benachbartes Dorf begeben, um Pater Dimedo, ihrem Beichtvater, nahe zu sein, der dort eine Trauung und mehrere Laufen vornahm. Da La Monjarazas Frömmigkeit bekannt war, fand diese Lüge Glauben.

Aber in der auf Alvarados und Ouids ersten Einzug in Tacopan folgenden Nacht wurde La Monjaraza von verummten Sänstentägern zurückgebracht. Sie war stundenlang vor Schluchzen unfähig, ein Wort hervorzubringen. Erst am folgenden Morgen berichtete sie Rabenblume ihr furchtbares Erlebnis.

43.

Während Alvarado sich von Rabenblume alle Einzelheiten erzählen ließ, biß er seine Lippen zusammen, so daß sie haardünn und weiß wurden. Seine blauen Augen verglasten vor Wut, wurden starr wie zwei helle Saphire.

„Das Traurige ist, daß Celestina Ouid mit Leib und Seele verfallen ist und nicht von ihm lassen will, trotz seiner Niedertracht. Sie verabscheut ihn und liebt ihn zu-

gleich, als hätte sie ein Liebesgift gegessen!" schloß Rabenblume ihren Bericht.

"Scheusal! Galeerenflave! Unhold!" stieß Alvarado, nach Luft ringend, hervor. Und sofort schrieb er einen Brief an Olid.

"Ich weiß von Eurer Ruchlosigkeit, Don Cristóbal!" schrieb er. "Ich weiß von Eurem erbischleicherischen Teufelsdienst. Darum nenne ich Euch einen elenden Hund! Wenn Ihr nicht wollt, daß ich Euch auch einen Feigling nenne, so stellt Euch heute abend um neun Uhr vor meine Klinge, die Euch sehnsüchtig erwartet!"

Zur festgesetzten Stunde wurde bei Fackelschein in einem Hofe des von Luis Marin bewohnten Lecpans das Duell der beiden Oberfeldherren in Gegenwart aller Offiziere, Fähnriche und vieler Soldaten ausgefochten. Beim dritten Waffengange erhielt Olid einen Degenstich in die Schulter. Der Blutverlust war so groß, daß Olid die Besinnung verlor und in sein Quartier — den Palast des Durchzauber-Verführenden — getragen werden mußte.

Das hastige, kopflose Durcheinander im Palaste, während die Ärzte Olid einen Verband anlegten, benutzte Grater Aguilar, um alle Säle und Kammern nach Maisblüte zu durchsuchen. Er fand sie, erfaßte ihre Hand und sagte auf mexikanisch:

"O edle Königin, die Zeit ist gekommen. Mein Boot liegt am Ufer bereit. Niemand wird uns in den Weg treten. Ich habe das rotgelbe Hündchen und das Agave-Papier und die Grabbeilagen für die Bestattung Montezumas in meinem Boot. Komm, folge mir geschwind!"

Und willig ließ sie sich von ihm an das Seeufer führen.

Es war eine mondlose Nacht. Die Sterne spiegelten sich im regungslosen schwarzen See. Eintönig klrrend gluckste der Kiel des Ranoes, das Aguilar ruderte. Zurweilen huschten aufgeschreckte Ibisse und Reiher mit eisenharten Flügelschlägen in die Luft empor; doch alsbald fiel ihr Geräusch hinab in die tote Nachtstille. Fledermäuse und Vampire umflatterten Aguilar und Maisblüte lautlos wie fliegende Dämonen.

Plötzlich erscholl ein Schrei. Über die Wasserfläche gellte er schriller und weher, als Kraniche und Ibisse kreischen können. Maisblüte war es, die den Angstschrei ausgestoßen hatte.

Wie damals nach dem Totengericht über Montezuma, als sie auf den glitzernd umplätscherten Treppenstufen des Palastgartens gestanden hatte, waren auch jetzt ihre Blicke in den tiefen Wellengrund hinabgesunken, als sehnten sie sich nach den Wohnstätten der Achiuatin, der Wassermädchen. Und wie damals wurden ihre Augen sehend. Einen herannahenden weißen Lichtschimmer wahrte sie unterhalb des Wassers. Eine große königliche Galeere schwamm dort in der Seetiefe und sie war bemannt mit Gespenstern. Tote Ruderknechte mit schönen Knabengesichtern ruderten, tote Haus-Erleuchter hielten Fackeln aus Perlmutter, deren milchiges Licht die Galeere erhellte. Vorn am Steven des Geisterschiffes aber stand ihr Vater, der Jor-nige Herr. Und er rief sie an:

„Kommst du endlich, Tochter? Gar lange habe ich auf dich gewartet. Schau her, mein rotes Blut hat sich in

Smaragd verwandelt. Wo aber weilstest du, warum erfülltest du deine Tochterpflicht nicht?"

Sie wollte antworten. Doch nur ein zerrissener Schrei kam aus ihrem Munde. Und schon war die Galeere vorbeigeschwommen und schwand, einem Riesenfische gleich, in der blauen Wasserfinsternis.

Aguilar stellte keine Frage. Sie sagte ihm unaufgefordert, was sie gesehen und vernommen hatte; und sie erwähnte die Worte des Mexikaner-Priesterchens beim Leichengericht: „Bis seine Schuld getilgt ist, wird der Tote unbestattet bleiben, es sei denn, daß die Götter das Blut seiner Wunden grün färben und in Smaragd verwandeln. Wer den Toten zu bestatten versucht, stirbt auf der Opferblutschale des Schlangenberges!“

„Fürchtest du den Tod nicht?“ fragte Aguilar.

Sie lachte bitter:

„Vier Männern habe ich angehört: Alonso de Grado, dem Überwältiger, Gallejo und Olid. Ich bin ein zerbrochener Edelstein, eine zerknitterte Quezal-Feder. Wenn ich meines Vaters Schatten zur Ruhe verhalf, soll Mictlan Tecutli im Haus unter der Erde mein fünfter Gatte werden! . . .“

45.

Unfern der Wohnung der Giftmischerin war eine Landungsstelle mit aus dem Wasser aufragenden, blau und schwarz gestreiften Holzpfosten zum Anbinden von Booten. Dort stiegen Aguilar und Maisblüte an Land und schlichen durch die stockfinsternen Gassen dem Haus der Fledermäuse

zu. Er trug das Hündchen und sie trug das Agave-Papier mit den Grabbeilagen.

Dicht am Eingang zur Leichenstätte begann das Hündchen zu knurren und zu bellen.

„Hier muß ein Mensch in der Nähe sein“, flüsterte Aguilar der Königin ins Ohr. „Wir wollen uns vergewissern, wer es ist, damit man uns nachher nicht überrascht.“

Sie suchten die Mauer nach links ab, ohne jemand zu finden. Dann suchten sie rechts an der Mauer entlang. Sie entdeckten eine hockende Frauengestalt.

„Wer bist du?“ fragte Maisblüte.

„Eine Blinde!“ entgegnete die Gestalt.

„Was tust du hier bei Nacht?“

„Ich horche.“

„Worauf?“

„Auf Mörderstimmen . . . Doch Ihr habt gütige Stimmen.“

Aguilar nahm Maisblüte beiseite und sagte leise:

„Es scheint eine geistesgestörte Bettlerin zu sein. Die brauchen wir nicht zu fürchten.“

Und sie kümmerten sich nicht weiter um Blutfeuerstein. Sie durchschritten das Portal; Maisblüte, die ihr offenes Haar gleich einem schwarzen Schleier vor ihr Antlitz gezogen hatte, führte Aguilar zur Stelle, wo während des Totengerichts Montezumas nackter Körper neben seinem Mumienbündel hingestreckt worden war, den Vögeln des Himmels zur Beute. Trotz der Dunkelheit fand sie ihren toten Vater. Das Mumienbündel war unverfehrt; doch von Montezumas Leichnam hatten die Aasgeier nur noch

die langen strähnigen Haare und das Gerippe übrig gelassen.

Maissblüte legte einen Smaragd zwischen die Zähne des Toten.

„O großer Montezuma,“ sprach sie, „dieser Smaragd ist dein Herz. Ich gebe dir dein Herz zurück!“

Dann strahlte sie mit einem Kamm des Toten Haare und schmückte sie mit kohlschwarzen Reiherfedern. Unter den Grabbeilagen war ein mit Wasser gefüllter Topf; damit begoß sie die Knochen und wusch sie. Und sie träufelte einige Tropfen auf die bleckenden Zähne:

„Dies gebe ich dir, Vater, damit du auf dem Wege nicht Durst leidest!“

Nachdem sie alle Knochen gesammelt und im Mumienbündel versenkt hatte, legte sie ein Agave-Papier darüber und sagte:

„Dies ermöglicht dir, Vater, die zusammenstoßenden Berge zu durchschreiten!“

Ein zweites Papier legte sie hin mit den Worten:

„Hiermit wirst du Nektelpelma, den Aschenstreuer, besänftigen!“

Ein drittes Papier hinbreitend, sprach sie:

„Dies hilft dir auf der Straße, wo die Große Schlange dich erwartet!“

Noch ein Papier legte sie hin und sagte:

„Wenn du dies hast, läßt dich die grüne Eidechse ‚Blumenglut‘ vorbei!“

Zwei weitere Papiere gab sie dem Toten:

„Dieses führt dich durch die acht Wüsten! . . . Und dieses führt dich über die acht Hügel!“

Ein siebentes Papier reichte sie:

„Der Tzigimittl mit dem Hasenfuße fürchtet dieses!“

Und das letzte hinlegend, sagte sie:

„Dieses rettet dich vor dem Messerwind!“

Darauf ließ sie sich von Aguilar das Hündchen reichen, auf dessen Rücken der Tote über den Höllenfluß Chichuahapan getragen wird. Doch bevor sie Zeit fand, dem Hündchen den Hals zu durchbohren und mit seinem Blut das Mumienbündel zu färben, wurde sie durch ein Geräusch geschreckt. Eilige Schritte nahen. Eine weibliche Stimme rief aus der Finsternis!

„Ihr bestattet Montezuma! Unterfangt euch nicht, zu tun, was Mexico verpönt! Geht, — sonst will ich die Toten und die Lebenden wachschreien!“

„Das ist die Blinde!“ flüsterte Aguilar.

Die Zeremonie war gestört und hätte von neuem begonnen werden müssen, um bei den Unterirdischen Geltung zu haben. Unwillig gab Maisblüte dem Frater das lebende Hündchen zurück. Das Obsidianmesser, womit sie die Kehle des Tieres hatte durchbohren sollen, behielt sie in der Hand; und da eben die Gestalt Blutfeuersteins aus der Dunkelheit aufdämmerte, wollte sie sich auf sie stürzen, sie für immer stumm zu machen. Aber Aguilar, ihre Absicht erratend, riß sie zurück und hielt ihren Arm mit eisernem Griff:

„Entweihe dich nicht, Königin! Weil du ein frommes Werk unternahmst, half ich dir und will ich dir helfen. Und wenn du deine Hand nicht entheiligt, wird auch der Himmel dir helfen, die fromme Tat in einer der kommen-

den Nächten zu vollenden. Jetzt aber können wir nichts tun, als entfliehen!"

Sie flohen zur Landungsstelle zurück. Blutfeuerstein folgte langsam dem Schall ihrer verhallenden Schritte. Sobald sie aus dem Haus der Fledermäuse hinausgelangt war, wurde ihr Gang sicherer und geschwinder. Mit einem Stecken voraustastend, eilte sie über Kanalbrücken, an Lempeln und Kapellen vorbei, dem Palaste des Durch-Zauber-Verführenden zu.

46.

Der Tecpan war erleuchtet, seine Bewohner waren wach, obgleich die heilige Trommel des Schlangenberges Mitternacht verkündet hatte. Verstört rannte die Dienerschaft hin und her, trug Bottiche aus einem Boot des benachbarten Kanals und füllte die Palast-Zisternen, weil die Wasserleitung sie nicht mehr speiste.

Der Durch-Zauber-Verführende, den Blutfeuerstein von der versuchten Bestattung des Jörnigen Herrn benachrichtigen wollte, war abwesend. Er weilte noch im Hwei-Tecpan, wohin er sich begeben hatte, dem wegen der Vernichtung des Aquäduktes völlig gebrochenen, niedergeschmetteten Herrn der Welt Mut zuzusprechen. Die Torhüter wußten indes nur, daß er gegen Abend durch einen Sklaven des Weiblichen Zwillinges fortgerufen wurde und seitdem nicht zurückgekehrt war. Da sie der Blinden keine Auskunft darüber zu geben vermochten, wo er sich befand, bat sie, man möge ihre Ankunft der Königin Perlmuschel melden. Die Diener sahen sich verlegen an und sagten zögernd: die

Königin von Uacopan sei mit ihrem Gemahl in Streit geraten und habe, Weherufe ausstoßend, sich in ihr Zimmer eingeschlossen; seit vielen Stunden höre man sie in ihrem Zimmer laut weinen und jammern; doch selbst ihre treuesten Diensthfrauen erhielten nicht Zutritt zu ihr.

Dennoch ließ Blutfeuerstein sich nicht abweisen und bestand darauf, daß man sie zur Kammer der Königin führe. Es geschah. Und nachdem sie durch die Thür gesagt hatte, daß sie die Blinde sei, wurde sie von Perlmuschel eingelassen.

Raum war sie eingetreten, schloß Perlmuschel die Thür hinter ihr.

„Du kommst zu spät!“ sagte Perlmuschel mit dumpfer, verweinter, gebrochener Stimme. „Wärst du einen Tag früher zurückgekommen, — es wäre nicht geschehen . . .“

„Was, o Königin? . . . Was geschah? . . .“

Perlmuschel gab keine Antwort.

„Warum verließest du diesen Palast? Hattest du es nicht gut hier? Habe ich es dir entgolten, daß du sein Herz mir stahlst? Balsam träufelte ich in deine Augen, als wären sie mein eigenes totes Herz. Und er! . . . Jeden Wunsch erfüllte er dir. Wie verdiente er es, daß du ihn verließest?“

„O Königin, ich muß die Mörder erlauern und finden!“ sagte Blutfeuerstein.

„Seitdem du entweichst, wurde er hart gegen mich. Er glaubt ja, daß ich dich vertrieb oder umbrachte . . . Alle waren mir feind — das Volk, die Priester und meine Mutter. Nur er war mein Beschützer. Jetzt verteidigt

auch er mich nicht mehr. Jetzt haßt auch er mich . . . Als heute bekannt wurde, daß das Wasser von Chapultepec nicht mehr nach Tenuchtitlan fließt, warf er mir vor, daß ich die Göttin erzürnte. Böse Worte sprach er . . . Was verborgen in ihm war, deckte er auf. Auch ihm graust vor dem weißen Kinde . . . Als er fortgegangen war, tat ich dann was ich tat . . .“

„Was, o Königin? . . . Was tatest du?“

Wieder gab Perlmuschel keine Antwort.

„Warumkehrtest du heim? Was wolltest du von ihm?“

Da berichtete Blutfeuerstein, was sie im Haus der Fledermäuse erlauscht hatte.

„Ich werde dich zu ihm führen!“ sagte Perlmuschel.

„Ich weiß, wo er ist. Er wohnt im Tempel der Trauer. Auch ich muß dahin — zu ihm und zum Herabstoßenden Adler und zum Mexikaner-Priesterchen, die dort beisammen sind, die dort beten und knien vor dem Totenschädel aus Kristall . . . Ich habe ein Geschenk für sie . . . Doch erst muß ich mich anders kleiden!“

Sie kniete bei einer Truhe nieder und entnahm ihr eine Adlerrüstung, Pfeile, Bogen, Schild und Speer. Als sie die Waffen angelegt hatte, fragte die Blinde:

„Wie hast du dich gekleidet, Königin?“

„Als AdlERMädchen!“ sagte Perlmuschel. „Ich wurde wieder ein AdlERMädchen! Der Wasserstrom des Schicksals schwemmt alles fort! . . .“

Da schrie Blutfeuerstein angstvoll auf:

„Was hast du getan, o Königin?“

„Willst du es sehen?“ fragte Perlmuschel. Und sie führte Blutfeuerstein an die Wiege und schlug die bunten seidigen Vorhänge auseinander.

„Ich bin blind!“ sagte Blutfeuerstein. „Die Blindheit erspart mir die Qual des Schauens . . . Der Fliegen-
schwarm, den ich surren höre, sagt mir ja, was du getan hast! Mögen der Himmel und die Erde mit dir sein, o Königin!“

Lange schluchzte Perlmuschel an der Brust der Blinden.

Schwestern im Leid verließen die beiden Frauen gemeinsam den Palast und schritten durch das finstere Tenuchtitlan dem Huei-Tecpan zu, dessen Palastgarten den Tempel der Trauer umschloß. In einem Weihrauchbeutel trug Perlmuschel den Kopf ihres Kindes, um ihn neben dem großen Kristallschädel auf den schwarzen Altar niederzulegen.

Vierzehntes Buch

I.

Als die Götter alle Blumen auf der blauen Erdscheibe erschaffen hatten, wollten sie für die Gärten des Himmels die schönste der Blumen, die silberne Lilie, zauberlich bilden. Darum befahlen sie dem ohne Mutter erzeugten Kinde Quezalcoatl, der Fledermaus, eine Träne der Göttin Kochiquezal zu rauben.

Die Fledermaus flatterte bei nächtlicher Weile an das Lager der Kochiquezal, stahl eine der Tränen — welche die Schlummernde aus Sehnsucht nach dem jungen Sonnengott vergoß — und trug den Raub hinauf in den Himmel.

Nun wurde die Träne — aller zarten Dinge zartestes — von den Himmlischen in eine Lilie verwandelt, und ihr wurde verliehen, daß sie niemals welken solle.

Doch aschgrau war die Lilie, war ohne Farbe, ohne Duft. Und die Stimme Miclan Tecutlis lachte aus der Totenwelt zum Himmel empor:

„Ohne mich könnt ihr das Schönste nicht formen!“

Da trug die Fledermaus die unscheinbare graue Lilie in die Steinmesser-Hölle hinab, wo Miclan Tecutli sie mit

dem Wasser des Totenflusses wusch, bis sie weißleuchtend und wundersüß duftend wurde.

Und der skelettköpfige Affe, der Diener des Todes, entließ die Silberlilie auf das Erdenrund, weil sie dem Himmel verloren war, seit sie ihre Unsterblichkeit hingegeben hatte für ihre Schönheit. Duftgewoben und düstereich schlug die Lilie Wurzel inmitten eines Schilffees, während einer kurzen Blütezeit zauberhaft zu erstrahlen und zu verstrahlen, ein Kind anderer Welten, vergängliches, verweltbares Eigentum Mictlan Teuctlis.

Denn alles Herrlichste gehört der Totenwelt an, ist ausgeliehen von ihr für eine kurze Spanne Zeit, muß hinabsinken zu ihr, unaufhaltbar ihr verfallen und, wie jegliche Träne der Liebesgöttin, dem Ewigen Vergessen geweiht.

2.

Stundenlang hatte der Herabstoßende Adler im Haus der Trauer vor dem kristallinen Totenschädel auf den Knien gelegen, ringend mit seinem Gewissen, hadernnd mit seinen Göttern. Warum hatten sie es zugelassen, warum hatten sie es nicht verhindert, daß der Aquädukt zerstört wurde? Womit verdienten er und sein Volk diese Züchtigung? Was hatten die Azteken verbrochen, daß sie preisgegeben wurden, noch ehe der Kampf begann? Die Stadt inmitten des Salzsees war verloren ohne den Zufluß süßen Wassers... Durfte er sich taub und blind stellen gegen die grauenvolle Wahrheit? Durfte er die eigene Hoffnungslosigkeit verheimlichen? Durfte er sein Volk in den Kampf führen, auf daß es hingeschlachtet werde ohne jegliche Aussicht auf

Befreiung? . . . Aber durfte er denn andererseits die Waffen niederlegen, nachdem er sie kaum erst erhoben hatte? Durfte er sich und seinem Volke die Schmach eines schimpflichen, austrottenden Friedens aufbürden? Durfte er widerstandslos und würdelos Tenuchtitlan der Knechtschaft ausliefern, die schlimmer war als Untergang und Tod?

Er ermannte sich. Sein Gewissen hatte über seinen Kleinmut gesiegt, aber auch über die eigene Jaghaftigkeit. Sein Gewissen triumphierte über seine Gewissensnot. Eine finstere Heiterkeit erfüllte ihn, als er sich erhob und den kristallinen Totenschädel auf den fleischlosen Mund küßte — wie einer, der sich der Schattentwelt verpfändet. Für den Kampf bis zur Vernichtung, für glorreichen Untergang hatte er sich entschieden.

3.

Königin Perlmuschel und ihre blinde Begleiterin trafen im Haus der Trauer die drei Könige nicht mehr an. Zu einer nächstlichen Sitzung war der Rat der Alten zusammengerufen worden und tagte bei flackernder Fackelbeleuchtung im Drachensaal des großen Palastes.

Mit grauen Hanfmänteln angetan, die ungekämmten Haare ohne Schmuckfedern und dick mit Asche bestreut, hockten die Großen des Reiches auf niedrigen Schemeln. Obgleich der Hohepriester noch nicht erschienen war, hatte Quatemoc die Sitzung eröffnen lassen. Hinter seinem mit Jaguarfellen bedeckten Silberthron ragten gleich steinernen Säulen zwei hünenhafte Beilträger empor. Vor ihm aber stand der Annalenschreiber Feuer-Juwel und wiederholte laut, was der Herr der Welt mit leiser Stimme (wie das Her-

kommen vorschrieb), kaum den Zunächstsitzenden vernehmlich, fast flüsternd vorbrachte. Den im Haus der Trauer gefaßten Entschluß verhehlte der Herabstoßende Adler, um ihn erst bekannt zu geben, wenn die Ratgeber der Krone sich geäußert hatten. Von der furchtbaren Wirklichkeit aber, die zu einer raschen Entscheidung drängte, verhehlte er und beschönigte er nichts. Die verzweifelte Lage schildernd, zählte er die aufständischen Provinzen, die abgefallenen Vasallen auf, beschrieb die von den Brigantinen drohende Gefahr, malte ein Bild von der Umschließung Tenuchtitlan, gab an, wie viele und welche Truppen Gandoval in Chalco und Xctapalapan, Ollid und Alvarado in Tlacopan zur Verfügung standen. Durch Kundschafter, sagte er, sei festgestellt worden, daß Ollid weiter südlich bis Coyoacan vordringen wolle, um die Umzingelung zu vollenden. Er erwähnte auch den Zwist im Christenheer, auf welchen die Mexikaner so große Hoffnungen gesetzt hatten. Ein aufgedeckter Mordplan habe, nach Aussage der Kundschafter, die Stellung des Grünen Steines nur befestigt, seine Gegner eingeschüchtert; und nach der Hinrichtung des Königs Kriegsmaske sei bloß ein geringer Teil der Tlascaltteken meuternd in die Heimat zurückgekehrt. Zum Schluß sprach er von der Wasserversorgung der belagerten Stadt. Der Bau des Aquädukts habe zwölf Jahre gewährt, — den zerstörten wieder herzustellen, werde in Wochen und Monaten sich nicht bewerkstelligen lassen. Auf Rähnen müsse fortan das Trinkwasser nach Tenuchtitlan geschafft werden . . .

Als Feuer-Juwel aufgehört hatte, des Königs Rede in den Saal zu schreien, mußte niemand, ob des Königs Wille

Krieg, Waffenstillstand oder Friede sei. Nichts als Tatsachen hatte er aufgezählt und mit seiner Meinung zurückgehalten.

Der älteste der Alten erhob sich und sagte:

„O ihr edlen Mexikaner, ihr habt gehört, ihr habt vernommen, was unser Herr, unser König geredet hat. Seine Worte waren wahr und ohne Lüge wie die goldenen Pfeile des Sonnengottes. Ein Körper, dessen große Halsader durchschnitten ist, ist ein sterbender Körper. Tenochtitlan wird eine sterbende Stadt sein, wenn wir nicht Frieden schließen!“

Noch nie war das Wort Frieden über die Lippen eines Mexikaners gekommen. Guatemoc hatte ein Gemurmel des Unwillens, einen Schrei der Empörung erwartet. Doch im Saal blieb es leichenstill.

„Ihr edlen Mexikaner, ihr meine Oheime und Brüder,“ sagte der Herabstoßende Adler, „habe ich schuld an unserem Unheil, an unserem Verderben? Hätte ich das Quellwasser Chapultepecs besser schützen können als ich es tat? Richtet über euren König, und wenn er sich verging an Mexico, so schenkt ihn Huitzilopochtli dem Wundersamem! Wählt dann einen Besseren, Älteren, Erfahreneren an meiner Stelle, damit er Frieden schliesse, den ich nicht schließen kann!“

„O großer König, o Herabstoßender Adler!“ rief der alte Würdenträger. „Sind das die Worte deines Mundes? Der Himmel und die Erde mögen sie nicht hören! Du tatest wahrlich deine Königspflicht! Von den Dächern unserer Häuser und Paläste schauten wir dem Kampf in

Chapultepec zu. Deine Jaguare, Pumas und Adler starben nicht bei Octli-Gelagen in den Armen feiler Mädchen, sie starben beim Kriegstreiben auf dem Blumenfelde der Schlacht. Achtmal siegtet ihr, achtmal wurdet ihr zurückgetrieben und brachtet vier Gelbhaarige und viertausend Tlascalteken als Kriegsflaven heim. Diese Gefangenen laßt uns nicht opfern, sondern laßt uns sie schonen und aufsparen, um sie einzutauschen gegen den Frieden!"

"Nein!" rief Uotli (der Sperber), der Vertreter der Handelsherren von Tlatelolco. "Nein, Mexikaner, laßt uns die vier Gelbhaarigen und die viertausend Tlascalteken heute nacht opfern, unserer Wassergöttin Chalchiuhtlicue opfern, deren Gewand blaue Perlen sind! Denn sie ist es, die uns zücht und uns das Trinkwasser raubt. Sie ist es, die dem Feind erlaubte, Tlatelolcos zweihundert Boote zu zerschmettern, und die — wenn wir sie nicht beschwichtigen — dem Feind vielleicht erlauben wird, noch mehr Boote Mexicos zu zerschmettern, so daß wir verhungern und verdursten müssen!"

"Ja, laßt uns die Opfersklaven heute nacht noch schlachten!" riefen die Jüngerer unter den Türkisgebürtigen und den Würdenträgern. "Wir wollen die Göttin mit Edelsteinwasser besänftigen!"

4.

"Womit kränkte ich die Göttin?" fragte der Herabstoßende Adler. "Als mein Vater, König Molsch, eine zweite Wasserleitung von Coyoacan nach Tenuchtitlan baute, widerriet ihm der kluge Tzoçoma. Und mein Vater sandte Mörder aus, die Tzoçoma erwürgten. Sowie der Bau

beendet war, opferte mein Vater drei kleine Kinder und redete das Wasser an: ‚Sei willkommen, Herrin!‘ Aber das Wasser war erbost über den Mord am weisen Tzoſoma. Darum ergoß es sich nicht wie ein Quell sondern wie ein wütender Strom in den See. Und der See stieg, überschwemmte Tenuchtitlan und riß die Häuser der Reichen und der Armen nieder, auch den großen Palast meines Vaters. Durch eine niedere Tür flüchtend, stieß sich König Molch eine tödliche Wunde in die Stirn. Doch bevor er an der brandig gewordenen Wunde starb, ließ er sein Felsenbildnis meißeln mit den Gesichtszügen des Gottes Xipe Totec, Unseres Herrn des Geschundenen. Und bei der Einweihung des Bildes ging er im Mantel der sieben Rosenknospen mit schweren Goldketten behängt, räucherte, köpfte Wachteln und weinend bat er die Zypressen Tenuchtitlans um Verzeihung, daß er sie entwurzelt hatte. Und das Volk Mexicos bat er, ihm wegen seiner Jugend und Unerfahrenheit zu vergeben. Und das grimmige Wasser bat er niederkniend und schluchzend um Vergebung, daß er es erzürnt hatte durch den Mord am weisen Warner Tzoſoma... Damals hatte unsere Göttin Chalchiuhtlicue einen Grund, meinen Vater zu hassen. Welchen Frevel aber begingen wir, was tat ich, euer König, daß wir solche Strafe verdienen?“

Niemand wagte zu antworten außer Tlatelolcos Vertreter Tlotli:

„Indem du fragst, o großer König, verleihst du uns die Kühnheit, auszusprechen, was wir sonst verschweigen müßten. Wie König Molch, dein Vater, gewarnt wurde, so wurdest auch du gewarnt und hast die Warnung nicht beachtet wie

jener! Die Wassergöttin ist erbost, weil die Königin von Tlacopan den Hohen Rat belog, als sie uns erzählte, sie habe das weiße Kind im Pantitlan-Strudel ertränkt. Versprochen ward das Kind der Göttin und ward ihr dennoch vorenthalten. Noch heute verpestet ja der Atem des weißen Kindes die heilige Luft Tenuchtitlans! Nicht nur Chalchiuhtlicue — auch Huitzilopochtli ward beleidigt, denn er verbot allen weißen Wesen den Aufenthalt in seiner Stadt. Die Königin Perlmuschel aber troßt den Priestern und den Göttern . . . und sie hat mächtige Beschützer! . . . Ein Verbrechen an unseren Göttern war der Vorschlag, den wir staunend und empört vorhin vernahmen: die vier weißen Opfersklaven zu schonen; sie aufzusparen, sie einzurwechseln gegen einen schlechten Frieden. Mit den Bewohnern des Himmels wollen wir Frieden schließen — aber niemals mit dem Todfeind! Die Erde Mexicos muß mit Blut begattet werden — dann wird die Gunst der Sterne uns wieder strahlen! Lilgen laßt uns unsere Schuld: sofort laßt uns zur Opferung der Tausende schreiten! Und auch der Wassergöttin wollen wir geben, was ihr gehört: das weiße Kind!“

Mit lauten Zurufen stimmte der Hohe Rat ihm bei. Die gedrückte Stimmung schlug in einen purpurnen Eifer um. Die Kriegspartei hatte die Oberhand gewonnen. Die Friedensfreunde waren verstummt.

Ohne überreden zu müssen, ohne das Gewicht seines Königswortes in die Wagschale zu werfen, sah der Herabstoßende Adler seinen Wunsch erfüllt: Mexico wählte den Untergang, den glorreichen Tod . . .

Guatemocs düsterer Freude hierüber war ein Tropfen Galle beigemischt. Den Unschlag der Stimmung verdankte er der Rede eines Gegners, eines heimlichen Hassers; und erkaufte war der Erfolg mit der Preisgabe der Königin von Tlacopan.

Bekümmert flüsterten mit ihm der Durch-Zauber-Versührende und Dhring-Schlange. Er schüttelte abweisend den Kopf — er durfte nicht mehr die schützende Hand über die Freundin halten. Und selbst dem Durch-Zauber-Versührenden versagte der Mut, die Versammlung um Erbarmen mit der Mutter des fluchbedeckten Kindes anzusehen...

Da trat der Hohepriester ein, begleitet von einer Schar schwarzgeschminkter Opferer; und an der Hand führte er die als Adlermädchen gekleidete Königin von Tlacopan. Für eine Weile wurde es unheimlich still im Drachensaal.

5.

Ungehindert gelangte Perlmuschel bis vor die drei Throne. Da brach der Sturm los. Der Rat der Alten tobte, beschimpfte sie, verwünschte sie, bedrohte sie:

„Gib uns das Kind heraus, Verräterin! Hüte dich, daß wir dich nicht schlachten mitsamt deinem Kinde!“

Und andere schrien:

„Packt sie, bindet sie, schleppt sie zur Opferblutschale!“

Regungslos und verloren lächelnd blickte Perlmuschel mit jammernden Augen die Schreier an. Sie trug ein Hemd, das mit großen Adlerfedern dicht benäht war, die Hemdärmel bestanden aus herabhängenden langen Adlerfedern, ihre Füße waren von tiefen holzgeschnitzten Adler-

fängen verdeckt, ihr Helm stellte einen Adlerkopf dar, aus dessen weit aufgerissenem Schnabel ihr Antlitz totenblaß hervorleuchtete.

Der Durchzauber-Verführende war emporgesprungen und hatte einem der wachhaltenden Beilträger die Prunkkatz entrispen. Er wollte sein Weib vor der Meute ihrer Feinde schützen. Doch wie gelähmt durch ihren blutenden Blick ließ er bald die schon erhobene Art müde niedersinken. Und Perlmuschel sprach mit fremder, gleichsam aus einer Ferne erklingender Stimme:

„Ihr wollt mir das Herz aus der Brust schneiden, o ihr edlen Mexikaner? Ich selbst schnitt mir den Edelstein heraus aus meinem Fleisch, ich selbst schnitt mit meinen eigenen Händen mein zuckendes rauchendes Herz mir aus der Brust! Wißt ihr wie das schmerzt, ihr Opferer? Wißt ihr wie das weh tut, des Herzens beraubt sein und leben? . . . Haltet die Fackeln hierher und schaut es euch an, betrachtet es euch, das Greuel meines Selbstopfers! . . . Ich, die Tochter des Herrn des Fastens, der euren Blutdienst verwarf und verabscheute, ward durch euch zur Schlächterin! . . . Güttert, sättigt euren Gott mit meiner Qual!“

Sie griff in den Weihrauchbeutel und holte den Kopf ihres Kindes hervor. So abgestumpft, so gefühllos war sie durch das Übermaß von Pein geworden, daß sie das Haupt des Kindes an den Haaren packte und wie ein Schreckensbild dem hohen Rat entgegenhielt. Wächsern schimmerte das schöne Kinder Gesicht im rötlichen Geflackter der Harzspäne. Rufe der Bewunderung und Bewunderung gellten durch den Saal.

„Die Mexikaner haben dir gegrollt, o Königin, — nun werden sie dich verehren als Mutter des Volkes! Denn du hast Tenuchtitlan gerettet!“ rief das Mexikaner-Priesterchen.

Perlmuschel schüttelte mit grimmem Lachen den Kopf:

„Können die Mexikaner mit den Blutstreck von den Händen waschen? Ich habe seit Stunden daran gerieben und gewaschen, doch die Hand bleibt feuerrot! . . . Ich will nicht von euch verehrt sein, o ihr edlen Mexikaner, ich will die Mutter des Volkes nicht heißen, ich will nicht mehr Königin sein! Das Adlerhemd zog ich an, weil ich die Nacht und das Vergessen suche!“

Sie legte den Kopf ihres Kindes vor Guatemocs Silberthron nieder. Sie ging der Tür zu — alle wichen scheu vor ihr auseinander —; ihren Gatten, der ihr folgen wollte, bannte sie mit versteinerten Augen. Allein verließ sie den Drachensaal und den Großen Palast, um unterzutauchen in Nacht und Vergessen.

6.

Auf den Menschenwürgeplätzen von drei Pyramiden — dem Coatepec oder Schlangenberg Huitzilopochtli, dem Uixnahuac oder Dornenort-Tempel Tezcatlipocas und dem Yopico-Tempel Xipe Totecs, Unseres Herrn des Geschundenen — wurden gleich nach der Sitzung des Rates der Alten die vier Kastilier und die viertausend Tlascalteken geschlachtet. Die drei Könige, je einer auf einer der drei Pyramiden, nahmen tätig teil an der nächstlichen Opferhandlung, in weiße Schlächtergewänder gehüllt, mit weißen Hauben auf

den Köpfen wie die Opferpriester, bis ihnen schwindlig ward vom genossenen Edelsteinwasser, bis ihre Hände erlahmten von der blutigen Arbeit . . .

Als die viertausendundvier Herzen auf den Altären lagen, schritt der Herabstoßende Adler an der Spitze einer Kienfackeln tragenden Prozession durch den Stadtteil Teopan bis ans Seeufer. Und er streute Körbe voll Mondblumen, Feuerreihcr-Blumen, Wasserkilien, Totenbein-Blumen und Calliandra-Blüten in den Schilfsee, so daß der Wasserpiegel im Umkreis einem Blumenfelde glich. Und schließlich warf er den Kopf des weißen Kindes den Blumen nach. Eine Weile schwebte der Kopf vom Nachtwinde geschaukelt mattgelb auf dem lilienteißen Kelche einer Seerose; dann schwand er mit ihr in der Tiefe und bald darauf stieg sie ohne ihn wieder an die Oberfläche empor.

Glückstrahlenden Angesichts redete der Herr der Welt das Wasser an:

„O Herrin! du hast unser Geschenk empfangen, du hast es gnädig angenommen, du hast es behalten!“

Maskc war das Gestrah! auf seinem Antlitz.

Er wußte es ja, daß der Blaue Planet — Quezalcoatl — seinen Speer auf die wunderschöne, in ein Gewand aus Nephrit-Perlen gekleidete Göttin geschleudert hatte. Sie, Mexicos mächtigste Beschützerin, schlief todwund auf dem Boden des Sees und ihre grüne Edelsteinschale war entzweigesplittert.

Er wußte es. Aber die Mexikaner durften es nicht wissen.

Der goldene Morgen erglomm bei Guatemocs Rückkehr in den Huei-Tecpan. Der Durch-Zauber-Versührende und Blutfeuerstein erwarteten ihn dort. Die Blinde war nicht wie Königin Perlmuschel vor den Großen Rat gelassen worden und erst nach der Opferung der Tausende hatte sie dem Durch-Zauber-Versührenden mitteilen können, daß ein Versuch gemacht worden war, Montezuma zu beerdigen. Jetzt erfuhr es auch der Herabsloßende Adler.

„Ein Geheimnis ist es und muß ein Geheimnis bleiben!“ sagte Guatemoc. „Die Tat der Königin Perlmuschel hat den Mexikanern Mut und Zuversicht zurückgegeben. Wäre aber dieses heute Nacht bekannt geworden, — nimmermehr hätte ich die Verzweiflung des Volkes bannen können.“

„Du mußt das Verbot der Bestattung erneuern, wieder die Todesstrafe androhen!“ rief der König von Tlacopan.

„Nein. Das könnte Neugierige ins Haus der Fledermäuse führen, welches sonst kein Mensch betritt: — was wir geheim halten wollen, könnte dadurch bekannt werden. Auch vermag ich das Rätsel nicht zu lösen, wer die Bestattung unternahm . . .“

„Denkst du — an die Blume deines Herzens . . .?“

„Sie ist fern, eine Gefangene bei den Söhnen der Sonne . . . Wäre sie frei, sie wäre zuerst zu mir gekommen . . . Wir wollen den Ort streng bewachen lassen, auch die Gräberinsel Copalco, wohin sich die Toten ein Boot erbitten . . .“

Zwei Tage nach Olids und Alvarados Zweikampf erhielten die beiden Oberfeldherren Briefe von Cortes, worin er sie beschwor, des heiligen Kreuzfahrer-Zieles wegen ihren Zwist beizulegen. Auch an Andrés de Tapia und Alvarez Pineda langten Schreiben an: Cortes bat sie, Vermittler zu sein und zu verhüten, daß durch Haß, Kauflust und Eigensinn der Führer das große Unternehmen gefährdet werde.

Es kam zu einer — wenn auch nur äußerlichen — Versöhnung. Olid, wundsiebernd ans Krankenbett gefesselt und wie immer unberechenbar, zeigte plötzlich ein großzügiges Entgegenkommen: er stellte sein Heer unter den Oberbefehl Alvarados, damit dieser in der Lage sei, sich des Dammtweges von Tlacopan (oder Tepeyacac) zu bemächtigen.

Aber vor Olids Freundlichkeit hätte Alvarado auf der Hut sein sollen. Die Verdoppelung seiner Truppe war von wenig Nutzen beim Angriff auf die schmale Dammstraße, deren weißes Kalksteingeländer noch die Kugelspuren der Nacht der Schrecken aufwies. Wie damals waren auch jetzt die Holzbrücken von den Dammdurchstichen entfernt. Wie damals kämpften die Azteken zu Land und zu Wasser, gleich Bibern oder Fischottern sprangen sie in die Gluten, sobald die Bomben der Kartaunen den Damm bestrichen, tauchten unter, spannten unter den Wellen ihre Bogen und erkletterten die Böschung, wenn sie durch die Leiber der Feinde vor Geschossen gedeckt waren. Biber und Fischottern, zweilebige Wesen, waren die Bewohner der Wasserstadt

und Quahuacs — des Wasserganes; und erbitterter suchten sie denn je, voll Zuversicht auf den Beistand der Wassergöttin, seitdem sie den Kopf des weißen Kindes entgegengenommen hatte.

„Schurken!“ riefen sie den Christen zu. „Kommt alle auf den Damm, damit wir unseren Schlangen und Pumas euer Fleisch zu fressen geben! — schon haben wir sie gefüttert mit eurem Fleisch!“

Aufgeschichtete Balken versperrten an vielen Stellen den Weg; sie wurden beseitigt. Bis zum ersten Dammdurchstich drangen die Kastilier vor, vermochten aber, durch herannahende Boote gehindert, sich dort so lange nicht zu halten, bis eine Brücke geschlagen war. Mehrmals erreichten sie den Dammdurchstich und jedesmal mußten sie wieder zurückweichen.

Vier Tage währten die ergebnislosen Kämpfe. Der großen Verluste wegen sah Alvarado sich schließlich gezwungen, die Erstürmung aufzugeben. Solange die indianische Flotte durch die Brigantinen nicht in Schach gehalten oder zerstört war, war ein Vordringen hier nicht möglich.

Die Schlappe nahm Olid zum Anlaß, sich von neuem mit Alvarado zu überwerfen. Wäre er gesund gewesen — behauptete er —, ihm wäre mit einem Heer gelungen, was Alvarado mit zwei Heeren mißlang. Der Unfähigkeit Alvarados sei der Mißerfolg zuzuschreiben. Entrüstet und verärgert (obgleich im Grunde zufrieden damit, daß der andere sich keine Lorbeeren gepflückt hatte) zog Olid sofort mit seinem Heer nach Süden und setzte sich in der südwestlich von Tenuchtitlan gelegenen Pfahlstadt Coyoacan fest.

Am 18. Mai des Jahres 1521 — eine Woche nach dem Aufbruch der drei Heere — verließen bei Morgendämmerung die dreizehn Brigantinen den Hafen von Tezcucuo. Die Umzingelung Tenuchtitlans war vollendet: von Chalco aus beherrschte Alonso de Djeda mit den ihm unterstellten Hilfsvölkern die Süßwasserseen von Chalco und Kochimilco sowie die südöstliche Küste der Salzlagune; Luis Martín, der in Tezcucuo zurückgeblieben war, bewachte die nordöstliche, Alvarado die nordwestliche Küste; Olid in Coyoacan und Sandoval in Jxtapalapan hielten Wacht an den südwestlichen und den südlichen Salzlagune-Ufern. Erst jetzt durfte Cortes wagen, an die Ausführung seiner ersten und wichtigsten Aufgabe zu gehen: wie Eulen die kleinen Vögel, so sollten die großen Schiffe die indianischen Einbäume anlocken und ins Verderben locken; und wenn dies geschehen, wollte er Olid in Coyoacan beistehen, sich des Dammweges zu bemächtigen. Von Glück begünstigt erreichte er sein Ziel leichter und schneller als er selbst gehofft hatte.

Sein Glück war es, daß nach einer kurzatmigen Morgenbrise eine plötzliche Windstille eintrat. Der windstille Tag war vom Herabstoßenden Adler — und hernach auch von der Priesterschaft — den Mexikanern als der Tag der Vernichtung der Wasserhäuser angekündigt worden. Fünftausend gutbemante Boote lauerten darauf, die Brigantinen zu überfallen.

Die Segel vom Morgenwind gebläht, hatten die Brigantinen die Mitte des Sees bereits erreicht, als die Sonne

über die Kordilleren stieg. Sie waren am steinernen Wehr entlang gefahren, das — nach der durch König Molchs unheilvolle Quellleitung verursachten Überschwemmung — zwischen Tenuchtitlan und Tezcuco errichtet worden war. Von diesem Wehr hatten schon vor längerer Zeit die Steinmehsen der Schwarzen Blume große Teile niedergerissen, so daß nicht mehr bloß an der südlichen Wehröffnung eine Durchfahrt möglich war. Als die Brigantinen in den offenen See hineinglitten, flaute der Wind ab. Doch jedes der Schiffe hatte zwölf Ruderer an Bord und konnte sich, wenn auch langsam, fortbewegen.

Das Geschwader kam an einer Felseninsel vorbei, deren Spitze von einem besetzten Schloß, einem Anacalli („Wasserkriegshaus“), gekrönt war. Auf dem flachen Dache des kleinen Tezcuco entzündeten soeben aztekische Männer und Frauen ein Feuer — offenbar ein Signal für das fern schimmernde, in bläulichen Morgendunst getauchte Tenuchtitlan. Im Begriff eine Seeschlacht zu liefern, mochte Cortes eine mit Schießscharten versehene Befestigung in seinem Rücken nicht dulden, um so weniger als von ihr aus der Gegner durch Flammenzeichen verständigt wurde. Darum ließ er Pedro Barba, Antonio de Carajaval und die Schwarze Blume mit hundert Mann landen, welche nach kurzem heftigem Kampf die starke Besatzung der Wasserburg niedermachten und nur die Frauen und Kinder verschonten. Fünfundzwanzig schwerverwundete Kastilier mußten auf ihre Schiffe getragen werden.

Als alle Ausgeschifften sich wieder an Bord befanden, war der letzte leise Windhauch geschwunden, kein Wimpel

regte sich mehr. Die Kastilier verwünschten die unzeitige Windstille: „Nun sind wir wie Fische, denen man die Flossen beschnitten hat! . . .“ rief Martín Gutiérrez aus, Krebsrot vor Wut. Denn schon wurde die mexikanische Boot-Flotte sichtbar. Die Feuer-signale waren vor mehr als einer Stunde in Tenuchtitlan erblickt worden und hatten die Stadt in einen Freudentaumel versetzt: endlich gingen die Gelbhaarigen in die ihnen bereitete Falle! Fünftausend mit Schildträgern gefüllte Boote ruderten den großen Wasserhäusern entgegen.

Im Süden der zerstörten kleinen Wasserburg befand sich eine Untiefe. Und es war des Herabstoßenden Adlers Plan, die Brigantinen dorthin zu treiben, so daß sie auslaufen mußten. Der Zufall wollte es, daß Cortes, der von jener Untiefe nichts ahnte, seinem Geschwader befahl, rudern dem Ansturm der Einbäume nach Süden auszuweichen; — er wollte, die Wasserburg umschiffend, plötzlich im Norden auftauchen und dem Feind in die Seite fahren. Zu seinem und der Seinen Heil bewegten sich die Brigantinen überaus schwerfällig und langsam. Die Siegeszuversicht der Mexikaner stieg ins Unermeßliche: sie glaubten, die Christen hätten vor ihnen die Flucht ergriffen, und jubelnd gewahrten sie, daß die Schiffe sich südwärts wandten. Die Untiefe war jedoch noch nicht erreicht, als sich ein heftiger Wind erhob: Quezalcoatl, der Gott des Windes, begünstigte die Söhne der Sonne! Sofort widerrief Cortes seinen Befehl, ließ die Brigantinen wenden und mit geblähten Segeln auf die Mitte der aztekischen Flotte zuhalten, um sie rammend zu überrennen.

Wie Lapislazuli leuchtete der tiefblaue See. Dann wurde er schwarz von Booten. Und dann — eine halbe Stunde später — spritzten rote, blutgefärbte Wellen zu den haushohen Steven der Brigantinen empor. Wie Pflüge schnitten die Riele in die von Leichen beschwerten Purpurtwogen. Nur ein geringer Teil der aztekischen Flotte konnte — flüchtend und verfolgt — Schutz finden in den engen Kanälen Tenuchtitlans.

10.

Der von Coyoacan nach Tenuchtitlan führende Steindamm traf mit dem Damm von Ixtapalapan — etwa eine halbe Meile vor dem Stadttor und unfern des letzten Dammdurchstiches, der Brücke Xoluco, — an einem, Acachinanco genannten, der Wasserstadt vorgelagerten und mit hohen Wehrtürmen versehenen Bollwerk zusammen. Durch je eins der zwei südlichen Festungstore eintretend, verschmolzen die beiden Dammwege innerhalb des Bollwerkes und verließen es als einer durch das eine, Tenuchtitlan gegenüberliegende, Tor. Einst hatte die erste Begegnung zwischen Montezuma und Cortes hier stattgefunden.

Das siegreiche Geschwader ankerte vor der Brücke Xoluco. Die Mexikaner hatten einen Angriff an dieser Stelle nicht erwartet, wohl auch nicht für denkbar gehalten: daher war der Damm hier überhaupt nicht bewacht. Ohne Widerstand zu finden, landeten die Christen; und in Ruhe konnten die Artilleristen Alonso de Mesa, Juan Catalán und der Levantefahrer Urbenga die kupfernen Kanonen, die Feldschlangen und das Pulver ausbooten. Dann stellte sich

Cortes an die Spitze seiner Truppe neben den Fahnen-träger Cortal und stürmte das Bollwerk Acachinanco. Der aus hundert Mann bestehenden Besatzung kamen — zu spät benachrichtigt und noch verwirrt von der Niederlage der Flotte — die Azteken aus dem Stadttor herausstürmend zu Hilfe, vermochten jedoch ohne Boote das Schicksal der Festung nicht mehr zu wenden. Gegen Abend wurde die Kreuzfahne auf den Türmen des Bollwerks gehißt. Die zurückweichenden Azteken verfolgte die Schwarze Blume bis ans Stadttor. Doch Cortes wollte in Tenuchtitlan noch nicht eindringen und ließ zum Rückzug blasen.

Als die Nacht einbrach, sandte er Alonso de Mesa und die Artilleristen nach Xztapalapan und ließ sich von Sandoval Pulver aus. Durch die Unvorsichtigkeit des Feuerwerkers Bartolomé de Usagre war die Munition bei der Brücke Xoluco in die Luft geflogen.

Von diesem Mißgeschick abgesehen, konnte Cortes mit den Erfolgen des ersten Kampftages zufrieden sein. In den Kanälen Tenuchtitlans und rings auf der Lagune schwammen zwar fünfzigtausend Kanoes, die meisten jedoch waren sogenannte Liamicacalli, „Marktboote“, zum Verfrachten von Waren erbaute, ungelente, flache Rachen. Von den schwarz und blau gestreiften Kriegsbooten mit den blauen Rudern hatten die schnellsten und besten an der Seeschlacht teilgenommen, und nur Trümmer von ihnen schaukelten jetzt auf den Wellen. Mochten auch die Bootsbauer neue Kampf-Kanoes zimmern, — das erforderte viel Zeit, und den Belagerten konnte der Erfolg kaum mehr zu statten kommen. Durch die Seeschlacht waren die Mexi-

kaner grausam belehrt worden, daß die Seeungeheuer, die Brigantinen, zu bekämpfen aussichtslos war. Und so gelähmt und erschüttert hatte sie der Verlust ihrer Flotte, daß sie an die Verteidigung des Bollwerks Acachinanco erst dachten, als es sich nicht mehr retten ließ.

Eine halbe Meile vor Tenuchtitlans Tor, am Treffpunkt zweier Dammtwege, hatte Cortes sich festgesetzt. Dem Eingreifen höherer Mächte glaubte er dieses glückhafte Gelingen zuschreiben zu müssen, so überraschend schien es ihm selbst. Seine Absicht war gewesen, nach der Seeschlacht seine Truppen mit dem Heere Olids zu vereinigen und das Hauptquartier in Coyoacan zu errichten. Jetzt entschloß er sich, in der Festung Acachinanco zu bleiben und von hier aus die Belagerung zu leiten.

II.

Die folgenden Tage hatten die Christen wütende Gegenstöße abzuwehren. Den Azteken war es zum Bewußtsein gekommen, daß der Verlust von Acachinanco den Verlust des Südores sowie der Stadtteile Teopan und Moxotla bald nach sich ziehen mußte, und nun wollten sie — koste es was es wolle — das Bollwerk zurückhaben. Sie griffen gleichzeitig Sandoval in Tzotapalapan und Olid in Coyoacan an, in der Hoffnung, Cortes vom Festland abschneiden zu können. Wie sehr sie sich auch vergebendeten, erreichten sie doch nichts gegen Cortes, der im Schutz der Brigantinen kämpfte und die Feste zur uneinnehmbaren Festung ausbaute; aber Sandoval und Olid hatten große Mühe, die besetzten Brückenköpfe zu halten, da in Tzotapalapan sowohl wie in Coyoacan

die Lagune von bemannten Ruderkähnen wimmelte, deren Pfeilregen sich mit Feuerwaffen nicht bannen ließ. Sandoval war schließlich gezwungen, sich in die oberen amphitheatralisch auf einem Hügel gelegenen Stadtteile Ixtapalapan zurückzuziehen, während er die untere Stadt — soweit sie nicht beim ersten Rekognoszierungszug durch die Feuersbrunst und den Dambruch zerstört war — den Azteken überlassen mußte: ohne eigene Flotte konnte er sich in den Kanälen der weit in die Lagune hinausragenden Stadt auf die Dauer nicht halten. Olid saß zwar fest in Coyoacan, kam aber auf der Dammstraße nicht vorwärts und hatte so große Verluste, daß er genötigt war, Cortes um Hilfe anzugehen. Nicht besser erging es Alvarado in Tlacopan: dort war jetzt der Damm bis zur ersten Dammlücke in den Händen der Christen und war rasenden Überfällen ausgesetzt. Gegen ihre Gewohnheit kämpften die Mexikaner auch bei Nacht, — die Kastilier kamen nicht aus den Kleidern. Sie siegten immerwährend, doch vergebens, da ohne Unterbrechung mit jeder geglückten Abwehr eine neue Abwehr begann und die Brücke über den Dammdurchstich doch nicht geschlagen werden konnte. Der Erfolg war wie eingefroren.

Darum nahm am dritten Kampftage Cortes eine Teilung seines Geschwaders vor. Zwei Brigantinen erhielt Sandoval, vier Alvarado, vier Olid und drei Brigantinen blieben bei der Brücke Xoluco. Damit war das Schicksal der drei Dämme entschieden. Nachdem nunmehr in Ixtapalapan Sandoval sich mit Hilfe der Brigantinen der unteren Stadt und der Dammstraße bemächtigt hatte, begab er sich mit

der Hälfte seines Heeres auf Cortes' Wunsch, am Westufer der Lagune entlang ziehend, über Coyoacan — wo er fünfzig seiner Pikeniere Olid überließ — nach Tlacopan zu Alvarado und ermöglichte es diesem, alle Hindernisse des Damms von Tepeyacac zu überwinden und bis an das nördliche Tor von Tenuchtitlan vorzurücken. Inzwischen war Olid durch seine vier Brigantinen instand gesetzt worden, sein Heer mit der Truppe des Cortes zu vereinigen.

12.

Jetzt fühlte sich Cortes stark genug, in den Süd'eil von Moyotla Brezche zu legen. Am Morgen des vierten Kampftages, nachdem Pater Olmedo — vor Himmel und Wasser und Heer — eine ergreifende Messe gelesen hatte, erstürmten Cortes, Olid und die Schwarze Blume das letzte Stück der Dammstraße, das Südtor und das dichtbei befindliche Haus der Speere, das Arsenal Tenuchtitlans. Dann trennten sie sich: Cortes — mit der Schwarzen Blume an der Seite — suchte auf der breitesten Verkehrsader der Stadt, der Straße der blauen Erdscheibe, vorrückend, die Schlangenbergpyramide zu erreichen, weil dort das Herz Mexicos pulsierte; seine Kastilier folgten ihm freudig, fand doch die neuerdings aufgetauchte Legende unter ihnen Glauben: die Kalkverkleidung des Sanktuars sei mit Goldstaub und Goldkörnern gemischt, so daß eine Handvoll Kalk, durch ein Goldsieb geschüttet, Feingold im Werte eines Dukaten ergebe . . . Olid aber wandte sich gegen das westliche Moyotla; — sein Ziel war der Palaß des Königs Wasser-

gesicht und der Huei-Tecpan mit dem dort vermuteten Goldschatz des Herabstosenden Adlers.

Um in Verbindung mit der Festung Acachinanco zu bleiben, hatte Cortes die indianischen Bundesgenossen dazu angestellt, sämtliche Durchstiche des Xstapalapan-Dammes mit Steinen aufzufüllen bis zur Höhe der Dammsstraße. In verhältnismäßig kurzer Zeit führten die Hilfstruppen den schwierigen Auftrag aus, ebneten den Weg und machten ihn fahrbar für Pferde und Geschütze. Am späten Nachmittag rollten die Kartaunen und Feldschlangen durch das eroberte Südtor und nahmen Stellung in der von zwei schmalen Kanälen eingefassten, eine Fortsetzung des Xstapalapan-Dammes bildenden Straße der blauen Erdscheibe. Dort waren die Kastilier bis zu einem die Straße querenden großen Kanal vorgedrungen, dessen Brücke entfernt und dessen jenseitiges Ufer von einem eben erst aufgemauerten Steinwall geschützt war. Hinter dem Steinwall, den Musketenkugeln fast unerreichbar, schossen die Azteken aus den Schießscharten Pfeile und Speere, hinderten stundenlang Cortes, den Kanal zu überschreiten. Dieser Hemmung machten Alonso de Mesa, Catalán und Urbenga ein Ende — ihre Kartaunen rissen den Steinwall nieder. Und während die Kastilier den Kanal überbrückten und vorwärts stürmten, verrichteten die Krieger der Schwarzen Blume das erste Verwüstungswerk. Weil herab von den Tlapantli oder Dachterrassen auf die Christen geschossen wurde, zerstörten die Acolhuaken Haus für Haus zu beiden Seiten der Hauptstraße. Viele der reichsten und schönsten Gebäude Tenuchtitlans wurden in Trümmer gelegt.

Inzwischen hatte Olid im westlichen Teil des Stadtviertels Moyotla als Nordbrenner gehaust. Nach hartnäckigen Kämpfen war er bis an den Tecpan des Königs Wassergesicht — das einslige Quartier der weißen Götter — herangekommen. Als er sich schließlich den Eintritt erzwang, fand er im unterirdischen Schatzhause das erhoffte Gold nicht vor. Zwar war der von Perlenfischern nach der Nacht der Schrecken aus der Seetiefe heraufgeholtte Schatz Montezumas in die königlichen Schatzkammern zurückgetragen worden. Aber Dhrring-Schlange und der Durch-Zauber-Verführende, denen die Verteidigung der beiden Königspaläste anvertraut war, hatten Zeit gefunden, als sie nach verzweifelttem Widerstand von Gasse zu Gasse vor den Feuerwaffen zurückweichen mußten, sowohl alle im Palast des Königs Wassergesicht wie ebenfalls die im Huei-Tecpan aufbewahrten Kostbarkeiten, Juwelen und Goldbarren an die nördlichste Spitze Tenuchtitlans in den einstigen Palast der Könige von Tlatelolco, den später Montezumas vom Tode auferstandene Schwester Prinzessin Papan bewohnte, schaffen zu lassen. Wütend über die ihnen bereitete Enttäuschung, setzten Olids Soldaten den Palast des Königs Wassergesicht in Brand.

Von dort zog Olid vor den Huei-Tecpan. Den Widerstand, den die Könige von Tlacopan und Tezcucio ihm dort entgegensetzten, konnte er erst nach langwierigem Gefechte brechen. Es war Nacht geworden, als er in den Großen Palast einzog. Auch hier ließ er das Gebäude seine Enttäuschung über die entgangene Beute büßen. Von fest-

genommenen Haus-Erleuchtern in den Raum geführt, wo die Fackeln aufbewahrt wurden, bewaffnete er sich und seine Soldaten mit lodernnden Harzlichtern. Dann rasten sie, eine Horde von staub- und blutbedeckten Dämonen, durch die nachtfinsternen Prunksäle, entzündeten die Wandteppiche aus Federverk, die geschnitzten Wandtäfelungen, die Perlenvorhänge der Lüren, Thronhimmel und Bett-himmel, das Federngebälk der Saaldecken und die über die Höfe gespannten buntgewirkten Zeltäcker. Am schnellsten verwandelte sich das Amocalli, — die Bibliothek mit ihren Schätzen aus Agavepapier, — in eine wütend hüpfende Lohe. Bald bedurfte das Feuer keiner Feuerung mehr, es suchte sich selbst seinen Weg, gleichsam ein aus dem Bett getretener Flammenstrom drang es überall hin, in Höhen und Tiefen, brandete an den steinernen Palasttürmen empor, flutete in die Götterkammern, in die Schlaffsäle und fraß sich durch bis in die unterirdischen Räume, die bis vor kurzem den Goldhort Mexicos geborgen hatten. Das Hauptgebäude mit den Seitenflügeln, das Haus der Vierhundert Frauen, das schöne Ballspielhaus, wo Montezuma mit dem Herrn des Fastens um die drei Truthähne gespielt hatte, das schwarze Haus der Trauer und alle Nebengebäude und Pavillone wurden ein einziger Brandherd, umtobt von einer tanzennden Feuerwindhose.

Als das kleine Haus der Trauer in sich zusammenstürzte, verschonten wunderbar die fallenden Mauern den in ihrer Mitte stehenden Steinaltar, und unversehrt ragte der kristallene Totenschädel über die Trümmer hinaus, Myriaden von daseinslustigen, hüpfenden Feuerschmetterlingen

in seinen wasserklaren Tiefen widerspiegelnd, nachdenklich und gefühllos grinsend — der Tod, der allein dem Tode entging.

14.

Die Christen mußten vor der Wut des Elementes, das sie gerufen hatten, weichen. Die Hitze im Palastgebäude wurde unerträglich. Von den Türmen sprang ein knisternder Funkenregen hinab auf das Blätterdach der Palmen und Ceiba-Bäume, auf die Rosenbäume, Azaleen und Opuntien. Die langsamen Faultiere, die nicht wie die Papageien und Kollschwanzaffen hatten fliehen können, stürzten brennend aus dem Baumgeäst. Die tausendjährigen Zypressen Montezumas ersackerten wie riesenhafte Kerzen. Die Silberlilien und alle einzigartigen Blumen Montezumas brannten. Der rote Blütenbaum von Yuquane ward Kohle und Asche. Das Wildfeuer in den Prachtsälen des Hauptgebäudes lechzte nach frischer Luft und sprengte daher das Gemäuer, das krachend zusammenbrach. Da wurde eine Reihe von sechzehn steinernen Säulen sichtbar, die großen Rubinen ähnlich die Glut überglühten . . .

Ein neues Feld der Lätigkeit bot sich der Zerstörung des Feuers und der Menschen dar in dem an den Palastgarten sich anschließenden, einst von Montezuma prachtvoll angelegten Tierpark. Dort gab es turmartige und erzvergitterte Zwinger für Raubtiere, — Pumas, Luchse, Jaguare, Bären, — Käfige für Katzenfrette, Coçatli-Wiesel, Baumstachelschweine, Füchse; für Vampire, Hufeisennasen, Plattnasen und andere, Quimichpatlan genannte, Blumennektar saugende

Fledermäuse. Eingepfercht in Hürden waren Prärievölfe, Stinktiere, Ameisenbären, Rotwild, Kaninchen und auch jener junge Büffel, den Langaroon, der König von Michuacan, dem Behandshuhten als Geschenk für Guatemoc mitgegeben hatte. Ferner gab es dort eingezäunte Wasserbecken für Seelöwen und für drachenlange Alligatoren; in morastigen Schmutztümpeln wälzten sich Tapire und Nabelschweine. Eines der Häuser war ein Terrarium, wo jederart schädliche und unschädliche Schlangen gesondert in Käfigen lebten und ebenso kleine und große Iguaniden: Leque oder mexikanische Eingedecksen, große Kammeidecksen, Felsen- und Baumeidecksen, grüne Leguane, schwarze Leguane, giftige Krustenecksen; außerdem Wabenkröten, Beutelfrösche, milchweiße augenlose Kolbenmolche — (deren Weibchen menstruiert wie ein menschliches Weib) — und allerhand Schlammschildkröten, Seeschildkröten und Landschildkröten. In einem anderen Hause schwammen in unzähligen Wasserbehältern alle See- und Flußfische Mittelamerikas, Seesterne, Polypen und Muscheln. An Farbenseligkeit wetteiferten sie mit den stummen Bewohnern eines Schmetterlingshauses und den in drei geräumigen Vogelhäusern nistenden Schwirrvögeln, Kolibris und Honigsaugern, langgeschweiften goldgrünen Quezalen, Türkisvögeln, Buschreihern, Blauraben und Langaren.

Die Steinmessen, Gärtner und Wärter Montezumas hatten in jahrzehntelangem Mühen ein Tierparadies geschaffen; die Mordbrenner Ollids schufen in wenigen Augenblicken eine Tierhölle. Gräßlich wie die Flammenqual von Menschen ist die von Tieren — sie ist vielleicht noch größ-

licher, weil dem Tier das Gebet fehlt oder das Ehrgefühl, welches Schmerz zur Schmerzenswollust sublimieren kann; weil das Tier niemals ein Märtyrer oder ein bewußter Selbstzerstörer oder ein heiliger Selbstopferer sein kann. Der Trost mancher Dual, sei es Buße, sei es Flammenläuterung zu sein, ist der stummen Kreatur versagt, — um so furchtbarer ist die Anklage gegen Gott, der sich selbst so sinnloses Leiden auferlegt. (Wozu? Um sich selbst zu läutern? . . .)

„Die Fische schrien“, heißt es in einem alten Liede vom Jüngsten Gericht . . .

In Tenochtitlan schrien die Fische und Schlangen und Schmetterlinge nicht — so wenig wie die Bäume und Blumen und Steine verlodertnd schrien. Doch ihre stumme Anklage stieg zum Himmel so gellend wie die der brüllenden Tiere. Auch diese hatten ja nur blöde Schreie aber keine Sprache, Flüche oder Gebete emporzusenden. Und Menschen waren es, Oid und seine Soldaten, die gleich den mit Zangen und Haken bewehrten Teufeln in Dantes Hölle die Feuerbecken der Tierhölle schürten.

Nicht alle Tiere kamen in den Flammen um. Der junge Büffel zerbrach, toll vor Schrecken, die Balken seiner Umzäunung, rannte gegen ein Zwingergitter, das zerschellte, und trat stampfend mehrere Hürden nieder. Die dadurch befreiten Tiere — Puma, Ameisenbär, Kaninchen, Luchs, zwei Hirsche — folgten ihm wie eine zahme Herde, ohne einander anzufallen. Sie erreichten einen vom Brand noch verschonten Teil des Gartens, zerrissen und zerstampften mehrere ihnen in den Weg kommende Kastilien, gewannen

einen Ausgang am Lagunenufer und trotteten gemächlich durch die Gassen von Tenuchtitlan. An der Spitze der Tierprozession trabte hochfeierlich der Bison, mit grau vertrockneter Schlammkruste an den zottigen Kruppen- und Flankenhaaren, einem Gott der Finsternis ähnlich, den schwarzbärtigen, mähnigen Riesenkopf niedergesenkt, das Weiße um die böse funkelnden Gazellenaugen von grellrotem Geäder geschwellt . . .

15.

Alle Bewohnerinnen des Hauses der Vierhundert Frauen, die alten und die jungen Prinzessinnen, die Königin Silber-Reiher mit ihrem Gefolge und auch die von ihr gefangen gehaltene alte Mutter des Spinners hatte König Dhrring-Schlange aus dem Huei-Tecpan wegführen lassen, lange bevor Ulid eindrang. Sie waren mit etlichen Habseligkeiten, Edelsteinkästchen, zahmen Affen und Papageien in einem Tacacalco genannten Gebäude, einer Erziehungsanstalt für adlige Mädchen, untergebracht. Dieses Bauwerk stand unweit des südlichen Lores des Schlangenbergtempels in einem verborgenen, der großen Straße der blauen Erdscheibe parallel laufenden Gäßchen.

Die Straße der blauen Erdscheibe war die Verlängerung des Dammes von Iztapalapan; unterbrochen durch das große Gelände des Schlangenberges, setzte sie sich jenseits des Tempels fort und endete als Damm von Tlacopan (oder Tepenayac). Die von Cortes befehligte Heeresabteilung war — nach Überschreitung des Kanales — bis in die Nähe des Schlangenberges gelangt, ihr Vorrücken wurde

aber dann von neuem gehemmt, trotz der aufgefahrenen Kanonen. Diese hatten einen Wall von Steinen niederreißen können, waren aber machtlos gegen einen Wall von Aztekenleichen, den jeder ihrer Schüsse vergrößerte. Und der Wall lebender Leiber war noch schwerer zu überwinden. Oft in Nachtfinsternis getaucht, oft umpurpurt vom Flackerchein der brennenden Paläste, glichen die Heerscharen einem Geisterheer, das unermüde auf nächtlichem Schlachtfelde den Kampf der Lebenden fortsetzt, durch Zaubersprüche immer wieder vom Tode erweckt.

Die Verteidigung der Straße leitete der Herabstoßende Adler. Es war zum erstenmal, daß Cortes und der König von Mexico so nah einander gegenüber fochten. Hatte Cortes Blitz und Donner zur Verfügung, so besaß Guatemoc den Zauber, die Toten ins Leben zurückzurufen: fiel ein Mexikaner, so kamen zehn andere auf den Plan. Und Cortes geriet in Nachteil durch die Zerstörungswut Olids. Während Olid gegen Steine, Bäume und Tiere raste, vereinigten die Könige von Tlacopan und Tezcuco ihre Truppen mit denen des Herabstoßenden Adlers, um das hehrste Stadtheiligtum zu schützen. Der Kampf begann für die Christen aussichtslos zu werden.

Da erhielt Cortes durch einen tlascaltetischen Spion Kunde davon, daß die aus dem Huei-Tecpan geretteten Frauen in einer benachbarten Gasse untergebracht seien. Sofort erkannte er die Tragweite dieser Nachricht. Wenn die Prinzessinnen in Gefahr kämen — sagte er sich — so werde Guatemoc sie nicht preisgeben und beim Versuch, ihnen zu Hilfe zu kommen, werde er seine Verteidigungs-

stellung entblößen und schwächen. Darum sandte Cortes die Hauptleute Francisco Hernández und Andrés de Tapia in diese Gasse und trug ihnen auf, die im Tacacalco befindlichen Frauen festzunehmen.

Als das Gebäude umstellt war, und die Christen sich Eingang verschaffen wollten, fanden sie alle Tore vertrammet. Die Frauen waren wehklagend auf das flache Dach hinaufgeflüchtet, wo sie — viele Hundert — eng aneinander gepfercht standen und um Hilfe kreischten, ihre Papageien und Affen übergellend. Tapia befahl Brennholz herbeizuschaffen; er hoffte, die Frauen würden sich ergeben und die Tore öffnen, sobald sie die Anstalten zur Brandstiftung gewahrten. Doch noch bevor die Scheite geschichtet waren, geschah etwas Entsetzliches. Die Dachterrasse hielt die Last der vielhundert Frauen nicht aus, das einstürzende Dach riß die Mauern des Gebäudes mit sich und begrub alle Weiber — Prinzessinnen, Dienerinnen, Palastmädchen, Kindsjunge und altersgraue — unter einem Berg von Quadern, Mörtel und Schutt.

16.

Eine Stunde später erreichte Cortes den großen Platz der Steinernen Schildkröte, wo einst vor der Nacht der Schrecken die unablässigen Angriffe der Azteken gegen den — jetzt durch Brand zerstörten — Palast des Königs Wassergesicht erfolgt waren. Die Widerstandskraft des Feindes war bereits gebrochen, als die Christen mit den Geschützen auf dem Platz gegenüber der Schlangemauer Stellung nahmen. Den Schild mit der Linken, das Schwert

mit der Rechten hoch emporhaltend, rief Cortes „Sant-jago und los auf sie!“ Und er selbst focht in der vordersten Reihe. Der Anblick des gefürchteten Grünen Steines und seiner umherschwirrende Speere und Pfeile aus der Flugbahn lenkenden Unerfrohenheit, entmutigte vollends die Mexikaner. Sie schwanden fluchtartig und suchten Schutz im Gassengewirr des nördlichen Stadtteils Cuexpopan.

Und Cortes nahm Besitz vom nicht mehr beschränkten Schlangenberg. Eine der großen Kartauen wurde durch das südliche Portal der Schlangenmauer in das Tempelgebäude gefahren. Kein bewaffneter Mexikaner ließ sich mehr blicken.

Mit der Schwarzen Blume, Don Juliano de Alderete, Antonio de Carajaval und Antonio de Quiñones, dem Hauptmann seiner Leibwache, kletterte Cortes die steile, — vom Ewigen Feuer droben und von brennenden Palästen drunten — taghell erleuchtete, mit Flugasche bestäubte Marmortreppe der Pyramide empor. Das rötliche Glackerlicht schnitt von den sieben Terrassen schmale, scharf begrenzte, sich verjüngende Lichtstreifen nach Süden zu ab, — um so schwärzer nachteten dahinter die Terrassen und ließen nicht erkennen, ob Menschen sich darauf befanden. Ein seltsamer Gesang ertönte von irgendwoher.

Als Cortes und seine Begleiter die oberste Terrasse, den Menschenwürgeplatz, betraten, gewahrten sie einige zwanzig schwarzgeschminkte, silzhaarige Priester. Diese hockten am Boden und sangen uraltheilige Lieder, unbeweglich, unbekümmert, als wüßten sie nichts von Krieg und Lebensgefahr. Keines Blickes würdigten sie die Eindringlinge,

die sich erkühnten, ihre hehren Kreise zu stören. Einer nach dem andern wurde niedergestochen und von der Pyramiden-
spitze in die schwarze Tiefe hinabgeschleudert; die andern
ließen sich nicht stören und sangen ihr heiliges Lied, bis
auch an sie die Reihe kam.

Cortes und die Schwarze Blume wollten das Aller-
heiligste des Kriegsgottes betreten. Vor dem Eingang zum
Sanktuar prallten sie zurück, — ein hochgewachsenes weib-
liches Wesen, gespensterhaft, eine Nachtfrau mit einer alt-
tölkischen Goldmaske vor dem Gesicht, vertrat ihnen den
Weg. Es war die Frauentöpfe-sammelnde-weiße-Frau,
die furchtbare Priesterin. Durch die Schwarze Blume mußte
Cortes die Bedeutung der intrustierten Goldmaske: sie war
nach der Nacht der Schrecken von Perlenfischern aus dem
Schiffsee gefischt worden, und der Überwältiger hatte sie
als Palladium und Wahrzeichen der wiedererlangten Frei-
heit Mexicos auf den Altar des Kriegsgottes niedergelegt.

Mit zornbebender Stimme rief die Priesterin durch den
gerundeten Mund der Maske die Fluchworte, mit welchen
der Überwältiger den Räuber der Maske bedroht hatte.
Einen Augenblick zauderte Cortes: er hatte noch nie eigen-
händig ein Weib getötet. Doch dann, plötzlich von ihrem
Zorn zu Zorn entflammt, riß er sein Schwert aus der
Scheide und trennte mit einem Hieb den Kopf der alten
Priesterin vom Rumpfe.

Und fast im selben Augenblick verstummte Huizilopochtli
große Kriegstrommel. Antonio de Carajaval hatte die
beiden Trommelschläger im Sanktuar niedergemacht und
die heilige Trommel zertrümmert. Ihr letzter Dröhnlaut

toſte zu den Nachtgeſtirnen empor wie ein menſchlicher Ruf, wie der Angſtſchrei eines ſterbenden Volkes . . .

Da trat Cortes an den Rand des Menſchenwürgeplazes, an die oberſte der Pyramidenſtufen und mit weit vor ſich hingestrecktem Arm zeigte er den Mexikanern drunten den weißhaarigen, mit der Goldmaske noch verlarvten Kopf der Prieſterin, als wollte er Tenuchtitlan mit dem Anblick verſteinern. Ein Aufſchrei von Tauſenden und Ubertauſenden war die Antwort. Die Mexikaner hatten das Symbol ihrer Freiheit in der Hand des Todſeindes erkannt.

Für Cortes war es einer der großen Momente ſeines Lebens. In den Wolken ſtand er, ein Lichtheld, — die Mächte der Finſternis krümmten ſich niedergebückt zu ſeinen Füßen, und er hielt ihr Verderben — ihre geraubte Freiheit — in der Hand.

Und jetzt ſah er plötzlich dicht neben ſich auf der oberſten der Pyramidenſtufen eine kleine bucklige Geſtalt ſitzen, die er bis dahin nicht bemerkt hatte.

„Wißt Ihr, wo wir uns befinden, Don Hernando? Auf dem Menſchenwürgeplatz! Ich wollte nur daran erinnern!“ ſagte der kleine Bucklige.

„Wie kommt Ihr hierher, Menſch?“ fragte Cortes erbleichend,

„Da iſt nichts Wunderbares daran!“ ſprach der Bucklige. „Mir ward nämlich hier oben die Bruſt aufgeſchnitten. Doch ſeitdem ſind anderthalb Jahre ins Land gegangen, und ſo was vergißt ſich. Ich bin nämlich Madrid der Marr. Ihr könnt mich aber getroßt Menſch nennen. Es iſt zwar ein Schimpfwort, aber doch nicht immer. Viel-

leicht bin auch ich ein Mensch trotz meiner Giftzunge. Eines ist freilich gewiß, daß ich ein Narr war, als ich Euch haßte.“

„Ich erkannte Euch nicht gleich in der Dunkelheit“, entschuldigte sich Cortes.

„Ich nehme es nicht übel“, lachte Madrid. „Die Namen der Toten verlernen sich bald — selbst wenn man Cäsars Gedächtnis hat —, es sind ihrer zu viele . . . Was sich aber nicht verlernt, ist das Menschenwürgen. Und daran wollte ich eben erinnern.“

„Woran, Madrid? . . .“

„Ihr macht es, wie alle Weltverbesserer. Ihr schafft Menschenwürgepläße ab, indem Ihr Menschenwürgepläße einrichtet. Ihr beseitigt das Morische, indem Ihr grüne Pflaumen an seine Stelle setzt; und Eure grünen Pflaumen heißen Ich, Ich, Ich und abermals Ich. Mich suchst es nicht mehr. Ich ward ein abgeklärtes Gespenst. Ich weiß, daß die Welt sich nicht ändern läßt. Aber Ihr Weltbeglückter wißt es nicht!“

Das bucklige Gespenst entschwand. Hart von Antonio de Quiñones am Arm gepackt, wurde Cortes aus seinem Sinnen wachgerüttelt und die Tempeltreppe hinabgezogen. In großen Säßen sprangen die Feldobristen und die Soldaten der Leibwache die ellenhohen Stufen hinunter, von Panik geheßt. Guatemocs Heerscharen, rasend über den Raub der Maske, waren aus den Gassen Cuepopans vorgebrochen und füllten den Platz der Steinernen Schildkröte. Raum schien Flucht noch möglich. Die große Kartäune im Tempelgebäude wurde dem Feinde preisgegeben.

Nach unsäglichen Mühen gelang es Cortes sich bis zur Hauptstraße durchzuschlagen. Beim großen Kanal kam ihm Olid zu Hilfe, so daß die regellose Flucht in einen geordneten Rückzug gewandelt werden konnte. Sie erreichten, als der Morgen dämmerte, den Dammweg von Ixtapalapan, sie erreichten das Bollwerk Acachinanco.

Als Flüchtlinge und doch als Sieger zogen sie in ihr Quartier ein: das Palladium Mexicos war ihre unschätzbare Beute. Durch das Festungstor reitend hielt sich Cortes die Goldmaske vors Gesicht.

„Quezalcoatl! Weißer Gott und Lichtbringer! Im Dunkel ist Wachstum — Licht versteinert und verstarbt das Leben! Die Goldmaske entlarvt dich und dein Ziel!“ kicherte ihm wieder Madrids Stimme in die Ohren. Zusammenfahrend schaute er sich um; — doch diesmal blieb der Bucklige unsichtbar . . .

17.

Begraben unter dem Getrümmer und dem Schutt des eingestürzten Tacacalco lagen viele Hundert teils toter, teils mit dem Tode ringender Frauen und Mädchen. Aber wie bei der Einäscherung des Hauses der Trauer der kristallene Totenschädel der Vernichtung entging, so blieben wie durch ein Wunder auch im Tacacalco zwei Wesen völlig unverfehrt: Königin Silber-Reiher und ihr steter Begleiter, der Höfling Cortemegi. Freilich verging längere Zeit, ehe sie sich ihrer Unversehrtheit bewußt wurden und, erwachend aus der anfänglichen Betäubung, daran denken konnten, sich in Sicherheit zu bringen. Die in der Gasse be-

gonnenen Kämpfe zwischen den zu Hilfe gekommenen Mexikanern und den von Tapia und Hernández geführten Christen waren durch den Einsturz der Dachterrasse unterbrochen worden: der haushohe Schutt sperrte die Gasse, trennte die Fehenden. Und gleich darauf wurden Angreifer sowohl wie Verteidiger auf den Platz der Steinernen Schildkröte gerufen, wo die Entscheidungsschlacht tobte.

Das Kriegsgeheul zog mit den Abziehenden nordwärts, ebhte ab, Klang nur noch aus weiter Ferne. Um so deutlicher vernehmbar wurden die Jammerschreie und das Gewimmer der verletzten Frauen. Weißer Staub hatte — aus der emporgeflogenen Kalkwolke niedertieselnd — die Trümmerstätte gleich weichem Dünen sand überdeckt und schimmerte rotweiß im Flammenschein der beiden Königsschlösser. Cortemegi half der neben ihm liegenden Königin Silber-Reiher sich aufrichten, nachdem er ihr rechtes Bein unter einem Dachbalken hervorgegraben hatte. Sie hinkte ein wenig, hatte aber nur Hautabschürfungen am Knie und am Nacken. Gestützt auf seinen Arm kletterte sie mit ihm über das Gewirr von Quadern, Sparren und Leichen. Sie schritt über die Leichen wie ebenfalls über die noch lebenden, stöhnenden, um Hilfe schreienden Frauen, mochten sie Dienerinnen oder Prinzessinnen sein. Aber vor einer der Leichen blieb sie mit einemmal stehen und beugte sich über sie.

„O Herrin, wen blickst du an?“ fragte ihr Begleiter.

„Die Mutter des Dichters!“ sagte Silber-Reiher.

„Lebt sie noch?“ fragte Cortemegi.

„Wenn sie noch lebt, müssen wir sie mit uns forttragen! . . . Sie scheint tot zu sein . . . Sieh nach!“

Cortemezi kniete im Schutt neben der Mutter des Spinners nieder, legte sein Ohr an ihren Mund, lauschte, ob sie noch atme, dann tastete er an ihrem Körper entlang.

„Sie ist tot“, sagte er. „Ihr Kopf ist zertrümmert.“

Und er zog der Alten die graublaue Baumwollkopfbinde vom rotverharschten weißen Haar ab und zeigte eine klaffende Gehirnwunde.

Stumm biß sich Königin Silber-Reiher die Lippen. Dann tauschte sie mit einer jüngern Toten die Kleider und raubte einer andern einen dichten Kopfschleier.

Cortemezi fragte nicht, warum sie das tat.

Schweigend krochen sie weiter. Schließlich erreichten sie die ebene Gasse und bald andere Gassen. Einem toten Azteken nahm Cortemezi Bogen und Pfeil ab. An einem Kanal fanden sie ein leeres Boot und stiegen hinein.

18.

Weiter weg vom Kampfgetöse ruderte Cortemezi.

„Wo ruderst du hin?“ fragte die Königin.

„Wo niemand uns hören, wo niemand uns sehen kann!“

Er hielt unterhalb einer breiten Kanalbrücke. Das Kanoe tauchte in den schwärzesten Schatten dicht beim Ufer.

„O Königin, wo willst du eine Zuflucht suchen? Montezumas Palast ist nicht mehr deine Wohnstätte.“

„Laß uns überlegen!“ sagte sie.

Und lange Zeit überlegten sie hin und her. Das Nächstliegende wäre gewesen, sich zur Herrin von Tula zu be-

geben, welche eine Heirat ihres Sohnes Dhring-Schlange mit der Witwe des Edlen Traurigen plante und dieser sehr zugetan war. Doch unerkannt von der dem König Dhring-Schlange treuen Dienerschaft zu ihr zu gelangen und verborgen bei ihr zu wohnen, war unausführbar. Verborgener aber mußten sie künftig leben, als Flüchtlinge, seitdem sie wußten, daß die Mutter des Spinners tot war. Daran war ja nicht zu zweifeln, daß der Dichter seinen verschlossenen Mund nunmehr aufthun und bald schon den Herabstoßenden Adler aufklären werde, wer Blutfuerstein im Mumienbündel ihm zugesandt hatte. Und dann würden sie als Giftmörder verfolgt werden . . .

Der Auffchrei der Heerscharen beim Anblick der geraubten Maske unterbrach dieses Zwiegespräch. Wieder erscholl fernes Waffengeklirr, Kriegsgeheul und Kanonendonner. Aber auf dem Kanal regte sich nichts.

Coxtemegi machte der Königin den Vorschlag, sie in den Tecpan des Handelsherrn und Mitglieds des Hohen Rates Ulotli zu bringen. Der Mann sei ehrgeizig, sagte er, habe sich, als Sohn eines armen Obsidianarbeiters geboren, zum reichsten Händler Ulatelolcos emporgearbeitet und wolle noch höher hinaus. Es werde ihm schmeicheln, einer Türkisgebürtigen, einer Tochter Montezumas, eine Freistätte bieten zu können; und wenn sie ihm ihre Hand heuchelnd in Aussicht stelle, werde er ihr wie ein Hund ergeben sein, werde hassen was sie hasse, werde lieben was sie liebe und ihr Versteck niemand verraten.

Silber-Reiher willigte ein. Und Coxtemegi stieß das Kanoe aus dem Schatten der Brücke in den brandroten Kanal.

Er mußte, da die Straße der blauen Erdscheibe von neuem zum Schlachtfeld geworden war, einen großen Umweg machen und durch unzählige Kanäle des nordwestlichen Stadtteils Cuexpopan und des nordöstlichen Azacoalco rudern, bis er schließlich — etwa nach einer Stunde Fahrt — in den südöstlichen Stadtteil Teopan gelangte, wo außer den Königen von Tezcuco und Tlacopan und anderen Großen des Reiches auch der wohlhabende Arbeitersohn einen Palast besaß. Der Kriegsgott hatte inzwischen die Hauptstraße verlassen und tobte weit weg auf dem Damm von Tzotapalapan.

19.

Mitten auf einem kleinen Kanal stieß Silber-Reiher einen erstickten Ruf aus und zeigte auf die steinerne Brücke. Cortezmezi wandte sich um und erschrak, nach der Brücke hinschauend, nicht weniger als die Königin. Ein Tzizimitl, ein böser Dämon, stand auf der Brücke und starrte mit Funkelaugen auf die Rudernenden.

Es war der Büffel. Die Tierherde, die ihm aus dem brennenden Garten gefolgt war, hatte sich längst in den Gassen verloren und war größtenteils durch Pfeilschüsse niedergestreckt worden. Auch die Flanken des Büffels waren mit Pfeilen bespickt, aber alle Schüsse hatten ihm nichts anhaben können. Gemächlich trabend kam er auf die Brücke, blieb stehen, scharrte, gröhnte, und sein Atemhauch stieg aus Maul und Nüstern wie eine kleine Rauchwolke in die kühle Morgenluft. Den bärtigen Riesenkopf noch tiefer senkend, trabte das schwere Tier mit leichten tänzelnden Schritten weiter.

Um das Geschenk des Königs von Michuacan hatten sich, seit der bei Nacht erfolgten Rückkehr des Behändschuhten, nur die Wärter des königlichen Tierparkes gekümmert. Selbst Guatemoc hatte sich den Büffel nie vorführen lassen, von Sorgen überhäuft wie er war. So wußten auch Königin Silber-Reiher und Coztemeçi nichts davon, daß ein Tier von solcher Größe und so blutfinsternem Aussehen in Tenuchtitlan weilte. Daher erstarrte ihnen das Blut beim Anblick des grauam bösen, Hasterhoch über ihnen aufragenden Ungetüms, dessen steilnackiger Gliederbau als gewaltige Silhouette brandschwarz in den von Frührot und Feuerbrunst geröteten Himmel emporwucherte.

Vor Schrecken hatte Coztemeçi aufgehört zu rudern. Das Boot glitt unter die Brücke, und er befestigte es an einem Pfahl, an der dunkelsten Stelle, in der Hoffnung, den Funkeaugen des höllischen Ungeheuers dort entgehen zu können. Zwar hatte es die Brücke bereits verlassen, doch es konnte wiederkehren, dem davonrudern den Kanoe nachspringen, es schwimmend erreichen . . . Die Königin war in Ohnmacht gesunken, und Coztemeçi mußte sich um sie bemühen, ihr Gesicht mit Wasser besprengen. Als er nach langem Warten glaubte annehmen zu können, daß der böse Dämon nicht mehr wiederkehren werde, begann er das Boot vom Brückenpfahl loszubinden, um weiterzurudern, unterließ es dann aber plötzlich, da eben ein größeres Boot in den Kanal einbog und sich der Brücke näherte. In dem Boot saßen drei Männer und eine Frau. Zwei der Männer waren als mexikanische Krieger gekleidet. Während das große

Boot dicht bei der Brücke war, konnten Silber-Reiher und Cortemegi — ohne selbst in ihrem dunkeln Versteck gesehen zu sein — die Gesichter der Vorbeifahrenden deutlich erkennen. Die beiden Männer in Kriegertracht waren Feuer-Juwel und der Spinner; der dritte war ein christlicher Priester; und die Frau war Königin Maisblüte.

20.

Als das Boot durch die Brücke gerudert war und in einen Seitenkanal einbog, starrten sich Silber-Reiher und Cortemegi wie verschreckte Magier nach einer Geisterbeschwörung an.

„O Königin, das war deine Schwester! . . .“

„Ja, Maisblüte! . . . Wie ist das möglich? . . . Und der Dichter! . . . Du hast Bogen und Pfeile . . . Schicke ihm einen Pfeil nach . . . Auch ihr! . . .“

„Nein, Herrin, — nur ihm! . . . Sie ist bereits eine Pfeildurchbohrte, denn sie kommt aus Copalco . . . sie hat Montezuma beigefest . . .“

„Das wäre gut! . . . Doch wie weißt du das?“

„Ich werde es dir rudern erzählend, Königin. Jetzt müssen wir ihnen nachfahren und sehen, wo sie landen!“

Er ruderte dem großen Boote nach und berichtete der Königin, was er die Nacht zuvor auf der Begräbnisinsel Copalco erfahren hatte, wohin er von der flüchtigen Giftmischerin zu einem Stelldichein bestellt worden war.

Nach Copalco — dem „Weihrauchsort“ — pflegte ein weißgekleideter Priester das für den Toten erbetene Boot zu steuern, wenn das Totentribunal im Haus der Gleder-

mäuse einen Freispruch verkündet hatte. In den Fels gehauene Kammern, auf deren bemalten Wänden die Wanderung des Toten durch die neun Höllen dargestellt war, beherbergten die Mumienbündel der Türkisprinzen und der Könige. Neben der Landungsstelle erhob sich ein kleiner violetter Tempel, auf dessen Spitze sich eine aus Dolerit gemeißelte Schlange ringelte, die einen Puma verschlang. Statt der Giftmischerin hatte Coxtemezi den Annalenschreiber Feuer-Juwel dort angetroffen, der wie fast alle männlichen Bewohner Tenuchtitlans seit Beginn der Belagerung Kriegsdienst tat und vor der Behausung der Toten als Wachtposten aufgestellt war. Verdacht schöpfend — denn einen kriegerischen Zweck konnte die Bewachung der heiligen Insel durch einen einzigen Mann schwerlich haben — hatte Coxtemezi ihn begrüßt und war mit ihm ins Gespräch gekommen. So erfuhr er denn, ihn ausforschend, daß auf ausdrücklichen Wunsch des Herabstossenden Adlers Feuer-Juwel und der Spinner abwechselnd die Begräbnisstätte bewachten, um einen Mann und eine Frau festzunehmen, welche schon vor etlichen Tagen versucht hatten, die Beerdigungs-Zeremonien im Haus der Fledermäuse an Montezumas Überresten zu vollführen. Damals seien sie gestört worden; und nun schien — das ging aus Feuer-Juwels Worten hervor — Guatemoc zu fürchten (oder zu hoffen), daß der Versuch sich wiederholen, daß die Zeremonie beendet, das Mumienbündel nach Copalco gebracht werden könne, wenn die von ihm gleichfalls im Haus der Fledermäuse aufgestellten Wachen durch Kämpfe am Stadttor und im südlichen Moyotla vertrieben werden sollten.

„Das ist heute geschehen“, endete Cortez seinen Bericht. „Während der Große Palast brannte, wird Königin Maisblüte den Hornigen Herrn bestattet haben. Als sie aber sein Mumienbündel auf der heiligen Insel beisetzen wollte, ging sie in die ihr gestellte Falle . . .“

„Das ist keine Falle!“ knirschte Silber-Reiher. „Als einst der Herabstoßende Adler vom Hornigen Herrn verbannt worden war, waren der Spinner und Feuer-Turdel seine treuesten Freunde. Und wenn er jetzt Copalco durch diese Freunde bewachen ließ, so ahnte er, wer Montezuma zu bestatten versuchte. Und er wollte Maisblüte (die er immer noch liebt und um derentwillen er mich verstoßen hat) gefangennehmen, nicht um sie hinrichten zu lassen, sondern um sie vor dem Volk Mexicos und den Priestern zu verbergen, um ihr Leben zu retten!“

„O Königin, es ist so wie du sagst! . . . Da, schau, sie legen am Palast des Königs von Tlacopan an!“

„Schließ, ehe es zu spät ist!“ drängte Silber-Reiher. Sie hatte schon mehrmals während der Fahrt dazu gedrängt. Aber das große Boot war immer weit voraus gewesen, und Cortez, der kein guter Schütze war, hatte die Lat jedesmal verschoben, in der Hoffnung, besser zielen zu können, wenn der Spinner an Land gehen werde.

„Er darf nicht leben!“ flüsterte Silber-Reiher.

Da legte Cortez den Pfeil auf den Bogen. Einen Augenblick zauderte er. Denn er sah: aus dem Portal des Palastes traten bewaffnet — staubig und blutbespritzt nach der bei Tagesgrauen erst beendeten Schlacht — der Durchzauber-Versührende mit dem Herabstoßenden Adler heraus,

die Gefangenen zu bewillkommen. Hier also hatte der Herr der Welt Zuflucht nehmen müssen, nachdem sein Palast eingeäschert war . . . Und trotzdem und trotz der Bresche am Südtor, trotz der unheilvollen Straßenschlacht, trotz dem geraubten Palladium strahlte Jubel auf Guatemocs Antlitz . . .

Cortemezi spannte die Sehne, zielte auf den Spinner und schnellte den Pfeil ab. In der Erregung hatte er schlecht gezielt. Der Dichter blieb unversehrt. Der Pfeil aber durchbohrte die Brust der Königin Maisblüte.

Unerkannt entkamen Silber-Reiher und Cortemezi. Die ihnen nachgeschleuderten Speere zischten in das hochaufliegende Kanalwasser, die ihnen nachgesandten Boote erreichten sie nicht und verloren ihre Fahrt.

21.

Die folgenden Tage ruhten die Waffen. Die Kastilier pflegten ihre Wunden, heilten sie mit Salben oder Zaubersprüchen, flickten ihre zerfetzten Harnische und Schilde, gossen Bleikugeln, schnitzten Bolzen, — kurz, sie nahmen, zufrieden mit ihrem Erfolg, sich Zeit und überhasteten nicht die Vorbereitungen zu einem neuen Sturm. Die Mexikaner aber bargen, verbrannten, beweinten ihre Toten und geisterten verstört umher, das Unbegreifliche ihres Schicksals nicht begreifend.

Die Bedrücktheit war maßlos. Die Könige und die Adlerfürsten blickten so scheu wie die niedrigsten Knechte; — und die Frage nach einer Schuld und einem Schuldigen lauerte hinter jedem der Blicke. Der Kopf des weisen

Kindes war ja der Wassergöttin zugeworfen worden . . .
Gab es etwa noch mehr zu sühnen in Tenuchtitlan? . . .

Und da niemand einen Schuldigen nennen konnte, wurde beschlossen, die Götter zu belustigen, sie heiter zu stimmen. Die Götter wurden eingeladen, der öffentlichen Aufführung eines Schauspiels beizuwohnen. Die Bühne von Tenuchtitlan — ein aus Steinquadern erbautes Podium — befand sich auf einem der kleinen Marktplätze, dem „Kopalmarkt“. Dort aber hätten die Götter und das gesamte Volk nicht Zuschauer sein können; — darum errichteten Zimmerleute ein hölzernes Schaugerüst auf dem Huei-Lianquiztli, dem Großen Markt von Tlatelolco.

Am fünften Tage nach dem Raub der Goldmaske wurden die juwelenbedeckten Idole — funkelnd wie Gestirne in einer Frostnacht — von den Götterträgern aus ihren Tempeln auf den Großen Markt getragen und in die vorderste Reihe der Zuschauer gesetzt. Mit steinernem Lächeln auf den von Blut geröteten Mündern und mit glänzenden rundäugigen Blicken schauten die Götzen dem wunderbaren Spiel auf der Schaubühne zu. Hinter ihnen saßen auf hohen Sesseln die Könige, die Prinzen, der hohe Klerus, die Staatsbeamten, die Kriegshäuptlinge. Dahinter stand dichtgedrängt das Volk. Hunderttausende füllten den Marktplatz und seine Seitengassen, andere Hunderttausende blickten von den Dachaltanen der Häuser und von den Terrassen der benachbarten Stufenpyramiden herab. Liefleuchtend wie aus Schmelzglas war das Bild des federbunten Gewühls von Menschen, von Fächern und von Fliegenwedeln; und soweit das Auge reichte, schrillten und überschrien sich die

Farben wie einst in den glücklichsten Zeiten des alten Mexico.

An jene Zeiten gemahnte das von berufsmäßigen Gauklern gespielte Drama. Dargestellt wurde eine Episode aus dem — bald hundert Jahre zurückliegenden — Eroberungskriege Mexicos gegen Chalco.

Ein Bruder des Königs Himmelspfeil hatte in einer Schlacht den König von Chalco getötet, war aber gleich darauf in Gefangenschaft geraten. Statt ihn als Kriegsflaven zu opfern, beschloß das Volk von Chalco ihn seiner Tapferkeit wegen zum König zu erwählen und ihm die Tochter des in der Schlacht gefallenen Königs zum Weibe zu geben. Als man diesen Beschluß dem Prinzen mitteilte, lachte er und erklärte sich einverstanden; doch verlangte er, daß ein hoher Mast errichtet und auf dessen Wipfel ein Brettergerüst gezimmert werde, damit er, vor der Verhehlung mit der Prinzessin und der Weihung als König, von steiler Höhe herab zum Volke reden könne. Im Glauben, dies sei eine mexikanische Sitte, erfüllten ihm die Chalken sein Begehren. Nachdem der mit einer hölzernen Plattform gekrönte Mastbaum aufgestellt war, versammelten sich rings um ihn her alle gefangenen Mexikaner, der Adel von Chalco mit der Königstochter und das Volk. Der Bruder des Königs Himmelspfeil stieg auf Leitersprossen empor, tanzte oben einen feierlichen Kriegstanz und rief dann den ihm zu Füßen stehenden Mitgefangenen diese Worte zu: „Mexikaner! laßt uns unsere Herzen der Sonne weihen! Laßt uns diesem Volke zeigen, wie sehr es irrte, als es annahm, ein Mexikaner könne für eine Königstochter und eine blaue Stirnbinde



seine Heimat verraten! Schaut her, — ich zeige diesem Volke, wie wir Mexikaner solche Anmaßungen beantworten! Möge der Anblick meines herrlichen Todes eure Herzen standhaft machen, o ihr Mexikaner!“

Dies rufend stürzte er sich hinab. Als die Chalken die zerschmetterte Leiche des Prinzen sahen, schlachteten sie so gleich seine jubelnden Mitgefangenen . . .

Mehr als die Hälfte dieses Schauspiels war bereits gespielt worden, da wurde plötzlich die Aufführung durch das gelle Angstgeschrei eines Wahnsinnigen unterbrochen. „Tonatiuh, Tonatiuh!“ brüllte der Mann.

Der Sonnengott hieß Tonatiuh — „der erhitzend kommt“; aber auch Pedro de Alvarado wurde von den indianischen Völkern Tonatiuh genannt. Den Damm von Tepeyacac beherrschte Alvarado; und wohl war es denkbar, daß er — so wie kürzlich Cortes im Süden — einen Einfall in den Norden der Wasserstadt unternehmen und Tlatelolco überrennen konnte.

Der Wahnsinn rief neuen Wahnsinn, der Angstschrei rief andere Angstschreie hervor.

„Die Gelbhaarigen kommen! Flieht, flieht!“ erscholl es von überallher.

Von einer unbeschreiblichen Panik ergriffen, barst und stob die Menge auseinander. Die Hunderttausende stuteten in die engen Seitengassen. Eine der Gassen führte über einen Kanal, dessen Brücke unter der Last der Fliehenden zusammenbrach. Das Geschrei der Ertrinkenden wurde von der eingezwängten, eingekeilten Menschenmenge auf dem Großen Markte nicht gehört: — sie war eine einzige Fleisch-

masse geworden, beherrscht von einem einzigen wahnwitzigen Willen. So presste und drängte sie unaufhaltbar weiter bis die eingestürzte Brücke durch eine Totenbrücke ersetzt war, über welche der Menschenstrom hinwegfluten konnte . . .

22.

Die Götter, die Könige und die Priester waren auf ihren Sitzen geblieben. Nach geraumer Weile begannen die Massen auf den Marktplatz zurückzuströmen, beschämt darüber, daß sie von blindem Lärm sich hatten so würdelos verjagen lassen: — denn von den Tempelterrassen aus ließ sich feststellen, daß die Christen außerhalb der Mauern weilten und zur Zeit an keinen Angriff dachten. Jetzt erst wurde bekannt, daß zahllose Männer, Frauen und Kinder in einem Kanal umgekommen waren. Die Zahl der Niedergetretenen und Ertrunkenen war erschreckend. Und die Kunde wirkte um so erschütternder, als der Unfall beinahe in unmittelbarer Nähe der versammelten Götter Mexicos sich ereignet hatte. Um die Götter zu erheitern, hatte man sie zum Schauspiel eingeladen. Dies also war ihre grauenvolle Heiterkeit! Und wieder stieg in allen Herzen das Mißtrauen hoch: wer unter uns ist der Schuldige? . . .

Die Könige von Mexico, Tezcucó, Tlacopan und der Behandschuhte — der König von Cuiclahuac — begaben sich an den Schreckensort. Nur der König von Matlaginco verließ seinen mit Jaguarfellen bedeckten Thronessel nicht. Dick, alt, glockäugig glich er den vor ihm sitzenden Götzenbildern.

Kurz vor der Zerstörung des Aquädukts war er nach Tenuchtitlan gekommen und hatte eine Hilfstuppe von

etlichen tausend Mann mitgebracht. Als nach der großen Bußprozession Guatemoc auf Anraten des Behandschuhlen die Könige der Maya in Yucatan und Guatemala und den Cazoni von Michuacan als Hilfsgegnossen aufgerufen hatte, war von ihm auch sein Dheim, der König von Matlahuac, aufgefordert worden, dem Bund aller indianischen Völker beizutreten, — obgleich dieser eitle Sohn des Königs Kreideweiß und Gatte der Montezumatochter Prinzessin Nephrit kurze Zeit nach Montezumas Gefangensetzung die im Seeschloß Tezcocinco bei Tezcuco zusammenkommenden Verschwörer an den Vom-Himmel-Gestiegenen und damit an die Kastilier verraten hatte und schuld trug, daß die Könige von Tezcuco, Tlacopan, Iztapalapan, Coyoacan und Prinz Dhrring-Schlange an eine Eisenkette geschmiedet, daß der Edle Traurige und der König von Coyoacan im Kerker erdroffelt wurden.

Hatte in der Not Guatemoc von einem alten Gegner Hilfe erbeten, so war das weniger befremdlich, als daß dieser, seinen Haß hinter scheinbare Versöhnlichkeit verbergend, sich bereit gefunden hatte, auf seiten der Belagerten zu kämpfen. Er tat es, weil er zuversichtlich an die Unvernichtbarkeit Mexicos glaubte. Manche Kriege hatten ja mit Niederlagen begonnen und mit Siegen geendet. In den bisherigen Mißerfolgen sah er nicht Zeichen eines Zusammenbruches, sondern Zeichen der Unfähigkeit des jugendlichen Machthabers. Er hoffte, das Volk werde sich über kurz oder lang gegen den zwar gewählten aber noch nicht gekrönten König erheben und sich dann seiner entsinnen, der als Sohn eines früheren Herrn der Welt und

als Gatte der Montezumatochter Nephrit der vornehmste Anwärter auf den Thron des Aztekenreiches war.

Seitdem er in Tenuchtitlan weilte, hatte er fast täglich Zusammenkünfte mit dem Mexikaner-Priesterchen und mit dessen getreuem Parteigänger, dem Kaufherrn Elótlí, dem Sperber. Auch jetzt, nachdem die vier Könige sich zur Kanalbrücke begeben hatten, flüsterte er mit dem neben ihm sitzenden Hohenpriester und zog auch den Sperber in ein Gespräch. Dieser schaute sich mehrmals um und stellte sich auf den leerstehenden Sessel des Behandschuhten, um über die Köpfe der Menge hinwegzublicken. Er schien jemand zu erwarten.

Ein Mensch drängte sich durch die Volksmenge und gelangte schließlich zu den Zuschauerreihen der Götter und der Könige. Er war es, den der Sperber und der König von Matlaginco erwartet hatten; er war ein Diener des Händlers, als Krieger verkleidet.

Auf der Bühne befanden sich keine Schauspieler mehr: sie waren gleich, als der Wahnsinnige den Ruf „Tonatiuh!“ ausgestoßen hatte, mit der Menge geflohen. Jetzt bestieg der König von Matlaginco, begleitet vom Diener des Sperbers das Proszenium und hob den fetten braunen Arm, als wollte er reden. Die Hunderttausende verstummten und lauschten. Und der König von Matlaginco sprach (die Schläfenadern schwoollen ihm an, so laut krächzte er):

„O ihr Mexikaner! Unglück häuft sich auf Unglück! Die Erde klappt, der Himmel stürzt ein! Womit erzürnten wir die Götter? Dieser Mann hier wird euch sagen, womit wir sie erzürnten!“

Die Massen lauschten lautlos. Jetzt sprach der Diener des Kaufmanns: „O ihr Mexikaner! Tötet mich, wenn ich den Tod verdient habe! Ich gestehe mein Verbrechen ein! Während ihr hier die Götter erheitert, schlich ich mich ins Haus der Fledermäuse. Denn gestern starb eine Palastfrau des Königs Ohrring-Schlange bei der Geburt eines Kindes — und ich glaubte, daß sie nach der Leichenstätte gebracht worden sei, um von den Totenrichtern ein Boot nach Copalco zu fordern. Ich aber schlich hin, weil ich der Toten die drei Mittelfinger abschneiden wollte, um sie auf der Brust zu tragen, wenn ich gegen die weißen Götter kämpfe. Die Finger einer im Kindbett Gestorbenen sind ein großer Zauber, sie machen unverleglich! . . .“

„Schänder!“ tosten ihm empört viele Stimmen entgegen.

„O ihr Mexikaner, verurteilt mich nicht zu früh!“ rief der Diener. „Ich wollte der Prinzessin die Finger abschneiden, — jedoch ich habe es nicht getan! Sie war ja noch nicht ins Haus der Fledermäuse gebracht worden. Ich wollte umkehren — da wurde mein Herz verwirrt durch eine furchtbare Entdeckung. Montezumas Gebeine sind geraubt worden! Wo sie gelegen hatten, sieht man nur Papierfähnchen und zerbrochene Grabgeschenke: er ward bestattet im Kriegerfotenschmuck und gewiß nach Copalco gerudert . . .“

Die Volksmenge ächzte auf:

„Wer . . . ? Wer bestattete ihn? . . . Wer wagte den Frevel?“

Das Mexikaner-Priesterchen erhob sich von seinem Thronseffel und schrie:

„Der Freveler muß sterben! Und wenn Mexico den Frevel schüßt, muß Mexico sterben!“

Die Menge schwieg erst gelähmt. Dann brüllte sie zu Tode verwundet auf.

Der Sperber schrie:

„Wer brachte den Fluch über Mexico?“

„Maisblüte ist die Frevlerin!“ rief der König von Matlaginco. „Ein Schmuckstück, das sie, ihren Vater bestattend, verlor, ward dort von diesem Mann gefunden, der es mir übergab. Schaut her, — jedermann weiß, wem diese Edelsteinschnur gehört! . . . Auch wurde vor fünf Tagen Maisblüte von einem meiner Freunde in einem Boot mit einem Priester der Gelbhaarigen gesehen und heimlich verfolgt. Sie fand Zuflucht im Palast des Durchzauber-Verführenden, wo jetzt auch der Herabstoßende Adler wohnt. Er ist es, der sie beschützt und sie vor dem Volke Mexicos verborgen hält! . . . O Mexikaner, wundert es euch, daß die Feinde siegen und wir unterliegen? Wundert es euch, daß die Götter viele hundert Frauen und Kinder in den Kanal stoßen? Noch Schlimmeres werden wir erleben, wenn wir den Frevler nicht strafen! Wie lange noch wollt ihr Kinder mit blauen Stirnbinden sich schmücken lassen, — Kinder, die vom Himmel und von der Erde gehaßt sind und die euch ins Verderben führen?“

„Trage du die blaue Krone, du Sohn des Königs Kreideweiß!“ rief ihm feierlich der Hohepriester zu. Und ein großer Teil des Volkes brach in einen endlosen Jubel aus.

Da erschienen im Rücken des Königs von Matlaginco, auf dem hinteren Teil der Bühne, der Herabstoßende Adler, Dhrring-Schlange, der Durchzauber-Verführende und der Behandschuhle. Sie hatten bei der eingestürzten Kanal-

brückte sich an den Rettungsarbeiten beteiligt, hatten weinende Angehörige getröstet und Geschenke verteilt. Als die Rufe des Volkes zu ihnen drangen, wollten sie auf den Großen Markt zurückkehren; und da es viel Zeit genommen hätte, durch das Gewühl zu gehen, hatten sie sich in Kanoes auf Seitenkanälen um den Marktplatz herumfahren und in die Nähe der Bühne bringen lassen. Nur von den zunächst Stehenden bemerkt, waren sie nun die hinteren, zur Bühne hinaufführenden, Stufen emporgestiegen.

Der Herabstoßende Adler hieß seine Freunde im Hintergrund zurückbleiben. Er allein kam langsamen Schrittes nach vorn. Wunderschön, adlerhaft sah er aus, — er wäre auch ohne die festliche Königskleidung der Schönste unter den Myriaden gewesen. Der König von Matlakínco sah ihn noch immer nicht, obgleich er dicht hinter ihm stand. Das Volk aber sah ihn, die Jubelrufe verstummten jählings. Guatemoc streckte mit herrischer Gebärde die Hand aus und rief:

„Auf die Knie!“

Wie von einem Blitz zerschmettert stürzten die Mexikaner zu Boden, berührten mit den Stirnen den Boden und regten sich nicht. Ein wild brandendes Meer war mit einem Zauber Schlag in Eis verwandelt.

Ein einziger Mann war aufrechtgeblieben: der König von Matlakínco.

„Auf die Knie!“ herrschte Guatemoc ihn an.

„Vor dir?! . . . Niemals!“ schrie der König von Matlakínco.

Doch schon im selben Augenblick stak ihm Guatemocs Obsidianmesser in der Kehle. Tot fiel der fette goldüber-

ladene Körper von der Bühne herab dem Steinbild Tezcatlipocas vor die Füße.

Und der Herabstößende Adler redete das kniende Volk an:

„O ihr Mexikaner! Ihr dachtet gewiß: er ist noch nicht gekrönt, darum ist er noch nicht König! . . . Er ist nicht glücklich; laßt uns einen glücklicheren an seiner Stelle wählen! Jetzt aber fühlt ihr, daß ich euer König bin! Hört mich an, Mexikaner! Die Königin Maisblüte weilt bei mir, schwer krank, vom Pfeil eines Schurken verwundet. Die nächste Schlacht wird entscheiden, ob Königin Maisblüte geopfert werden soll und ich mit ihr — (denn das wird geschehen, wenn die Schlacht unglücklich endet) — oder ob ich die Tausende von Kriegsflaven den Göttern schenken kann, um würdig, wie meine Vorfahren, das Krönungsfest und zugleich mein Hochzeitsfest mit Königin Maisblüte zu feiern! Nun geht nach Hause, Mexikaner, und vertraut mir, wie ich meinem Herzen vertraue, welches mir zuruft: Bald, bald rüsten wir das Fest der Krönung!“

23.

Viele Wochen waren seit dem Brand des Huei-Tecpan vergangen. Die große Schlacht aber, von der Guatemoc gesprochen hatte, zögerte sich hinaus. Allen Herausforderungen der Mexikaner zum Trotz ließen sich die Christen nicht wieder in die Stadt locken. Scharmügel gab es zwar täglich, kleine erbitterte Abwehrgesechte der Christen. Mit wechselndem Glück behaupteten sich Cortes und Olid am Südtor, während der nördliche Damm von

Tepenyacac Alvarado und Sandoval des öfteren verloren-
ging und immer wieder erstürmt werden mußte; hatten sie
tagsüber einen Dammdurchstich mit Steinen angefüllt, so
entfernten die Azteken bei Nacht die Steine. Auch ein See-
kampf wurde ausgefochten und fiel für die Mexikaner günstig
aus, dank einer Kriegslist des Herabstoßenden Adlers.

Die Hungersnot hatte in Tenuchtitlan begonnen. Sie
löste die Schrecken des Durstes ab; — denn seit dem Ein-
setzen der (von Juli bis September währenden) Regen-
periode, war die nach der Vernichtung des Aquäduktes ent-
standene Not gemildert: Trinkwasser konnte in Gefäßen
und Zisternen gesammelt werden. Aber die Einschließung
durch die Brigantinen verhinderte jetzt auch die Zufuhr von
Nahrungsmitteln. Tag für Tag wurden Marktboote auf
der Fahrt nach Tenuchtitlan abgefangen.

An einer von hohem Schilf bewachsenen Untiefe ließ
während einer dunklen Regennacht Guatemoc Pfähle in
den Seegrund einrammen und schickte nach Sonnenaufgang
drei große Liamicacalli — Marktboote — aus, mit dem
Auftrag, sich in die Nähe der Brigantinen zu wagen. Eine
große Anzahl Kriegsboote aber lauerte versteckt im hohen
Schilf über der Untiefe. Zwei der Brigantinen nahmen
die Verfolgung der Marktboote auf und versingen sich
zwischen den eingerammten Pfählen, hilflos dem Rachedurst
der aus dem Schilf hervorbrechenden Azteken preisgegeben.
So verzweifelt wehrten sich die beiden Schiffsführer Rodrigo
Morejon de Lobera und Pedro Barba mit ihrer Mann-
schaft, daß alle — auch die Ruderer — den Soldatentod
fanden und nicht ein einziger Dpferstrate nach Tenuchtitlan

gebracht werden konnte. Der Hauptmann der Bogenschützen Pedro Barba war einst Stadt-Kommandant von La Havanna auf Kuba gewesen, als die elf Karavellen auf der Fahrt nach dem Goldlande erst in Trinidad — wo Francisco Verdugo Oberrichter war — und dann in La Havanna vor Anker gingen, um Geschütze, Munition und Pferde an Bord zu nehmen. Sowohl Francisco Verdugo wie Pedro Barba hatten vom Statthalter Diego Velázquez schriftlichen Befehl erhalten, Cortes zu fangen, ihn abzusetzen, ihn in Ketten zu legen. Beide hatten es vorgezogen, sich dem Freibeutzerzug anzuschließen; und Pedro Barba hatte sogar Cortes den Haftbefehl lachend ausgehändigt, während er sich von ihm als Hauptmann der Armbrustschützen anwerben ließ . .

24.

Den neuen Haftbefehl gegen Cortes, das vom Bischof von Burgos ausgestellte Patent, trug der Oberrechnungsführer Juliano de Alderete noch immer bei sich, ohne es vorzuzeigen, doch geheimnisvoll darauf pochend, gleichsam als besäße er eine Zauberlaterne, die jede Tür öffnet, jeden Wunsch erfüllt. Überschätzte er zwar seine Macht, so war es doch Tatsache, das Cortes bestrebt war, ihn bei guter Laune zu erhalten und den unausbleiblichen Konflikt einstweilen zu verhüten.

Von Zeit zu Zeit mahnte Alderete daran, daß ihm — (noch in Tezcuco, zur Sühne für die Folterung seines mit Ablassbriefen handelnden Hauskaplans Melgarejo) — ein Kommando versprochen worden war. Auf's liebenswürdigste

verstand es Cortes ihn hinzuhalten, indem er ihm auseinandersetzte, daß ein Sturmangriff auf Mexico erst wieder möglich sein werde, wenn die bei der Brücke Xoluco begonnene Errichtung von Soldatenbaracken und Backhäusern beendet sei. Der Bau der Baracken war in der That unumgänglich: nach der Einnahme von Acachinanco, hatten — weil das in ein Arsenal verwandelte Bollwerk wenig Schlafraum bot — die zweitausend Soldaten der von Cortes befehligten Heeresabteilung unter den Sternen auf der Dammstraße genächtigt; jetzt, nach dem Beginn der Regenzeit, mußten sie in Schlamm und Pfützen schlafen; — und das konnte ihnen ihr Oberfeldherr auf die Dauer nicht zumuten.

Wochen vergingen bis alle Baracken gebaut waren. Wieder machte Alderete Vorstellungen über die Zauderei (wie er es nannte), spielte sich als den Bevollmächtigten des Kaisers auf und verlangte die Einberufung eines Kriegsrates, damit über den Sturmangriff Beschluß gefaßt werde. Den Kriegsrat versprach ihm Cortes, behielt sich jedoch vor, den Zeitpunkt zu bestimmen. Und als Alderete aufbegehrte und zornig ausrief: er lasse sich nicht wieder vertrösten und hinhalten — gab Cortes ihm den Grund seines Wartens an. Er sagte:

„Das werdet Ihr vielleicht nicht verstehen, Don Juliano. Aber es ist so, daß ich noch immer die Hoffnung nicht aufgegeben habe, diese schöne Stadt vor dem Schlimmsten bewahren zu können . . . Obgleich nicht ich, sondern Dlid die beiden Paläste in Brand gesteckt hat, beschwert es mich wie ein Apdrücken: die Steine werden einst meine Ankläger sein . . .“

„Vor dem höchsten Thron?“

„Wenn Ihr die Weltgeschichte so nennen wollt, — ja! Nicht nur die Steine, auch die Menschen tun mir leid . . .“

„Gözendienen und Menschenfresser!“ rief Alderete.

„Die Menschen hüben und drüben tun mir leid! . . . Darum warte ich . . .“

„Worauf?“

„Auf die Annahme meines Friedensangebots!“

„Ihr seid unbelehrbar, Don Hernando! Die letzten Friedensboten, die Ihr nach Tenuchtitlan schicktet, hat Guatemoc in vierteilen lassen.“

„Ihn, den ich diesmal sandte, wird aber Guatemoc nicht töten!“

„Wen sandtet Ihr?“

„Seinen Namen werde ich Euch nennen, wenn er zurückkehrt!“

„Und Ihr glaubt, er wird zurückkehren?“

„Ich zweifle nicht daran!“

25.

Nachdem Alderete sich mit steifer Verbeugung verabschiedet hatte, sagte Marina, die beim Gespräch zugegen gewesen war:

„Vom Friedensvorschlag wußte auch ich nichts und nichts vom Boten . . .“

„Du bist doch sonst eine gute Rätseltäterin, Marina!“ lächelte Cortes. „Von den vielen Gründen, die ich hatte, die Flucht der Königin Maisblüte zu begünstigen, war vielleicht der hauptsächlichste der, daß ich Aguilar mit Guatemoc zusammenbringen wollte.“

„Du gabst dem Frater einen Auftrag?“

„Nein. Ich wollte, aber es kam nicht dazu. Für jeden, der Aguilar kennt, ist es übrigens selbstverständlich, daß er zum Frieden überreden wird, sobald er mit Guatemoc zusammentrifft.“

„Ich fürchte, der Frater lebt nicht mehr.“

„Mag sein. Doch wenn er in Guatemocs Gewalt ist, so wird er nicht geopfert. Entsinnst du dich, wie in Sempolla die eben erst getauften Totonaken die vier gefangenen Mexikaner der Jungfrau Maria opfern wollten? Verhindert wurde das durch Aguilar.“

„Ich entsinne mich“, entgegnete Marina; „aber auch, daß Aguilar auf dem Rückweg aus Cholula, wohin er mit Piltecatli die weiße Schminke überbracht hatte, von Meuchelmördern des Alten Raubtiers getötet worden wäre, hätte der Herabstoßende Adler ihn nicht gerettet. Guatemoc hat seine Dankeschuld abgetragen.“

„Noch nicht!“ sagte Cortes. „Die Rettung des künftigen Mexikanerkönigs war von mehr Bedeutung als die Rettung eines armseligen Diakons und Dolmetschers. Dazu kommt, daß Aguilar Maisblüte zur Flucht verhalf und ihr Beschützer war . . . Die Mexikaner sind ritterliche Menschenfresser . . .“

„Alderete nannte sie so! Warum wiederholst du das!“ sagte Marina vorwurfsvoll. „Er ist dein ärgster Feind. Doch wie oft ich dich auch warne, du fütterst und streichelst die Giftschlange, die dein Verderben sein wird . . . Du schmeichelst ja Alderete so sehr, daß du dir seine Worte aneignest . . .“

„Marina!“ rief Cortes aus. „Kannst du Scherz von Ernst nicht unterscheiden?“

„Dies ist zu ernst für einen Scherz, Hernando!“ fuhr Marina erregt fort. „Eher sterben die Mexikaner den Hungertod, als daß sie einen ihrer Toten oder einen im Kampf erschlagenen Feind verzehren! Bloß den zum Gott gewordenen Opferflaven essen sie, um sich mit der Gottheit zu vereinen . . .“

„Ich weiß, Marina. Und es erinnert so seltsam an . . .“

„Woran?“

„An die Mystik des Sacramentes, des Heiligen Abendmahles . . . Doch das auszusprechen ist fast Sünde . . . Die Mexikaner sagen: Ich esse und kauge meinen Gott! . . . Der Teufel verzerrt das Heiligste im Hohlspiegel.“

„Muß es denn der Teufel sein, Hernando? Zuweilen denke ich: ob es nicht Gott ist, der sich allen Völkern der Erde in ähnlicher Weise offenbart? Nur daß nicht alle Völker reif sind. Den alten Völkern ist die Offenbarung ein Seelisches; den jungen Völkern ist die Offenbarung ein Blutiges, weil für sie das Blut die Seele vertritt. Aber alle höheren Menschen — und diese sind es doch, die Religionen schaffen und erhalten — streben nach der mystischen Vereinigung mit Gott.“

Cortes sah sie verständnislos an.

„Aus alledem höre ich eins heraus, Marina, und das erschreckt mich. Mir scheint fast, du bist enttäuscht . . . Dürfen wir an unserem Ziele irre werden — so dicht vor dem Ziele? . . . Kann es dein Wunsch sein, daß die Altäre Tenuchtitlans fortbestehen? . . . Ich selbst will sie ja nicht

mehr zertrümmern wie einst, sondern in christliche Altäre verwandeln . . .“

„Was wird dadurch geändert sein, Hernando? Sind wir besser als jene?“

„Wir? . . . Du meinst wir Christen? . . .“

„Ja. Wir sind schlimmer als jene. Unsere Verbündeten, die getauften Totonaken, Tlascalteken, Huezojincas, Chalken, Acolhuaken — sie tun jetzt was kein Mexikaner jemals tun würde: mit meinen Augen habe ich es gesehen, daß sie gefallene Azteken essen! Sie fischen gedunsene Leichen aus dem See, zerlegen sie, schmoren sie und verzehren sie!“

Cortes schwieg. Dann sagte er:

„Ich weiß es und will es nicht wissen, weil ich es nicht ändern kann. Jeder gute Kampf wird durch die Mitkämpfer verdorben. Es ist der Fluch jedes ehrlichen Führers, daß er Verbündete braucht! . . . Es ist die Schmach jedes Herrn, daß er der Knecht seiner Knechte ist! . . .“

26.

Aufgestachelt von Alderete, der Strapazen bei unablässigem Regen und des Kleinkrieges müde, drangen während der folgenden Tage Olid und die Mehrzahl der Hauptleute darauf, der Kriegsrat müsse einberufen werden. Cortes gab nach, vielleicht weil er die Hoffnung auf Aguilers Rückkehr aufgegeben hatte. Aber kurz vor Beginn des Kriegsrates näherte sich dem Bollwerk Acachinanco ein von königlichen Ruderknechten gerudertes Kanoe, und Aguilar wurde an Land gesetzt. Mit Jubelrufen begrüßt, von Jubelrufen begleitet, begab er sich in den Saal, wo sich

die Feldobristen eben zum Kriegsrat versammelten. Cortes umarmte ihn, Marina küßte ihn auf beide Wangen, die Hauptleute zerdrückten ihm die Hände. Dann erstattete er Bericht: wie die erste Besetzung Montezumas durch ein blindes Mädchen gestört wurde; wie er und Maisblüte mehrere Tage lang im Schilf verborgen auf der Lauer liegen mußten; wie der Brand der beiden Paläste und die Straßenkämpfe jener Nacht es ihnen ermöglichten, die Beerdigungs-Zeremonie zu vollenden und das Mumienbündel nach der Insel Copalco zu bringen; wie er und Maisblüte in Copalco gefangen und heimlich in den Palast des Königs von Tlacopan gebracht wurden, wo seit der Zerstörung des Huei-Tecpan jetzt auch der Herabstoßende Adler wohne; wie Maisblüte, von einem Pfeilschuß getroffen, wundfiebernd darniederlag, bald aber außer Lebensgefahr war . . . Bedeutsam wurde Aguilers Bericht, als er die Hungersnot und Trinkwassernot Tenuchtitlans beschrieb und von den Anfeindungen sprach, denen Guatemoc durch den Hohenpriester, die Herrin von Tula und die mächtige Partei der Kaufleute von Tlatelolco ausgesetzt sei . . . Erst nach der Krönung werde Guatemoc unumschränkter Herr sein, ein zehnmal gefährlicherer Gegner als bisher . . . Zur Krönung aber bedürfe er eines Sieges und einer großen Anzahl von Opfersklaven. Darum sei er heute weniger denn je bereit, Friedensverhandlungen anzuknüpfen. Von seinen Begegnungen mit dem König erzählte Aguilar, daß bei der ersten der Herabstoßende Adler ihn sofort wiedererkannte, sich Sempoallas und Cholulas entsann, ihm freundlich für den Maisblüte gewährten Beistand

P. 466?

dankte und ihm eröffnete, daß es nicht seine Absicht sei, ihn dem Hohenpriester preiszugeben, welcher allen weißen Wesen den Aufenthalt in Tenuchtitlan verboten habe. Von Frieden jedoch wolle er, Guatemoc, nichts hören: denn sei mit dem Huei-Tecpan auch die Götterkammer verbrannt, so habe das Feuer doch den Racheid nicht einäschern können, welchen er mit den Königen von Tezcuco und Tlacopan in der Götterkammer nach dem ersten Friedensangebot des Grünen Steines geschworen . . . Bei der letzten Begegnung aber habe Guatemoc ihm gesagt: „Ich schicke dich zurück zum Grünen Stein. Melde dem Grünen Stein von mir, daß ich beim nächsten Kampf zehntausend Opferklaven fangen werde, um mein Krönungsfest zu feiern. Die Stadt im Kolbenrohr wird nicht untergehen, denn als Gast bei meinem Krönungsfest wird der König von Michuacan zugegen sein, der mit zweihunderttausend gutbewaffneten Michuaken unterwegs ist!“

Alderete und Olid triumphierten.

„Nun, Don Hernando? Hatte ich nicht recht — allzu sehr recht?“ fragte Alderete und strich seinen gepflegten grauen Bart.

„Was der Kriegsrat beschließen wird, soll geschehen; — wenn ich es auch für richtiger halten würde noch zu warten, bis Alvarado und Sandoval das Nordtor im Besitz haben . . .“

„Diesem Raziken von Mexico ist der Ramm geschwollen!“ rief Olid aus. „Aber recht hat der hochnäsige Schuft: sobald sein Verbündeter ankommt (falls das nicht eine Finte ist!) haben wir das Nachsehen und können heimwandern

— wenn wir es noch können! Hier werden wir nichts mehr zu suchen haben, sobald die Stadt entsezt ist! Wir haben viel kostbare Zeit verplempert, Don Hernando!“

Ohne ihm eine Antwort zu geben, forderte Cortes die Hauptleute auf, sich zur Beratung niederzusetzen. Die Beratung währte nicht lange. Überstimmt fügte sich Cortes, da er — wenn er es auch nicht eingestand — wohl fühlte, daß Aguilers Bericht seine Stellung gegen Alderete geschwächt hatte. Er hätte hartnäckig abratet, vielleicht auch schließlich seinen Willen durchsetzen können; doch er tat es nicht, weil er allein die Verantwortung nicht tragen wollte.

Es wurde beschlossen, in den Norden vorzudringen und sich des mit Säulengängen eingefassten Großen Marktes von Tlatelolco zu bemächtigen, wo das vom Gufregen zermürbte Christenheer besser würde untergebracht werden können als bisher. Der Angriff sollte von Tlacopan und von Acachinanco aus (also von Norden und von Süden her) gleichzeitig erfolgen.

27.

Am Donnerstag vor dem auf Freitag angezeigten Sturmangriff langte mit einer kleinen Begleitmannschaft Sandoval in Acachinanco an und bat Cortes um ein Gespräch unter vier Augen.

„Ich kann es nicht glauben, Don Hernando, ich muß es aus Eurem Munde hören: Ist es wahr, daß Ihr ein Drittel Eurer Truppen Alderete anvertrauen wollt?“

„Es ist wahr!“

„Warum tut Ihr das?“

„Weil ich meine Versprechen zu halten pflege.“

„Auch wenn Ihr uns alle damit in Lebensgefahr bringt?“

„Wir alle sind täglich in Lebensgefahr, mein Sohn Sandoval!“

„Ihr wißt, daß ich um mein Leben nicht zittere, Don Hernando. Aber hier handelt es sich um Wichtigeres! Die Nachsicht mit dieser glatten Hoffschranze wird Euch und uns teuer zu stehen kommen, das prophezeie ich Euch! Von Kriegsführung versteht er soviel, wie ich vom Hofzeremoniell verstehe! Und wenn Ihr die Nachsicht so weit treibt, daß Ihr ihm einen Vertrauensposten gebt, so wird er Euer Vertrauen erst durch seine Unfähigkeit und dann durch seine Niedertracht täuschen. Um alle Früchte Eures Erfolges wird er Euch bringen! Darum wiederhole ich, was ich Euch hundertmal gesagt habe: beseitigt ihn, ehe er Euch beseitigt!“

„Ich bin kein Mörder, mein Sohn!“

„So laßt mich handeln, wenn Ihr nicht handeln wollt!“

„Auch dann wäre ich ein Mörder!“

„So meinte ich es nicht . . . Wenn ich ihn vor meine Klinge fordere . . .“

„Auch dann wäre ich ein Mörder — denn Ihr führt die Klinge besser als er! . . . Und ich verbiete Euch das als Euer Vorgesetzter, mein Sohn!“

„Dem General-Kapitän war ich stets gehorsam. Doch dachte ich, daß wir auch Freunde seien . . .“

„Sind wir es nicht?“

„Ihr stellt meine Freundschaft arg auf die Probe, Don Hernando! . . . Warum löst Ihr mir dies Rätsel nicht?“

„Weil ich es mir selbst nicht lösen kann!“

„Dann erlaubt mir, es zu versuchen . . . Wir boten Euch eine Krone an, die Ihr ausschlugt . . . Sucht Ihr Schutz beim Vertreter des Kaisers gegen — uns?“

„Vielleicht gegen — mich selbst?“

„Also schlugt Ihr die Krone nicht ehrlich aus?“

„So ehrlich wie ich morgens anders denke als abends. Meine Seele ist kein gerader Fichtenstamm wie die Eute, mein Sohn; — meine Seele gleicht jener Zeder auf der Kordillere, die zwei gleich starke Stämme hat und wild verwachsenes Geäst . . . Ich will offen zu dir sein, Freund Sandoval! Höre zu! . . . Alderete ist die Verkörperung dessen, was wir hassen, wir Freibeuter des Degens und des Geistes; er vertritt die Obrigkeit, den Staat und alles, was die Freiheit knebelt; er ist die Prosa, die mit grober Hand die Poesie des Wagemuts zerstört. Der Mensch Alderete, die dürre winzige Seele, ist keinen Haß wert; — doch Alderete ist ein Begriff, ein Symbol, das mich mit Grauen erfüllt und das ich doch an meiner Seite nicht missen mag, weil es das Gegengewicht ist gegen die Lockung . . .“

„Also laßt Euch die Krone . . .?“

„Welche, mein Sohn? . . . Das eben ist es! Ich spiele mit beiden Kronen! . . . Wohl träume ich zuweilen davon, ein Piratenkönig zu sein. Auf Mexicos Thron sitzend, dem Rittertum in diesem Weltteil eine Freistätte schaffen, dem Rittertum, das in Europa abstirbt; den freien, den un-

gebundenen Menschen herüberschaffen, der drüben zum Hoflakaien oder zum Sklaven des Staates werden muß; die Persönlichkeit retten vor dem Zwang der Allgemeinheit . . . — das wäre eine Aufgabe (denke ich, träume ich zurweilen). Aber wenn ich nicht träume, wenn ich wach bin, denke ich anders . . .“

„Wie, Don Hernando?“

„Ich sagte es schon neulich zu Marina: es gibt ja doch keine Freiheit! Der Herr ist der Knecht seiner Knechte . . . Und vielleicht ist es das Erhabenste, nicht Herr sein zu wollen . . . nicht Piratenkönig . . . Ja, es ist das Erhabenste, Diener sein zu wollen, Diener des Geistes, oder Gottes, oder der Menschheit und folglich — des Kaisers.“

„Und folglich . . .? Ich verstehe Euch nicht, Don Hernando.“

„Jawohl, des Kaisers, mein Sohn! Er selbst ist ja ein Diener der Menschheit, wenn er auch glaubt, ihr Herr zu sein. Die Vorsehung verlieh ihm ein erdumfassendes, völkerumfassendes Reich, mit dem verglichen Karls des Großen und Marc Aurels Weltreiche winzig waren. Unter seinem Zepter muß die Todeskrankheit der Völker beginnen, muß die Geburt der Menschheit beginnen! Unmenschlich schmerzhaft können Geburtswehen sein, und das Kind kommt mit Geschrei zur Welt. Aber schreiende Kinder sind gesunde Kinder. Die Menschheit wird wachsen, während die Völker absterben . . . Ich will dem Kinde das goldene Mexico zum Angebinde schenken!“

„Und die Freiheit? . . .“

„Sie wäre dem Kinde schädlich; erst muß das Kind herangewachsen, ausgewachsen sein . . . Das kann freilich

noch Jahrhunderte dauern . . . Doch auch das ist nur ein Traum . . . ein Wacht Traum meines Verstandes."

"Und welchen Traum zieht Euer Herz vor, Don Hernando?"

"Den vom Purpurmantel, vom Elfenbeinschloß, vom Piratenkönigtum! . . . Zwang habe ich so sehr, daß ich mich selbst nicht zur Entscheidung zwingen will und bis zum letzten Augenblick mir die Freiheit vorbehalte, frei zu wählen."

"Wenn es dann nicht zu spät sein wird, Don Hernando!"

Sie trennten sich wie Freunde, die sich verloren haben und sich durch Herzlichkeit darüber hinwegzutäuschen suchen.

28.

In drei Abteilungen von (ungefähr) je neunzig kastilischen Fußsoldaten, acht Reitern und zehntausend indianischen Verbündeten hatte Cortes seine am Südtor stehenden Stoßtruppen geteilt, um durch drei parallele Straßen nach dem Großen Markt von Tlatelolco vorzustoßen, wo die Vereinigung mit den von Norden her einbrechenden Truppen Alvarados und Sandovals erfolgen sollte. Durch die zwischen zwei schmalen Kanälen deichartig nordwärts führende Hauptstraße — die Straße der blauen Erdscheibe — war Alderete beauftragt, vorzudringen. Durch eine die westlichen Stadtteile Moyotla und Cuexpopan durchschneidende Straße zogen Olid und Tapia, während Cortes selbst in einer dritten östlichen Straße vorrückte. Die schweren Geschütze wurden beim Haus der Speere zurückgelassen; dort blieben auch die Kavalleristen zurück und warteten den

Befehl, einzugreifen, ab. Dreitausend Kanoes aus Tezcuco und Chalco schwärmten in den Kanälen umher, bemüht, die Kampfboote der Azteken fernzuhaltten.

Der Widerstand, den die Boote sowohl wie die Fußtruppen der Mexikaner leisteten, war so schwach, daß Cortes stutzig wurde und eine Falle vermutete. Noch bevor er aus dem Stadtteil Teopan in den Stadtteil Azacoalco gelangt war, ließ er seine Kolonne haltmachen und sich gegen Norden verschanzen. Von seiner Leibwache und deren Führer, dem Hauptmann Antonio de Quiñones, begleitet, begab er sich zu Fuß (bereits beim Haus der Speere war er vom Pferd gestiegen) in die benachbarte Hauptstraße, um dort nach dem Rechten zu sehen.

Er hatte am frühen Morgen, nachdem von Pater Dimedo vor versammeltem Heere Messe gelesen und den in den Kampf Ziehenden der Segen erteilt worden war, die Hauptleute um sich versammelt und den Heerführern Olid, Tapia und Alderete eindringlichst ans Herz gelegt, die beim Vordringen eroberten Dammlücken und Kanalübergänge — falls deren Brücken zerstört wären — mit behauenen Steinen sorgfältig aufzufüllen und der Straße anzuebnen, damit dem Heer, wenn es zurückweichen müßte, der Rückweg nicht abgeschnitten sei. Um diese Arbeiten auszuführen, begleiteten Scharen von Schanzgräbern die drei Abteilungen. Jetzt aber, nach einstündigem Kampf, hatte Alderete ihm stolz durch einen Boten melden lassen, wie sieghaft er alle Hindernisse überwunden, und wie geschwind er vorrücke — als Erster hoffe er den Großen Markt zu erreichen! . . . Von banger Ahnung wurde Cortes erfaßt: ein solcher Er-

folg war unwahrscheinlich oder verhängnisvoll . . . Und als er auf die Hauptstraße kam, sah er das unentrinnbare Verhängnis. Berauscht vom leichten Sieg war Alderete mit seiner Kolonne vorangestürzt, ohne den Rückweg zu sichern: seine Schanzgräber hatten — von ihm nicht beaufsichtigt — statt Steinquadern bloß Erde, Schutt und Binsen in die von Brücken entblößten, die Hauptstraße durchquerenden Kanäle geworfen. Und im großen Querkanal war der lose aufgeschüttete Übergang bereits vom Wasser fortgespült.

29.

Zähneknirschend stand Cortes am Ufer des Großen Kanals, durch das zwölf Ellen breite, zwei Klafter tiefe Grabenwasser von dem in weiter Ferne kämpfenden Alderete getrennt. Und plötzlich schrillte ein graufiger — ein ebensholzschnarzer und grasgrüner — Trompetenton über die Wasserstadt, so daß die Luft krampfzig erzuckte. Wie ein glühender Draht bohrte sich der Ton ins Mark der Knochen. Es war des Herabstoßenden Adlers heiliges Muschelhorn, das von Tezcatlipocas Dornenort-Tempel herabbrausend den Mexikanern das verabredete Zeichen gab.

Unaufhaltsam wie das Posaunengedröhn der Apokalypse gellte der schwarze Ton und tat der Flucht der Mexikaner Einhalt. Gegen die Verfolger wendeten sie sich jählings — vertausendfach im Nu, aus Schlupfwinkeln, aus Seitengassen, aus Kanälen hervorbrechend. Und eine große Schar von Priestern (rätselhaft von woher, gleichsam aus der Erde emporgetaucht) befand sich mitten unter

den Kämpfenden: Götterträger trugen die Lade Huitzilopochtli in das dichteste Schlachtgewühl, trugen in der Lade sein ältestes Kultbild — jenen aus Holz roh geschnittenen Kolibrigott, welchen der Überlieferung nach schon beim Auszug aus den Sieben Höhlen des Reiberlandes die Azteken mit sich führten, von ihm beraten, angespornt und mit Mut erfüllt auf der langen Wanderung, die dem Bau der Drakelkapelle rings um den heiligen Nopal-Baum voranging . . . Jetzt gefährdete Mexico tollkühn sein ehrwürdigstes Götterbild, um, vor Schändung es bewahrend, sich selbst vor Schändung zu bewahren.

Mit zusammengebissenen Zähnen, aschfahl stand Cortes am Kanalufer. Er sah kommen, was kommen mußte, und er vermochte das Unabwendbare nicht abzuwenden. Eine am Boden rollende braune Wolke, starrend von Eisenstangen und Holzstangen, ein unentwirrbares Gemenge von Hellebarden, Sägeschwertern, Schilden und Menschenleibern wälzte sich näher und näher heran. Alderetes Soldaten, soweit sie nicht erschlagen oder gefangen waren, flohen, rannten zum Kanal, sprangen panzerbeschwert ins Wasser, ertranken oder wurden von mexikanischen Booten aufgefischt . . . Nur wenige erreichten das andere Ufer. Alderete war unter den wenigen.

Im Hagel der fliegenden Speere und Pfeile halfen Cortes und seine Begleiter ihren in den Fluten mit dem Lode ringenden Kameraden das steile Kanalufer zu erklettern. Obgleich Cortes großen Blutverlust infolge einer Beinwunde hatte, ließ er sich nicht abhalten, am Uferrande kniend die Arme hinabzustrecken und unablässig Kastilien oder verbündete Indianer emporzuziehen.

Da wurde ein Menschenkopf über den Kanal geworfen und fiel dicht neben Cortes zu Boden. Und gleichzeitig erscholl ein infernalisches Geheul vom anderen Ufer her: „Sandoval! Sandoval! . . .“

30.

Während Alderete, verblendet durch seinen Scheinsieg, in die ihm gestellte Falle gegangen war, hatten Alvarado und Sandoval im Norden der Stadt gute Erfolge erzielt. Sie hatten nach schweren Kämpfen das Nordtor eingenommen und waren bis zum Großen Markt von Tlatelolco vorgedrungen. Als des Herabstoßenden Adlers Muschelhorn erklang, erfuhren sie von gefangenen Azteken, in welcher Lage sich Alderete befand. Sie waren zu weit von ihm entfernt, um ihm beistehen zu können. Sie wußten, daß nach solchem Mißgeschick Cortes an diesem Tage nicht weiter vordringen werde. Darum — und weil sie allein den Marktplatz nicht halten konnten — erachteten sie es für geboten, nach Tlacopan zurückzukehren. Sandoval blieb als einer der Letzten bei der Nachhut zurück. Da fiel es ihm auf, daß die feurige Erbitterung der Nachhutgefechte nachließ — die Mehrzahl der Mexikaner flutete aus Tlatelolco nach Süden. Fernes Triumphgeschrei der Azteken wurde vernehmlich. Und Sandoval begann zu befürchten, Cortes selbst sei in Gefahr. Von sieben Reitern begleitet, unternahm er es, zu Cortes vorzudringen. Wie einst in der Schlacht von Otompan glichen Sandoval und seine sieben Begleiter nicht menschlichen Wesen. Die Skelettgestalt des Todes schien zwischen ihnen zu traben, mit breiter Sense

Menschenhaufen gleich Kornähren niedermähend. Von graufiger Schönheit war Sandoval umkleidet. Einem Erzengel ähnlich mit flammendem Schwert blühte er auf seinem dunkelbraunen Hengst Motilla durch das Waffengemenge. Bis an den Schlangenberg gelangte er, wo Hunderte von Mexikanern sich ihm entgegenwarfen, rasselnde mit Kiesel gefüllte Bälge von Lapiren schüttelnd, um die Hirschungeheuer scheu zu machen. Und als er einem der Azteken mit der Lanze die Brust durchbohrte, riß dieser — obgleich zu Tode verwundet — sich die Lanze aus den Rippen heraus und schleuderte sie zurück, durchbohrte Sandoval die Schläfe . . .

Motilla wurde von den Azteken erbeutet.

31.

Das Geheul auf dem anderen Kanalufer verstummte nicht: „Sandoval! Sandoval!“ . . .

„Das darf nicht sein! So kann Gott mich nicht strafen wollen!“ dachte Cortes. Obgleich der Kopf neben ihm lag, blickte er nicht hin. Dann aber streckte er doch die Hand aus danach . . .

Und er zwang sich hinzusehen . . . Er sah nur den herabhängenden Schnurrbart — schon war sein Blick von aufquellenden Tränen getrübt. Und wunderbar blißartig trat ein Bild aus seiner Knabenzeit ihm vor die Seele: er sah in seiner Vaterstadt Medellin den alten Kommandanten Gregorio de Sandoval durch die Gassen schlendern, gespornt, mit der Reitgerte die Luft schlagend, einsam, verdrossen über ein vertanes Leben . . . Die flüchtenden Gedanken

*S. miris, an
Palos, España,
1529. Pariser
Bibl. 301
Vgl. Prescott III 199*

wurden zurückgerissen zur grellen Wirklichkeit, doch sofort suchten sie wieder zu entweichen . . . Wie fremdartig war ringsum die Architektur der Häuser. Wie farbenfunktend die Terrassenbauten. Fast jedes Haus stand einzeln von Wasser umspült. Manche waren fünf Stockwerke hoch. Die Mexikaner glichen riesigen Kolibris. Es war das schönste Kleinod der Welt, dieses wellenflirrende Tenuchtitlan . . . Aber was half es, feige in die Irre fortzuschweifen. Ja, es war Sandobals Kopf, den er in der Hand hielt. Und Cortes schrie auf vor Schmerz.

Im selben Augenblick wurde er von einem Indianer gepackt und den Kanaltand hinabgezerrt. Der Kopf Sandobals rollte ins Wasser und ging unter. Ein mit sechs Adlerkriegerern besetztes Boot sauste heran, den herrlichsten aller Opferklaven aufzunehmen. Die Mexikaner am anderen Ufer brüllten voll Siegesfreude: „Der Grüne Stein ist gefangen!“

Cortes selbst hielt sich für verloren. Er war nicht imstande, sich von der Umklammerung des bärenstarken Indianers loszumachen. Die aufgeweichte Straße, zerstampft vom Ringkampf, gab nach, bröckelte ab . . . Cortes verlor das Gleichgewicht, glitt dem Wasser zu . . . Da durchschnitt mit einem Schwerthieb Antonio de Quiñones den Arm des Mexikaners und riß den stürzenden Cortes empor. Das Freudengeheul der Mexikaner verstummte und wandelte sich dann in Wutgeheul.

Die Zahl der Christen am Kanal hatte sich inzwischen durch herbeigeeilte Mannschaften Tapias vergrößert. Auch der Apfelschimmel Molinero wurde von einem Pagen herangeführt. Und als Cortes zögerte, ihn zu besteigen, zerrte ihn Quixiones beinahe gewaltsam zum Pferde hin und machte ihm in gütig-barschem Ton Vorhaltungen, daß er sein Heer gefährde, wenn er sich gefährde. „Wir sind verloren, wenn wir Euch verlieren, Señor Capitan! . . .“ Er war ein baumlangener Kerl; stämmig und lässig in der Haltung; pechschwarz, verwildert, struppig Bart und Haar; schmalstirnig, brutal und gutmütig das Gesicht. Mit dem galanten Salcedo, Luis Marín, Gallejo und Vendabal war er einst in Vera Cruz gelandet, während La Medina im Nachtlager auf dem Weg nach Sempoalla tanzte . . . Noch hatte ihm Cortes kein Wort des Dankes für die Lebensrettung gesagt. Er wollte es tun, während er den Fuß in den Steigbügel setzte. Doch es kam nicht dazu. Der Hals des Pagen, der den Bügel Molineros hielt, wurde von einem Wurffspieß durchbohrt. Und als Quixiones hinzusprang, den Bügel zu halten, traf auch ihn ein tödlicher Pfeil ins Auge.

Schauernd bestieg Cortes das Pferd. Für Trauer war ihm keine Zeit vergönnt. Dem Verstande die Herrschaft überlassend, fand er seine kühle Ruhe wieder. Umsichtig ordnete er den Rückzug an. Er selbst wollte sich mit seiner Leibwache und dem Rest von Alderetes Truppen auf der Hauptstraße südwärts durchschlagen. Seinen in den beiden Parallelstraßen fechtenden Heeresabteilungen befahl er, am Haus der Speere sich mit ihm zu vereinigen.

Verlustreich war auch der Rückzug. Von den Dachterrassen herab und aus den Kanälen herauf kämpften die Mexikaner. Die schwarze Sammetfahne mit dem gestickten, von weißen und blauen Flammen umloderten Goldkreuz wurde dem Fahnenträger Corral entrisen. Der rasende Jubel der Mexikaner über den Raub der Trophäe war ebenso verfrüht wie das Entsetzen der Christen angesichts dieser Schmach. Corral kämpfte sich durch bis zur Fahne und brachte sie und sich unverfehrt aus dem Gewühl zurück.

Als das Heer hinter den Festungsmauern von Acachinanco geborgen war, ließ sich der Verlust übersehen. Zweieundsechzig Kastilier, achttausend indianische Verbündete, zwei schwere Geschütze und sieben Pferde waren den Mexikanern in die Hände gefallen. Und Sandoval war tot.

33.

Macuilxochitl, der Gott des Lanzes und der Blumen, herrschte nun in Tenuchtitlan. Männer, Frauen, Greise und Kinder umflochten sich mit Blumenkränzen und tanzten. Und selbst die unseligen Kriegsgefangenen wurden durch Schläge gezwungen, Schmuck anzulegen und zu tanzen. Während der Weibliche Zwilling von einem Altan herab die in endlosem Zug an ihm vorbeisireitenden Heerscharen beglückwünschte und als getreue, den Vorfahren ebenbürtige Söhne der „Stadt im Kolbenrohr“ feierte, wurden die Kriegsgefangenen am Götzenbild Huitzilopochtli vorbeigeführt, wo sie Erde essen mußten, sie wurden an der berg hohen Schädelstätte vorbeigeführt, wo ihnen aus einer Unzahl von Augenhöhlen das Spiegelbild ihres jammervollen Loses

entgegenstarke. Dann brachte man sie in den von den Königen von Tlacopan und Mexico bewohnten Palast. Dort ließ Guatemoc ihnen köstliche Speisen und Getränke vorsetzen, beweihräucherte sie, beschenkte sie mit Blumen und sagte: „Seid willkommen am stillen Wasser von Tenuchtitlan, wo zwischen Uferschilf und Röhricht der weiße Adler sang und die weiße Schlange piff. Die Gnade des Sonnengottes hat euch mir geschenkt, damit ich euch zum Fest meiner Krönung opfern kann! Freut euch und genießt — bevor das Messer euch die Brust öffnet — den Anblick des schönen Tenuchtitlan! Und tröstet euch, denn keine weibische Lat führt euch hierher! Zehn Tage lang wird dies Fest gefeiert werden, und jeden Tag werden sechs Söhne der Sonne und achthundert Söhne dieser Erde zu Göttern werden!“

Dem Wunsch des Königs gemäß wurde die Schar der Opfersklaven in zehn Gruppen geteilt. Und schon gegen Abend des ersten Tages erstiegen — nackt, mit weißen und roten Streifen bemalt, mit weißen Daunenbällen beklebt, Papierfähnchen in den Händen, Papierkronen auf den Stirnen tragend — sechs Kastilier und achthundert Tlascalteken in graufiger Prozession die Menschenwürgeplätze von vier Stufentempeln. Die eben erst nach Acachinanco zurückgekehrten Soldaten des Cortes, wie ebenfalls die Alvarados auf dem Dammweg von Tlacopan, konnten ihre bejammernswürdigen Kameraden erkennen, konnten sehen, wie sie durch Schläge gezwungen wurden, im Reigen der Priester mitzutanzten. Sie konnten sehen, wie einem nach dem anderen auf dem Adlerstein die Brust mit dem Obsidianmesser ge-

öffnet wurde, wie der Opferer die Hand in die klaffende Wunde wühlte, das Herz herausriß und es empor zur Sonne hielt, wie das Blut in einem Becher aufgefangen und vom Hohenpriester getrunken wurde, und wie die Unterpriester den Leichnam des Geopferten die steile, durch einen rieselnden roten Bach geteilte Tempeltreppe hinabschleuderten . . . Wetterharte, im Krieg ergraute Soldaten schluchzten beim Anblick so zahlloser, so unabsehbarer Martyrien. Und doch war, was da vor ihren Augen geschah, erst ein Anfang, und zehn Tage lang mußte sich dies Schauspiel wiederholen . . .

Als die Arbeit der Opferer bei Sonnenuntergang ein vorläufiges Ende fand, verkündete das Mexikaner-Priesterchen von einer Terrasse des Schlangenberges herab das Orakel des heiligen Nopal-Baumes:

„O ihr Mexikaner! Unser mächtiger Gott Huitzilopochtli, der von der Jungfrau geboren, der Wunderbare, redete so zu mir, seinem Knecht, durch den Mund des heiligen Baumes: O mein Vater, — sprach zu mir der Gott, — sage den Mexikanern, daß ich zufrieden bin mit ihnen und daß ich weiß, was ich zu tun habe! Speise und Trank gaben mir die Mexikaner! Jetzt habe ich wieder einen Markt, wo ich mir Fleisch kaufen kann! Mehr Fleisch noch will ich haben! Sage den Mexikanern, daß sie sich nur noch zehn Tage gedulden sollen; dann werden sämtliche Söhne der Sonne und sämtliche Feinde Mexicos mit der Opfertracht geziert sein und — so wie die heute Erbeuteten — auf den Tempeln Tenuchtitlans tanzen!“

Die Verkündigung des Hohenpriesters machte nicht nur innerhalb Tenuchtitlans ungeheures Aufsehen. Sie wurde bald in ganz Anahuac und jenseits der Grenzen Anahuacs bekannt. Die Folge war, daß sämtliche Hilfsvölker von Cortes abfielen. Zermürbt durch die Strapazen, vertrauten sie nicht mehr auf die Sieghaftigkeit der weißen Götter und glaubten dem Orakel ihres einheimischen Kriegsgottes. Heimlich, ohne sich die Absicht vorher anmerken zu lassen, entwichen bei Nacht die Chalten, Huezogincas, Cholulteken, Totonaken, Huarteken und sogar die Mehrzahl der Tlascalteken. Nur der Tlascaltekenkönig Piltecatll mit den getreuesten seiner Stammesgenossen und die Schwarze Blume mit einem Teil des Acolhuaten-Heeres harrten bei Cortes aus.

Die Entwichenen zurückzurufen, versuchte Cortes nicht; wohl aber sandte er ihnen Boten nach und bat sie, auf dem Wege in ihre Heimat sich zu lagern und erst abzuwarten, ob die Weissagung des Hohenpriesters eintreffe oder nicht.

Mit den Indianertruppen verlor Cortes auch seine indianische Bootflotte. Das hatte zur Folge, daß die Brigantinen allein nicht mehr imstande waren, Tenuchtitlan so abzuschließen wie bisher. Ungehindert konnten wieder Marktboote Lebensmittel und Trinkwasser in die Stadt bringen: die beiden stärksten Bundesgenossen der Christen, Hunger und Durst, verließen Tenuchtitlan.

Die Zuversicht des Hohenpriesters beruhte (außer auf dem erfochtenen Siege) darauf, daß das große Entsatzheer

aus Michuacan herandrückte. Von Langayoan, dem König von Michuacan, waren sieben wieder Boten eingetroffen, durch die er dem Herabstoßenden Adler sagen ließ: er werde in einigen Tagen am Ufer des Schilffees sein.

Gerüchte gingen um von einer geheimnisvollen großen Heeresmacht, die von Guatemala oder Honduras her sich dem Seengau näherte. Flüchtlinge aus Kochimilco hatten diese Gerüchte nach Tenuchtitlan gebracht. Hoffnungsfelig glaubten die Mexikaner, es seien die von den Maya-Fürsten erbetenen Hilfstruppen. Von den Gesandten freilich, die an die Königshöfe von Tschanzihoo, Tzac Uleu und Tepan-Guatemala gezogen waren, war keiner zurückgekehrt . . .

Tatsächlich hatten jene Gesandten ihr Ziel nie erreicht. Sie waren von der Sklavenhorde des Roten Jaguars aufgegriffen, ausgeplündert und getötet worden. Aus den ihnen abgenommenen Briefen hatten die Sklaven Kenntnis von der Einschließung und Bedrängnis Tenuchtitlans erhalten. Und da in dem gebrandschatzten Honduras wenig mehr zu rauben war, stießen sie ins Arochco-Gebirge (das Gebiet der Wasserblüte) vor, um dem mexikanischen Kriegsschauplatz nahe zu sein — so wie Wölfe und Hasgeier sich in der Nähe von Schlachtfeldern aufhalten und ihre Zeit abwarten.

Isabel de Djeda hatte nicht lange die Dornenkrone einer Sklavenkönigin getragen. Der Rote Jaguar war ihre Unnahbarkeit und ihr ewiges Weinen bald überdrüssig geworden und hatte sie Alonso de Barrientos abgetreten, mit welchem ihn der Zufall zusammenführte, als sie beide gegen denselben Fürsten in Honduras zu Felde zogen. Schon vor

der Gründung von Vera Cruz hatte sich Barrientos um das Mündel des Ritters Ordás beworben; und als im ersten Nachtquartier auf dem Wege nach Sempoalla die kleine La Medina und alle Lagerdirnen zum Guitarre-Spiel des Bergmannes und Lanzmeisters Ortíz tanzten, ließ sich die olivenbleiche Isabel vom stattlichen Monso de Barrientos im Kreise herumwirbeln . . . Nach den Kämpfen von Las-cala zum Fähnrich befördert, war Barrientos während der Gefangenschaft Montezumas — bald nachdem die fünf Könige an die Eisenkette geschmiedet worden waren — südwärts gezogen, als einer jener fahrenden Ritter, die wie Ordás und Diego Pizarro außer den Brunnen der Verjüngung auch verborgene Erden schätze suchten. Während der Nacht der Schrecken befand er sich in Daraca (der Heimat Marinas) und entging der Rache der Azteken, indem er zu den Maya entfloh. Als — neun Monate später — das Christenheer von Tezcuco aus den Erkundungszug in das südliche Anahuac unternahm und sich der Gebirgsstadt Quauhnhuac näherte, wurde im Geäst eines Lilienbaumes ein alter Maya entdeckt, der ein Schreiben des Barrientos und ein Isabel de Djeda gehörendes Schmuckstück überbrachte. Das hatte Ordás ins Land der Frauen — Cihuatlan — getrieben. Aber weder ihm noch seiner Begleiterin Doña Elvira war es geglückt, Kunde von Isabel oder von Barrientos zu erlangen.

Als Gefangener der Ligerin, der Königin der Unabhängigen Weiber, lebte Ordás in Cihuatlan. Er war Sklave und Gatte der Ligerin. Er mußte ihre heiligen Hirsche versorgen, die Hindinnen melken, die Hirschmilch quirlen und Käse

bereiten . . . Die nackten Mädchen erzählten ihm von einem Gigantenreich und einem Silberland. Das erleichterte ihm die Mühsale der Milchwirtschaft: in ihm reifte ein neues Ziel .

36.

Auf Anraten der königlichen Kalendervahrsager, Hofsterndeuter, Maiskornbeschauer und Fadentküpfer war Guatemocs Krönung auf den günstigen Tag Dme oco-matli, „Zwei Affe“, festgesetzt worden. Und obgleich sich die angesagte Ankunft der Michuaken verzögerte, ließ das Fest sich nicht mehr hinauschieben und mußte ohne den Cazonci gefeiert werden.

Geführt vom Weiblichen Zwilling begaben sich die Edeln des Reiches zum König von Tezcuco, überreichten ihm eine goldene Mütze, Ohrspöcke, Brustschmuck, Gürtelgehänge, goldene Wadenschienen und forderten ihn auf, sich damit zu schmücken, um vor dem Herrn der Welt zu tanzen. Ohrting-Schlange nahm die Geschenke entgegen, verteilte Gegengeschenke und willigte ein, vor dem Herrn der Welt zu tanzen. Die gleiche Zeremonie wurde vor dem König von Tlacopan und dem König von Cuiclahuac wiederholt. Nachdem Ohrting-Schlange, der Durch-Zauber-Verführende und der Behandschuhste den Schmuck angelegt hatten, versammelten sich zweitausend Azteken der Adelskaste im größten Hofe des vom Herabstoßenden Adler bewohnten Tezpan, und als, gekleidet mit allen Insignien seiner Königsheerlichkeit und umringt von seinen Frauen, Narren und Krüppeln Guatemoc zu ihnen hinaustrat, wirbelten sie vor ihm in

einem sternenförmigen Reigen, und auch die drei Könige tanzten vor dem neuen Herrn der Welt. Darauf knieten die drei Könige vor ihm nieder, entkleideten ihn und salbten seinen Körper mit einer Spezerei, mit welcher sonst nur das Idol des Kriegsgottes gesalbt wurde. Und Dyring-Schlange redete ihn mit diesen Worten an: „O tapferer Krieger, o großer König, fasse Mut, denn du bist das Ebenbild unseres Gottes Huiquilopochtli, der, zwischen Uferschiff und Röhricht thronend, über die Welt zu Gericht sitzt und seine Feinde zerschmettert!“

Und völlig nackt wurde Guatemoc durch die Gassen bis zum Schlangenberg geführt und dort — am Fuße der Pyramide — in das Ornat eines Opferpriesters gekleidet: um seine Lenden wurde ein dunkelgrüner, mit kleinen Totenschädeln und Knochen bemalter Frauenrock getan, eine ebenfalls mit Schädeln verzierte Schärpe wurde ihm um die Stirn gebunden, ein perlbestickter Weihrauchbeutel an seinen linken Arm gehängt; und mit einem großen Schleier vom Kopf bis zu den Beinen verhüllt, wurde er hinaufgeführt zum Blutbecken, wo er vor dem juwelenblühenden Standbilde des Stammgottes den Fußboden zum Zeichen des Grusses mit dem Daumen berührte und weiße Weihrauchkörner ins heilige Feuer warf. Hierauf tat er, was die Opferer tun, riß Edelsteine aus klaffenden Brustwunden, hielt die zuckenden roten Adlerkaktusfeigen zur Sonne empor, trank das im Becher aufgefangene Edelsteinwasser angesichts des jubelnden Volkes . . .

Nach der Opferung schloß er sich ein im Pfeilhause, einem Nebengebäude des großen Tempels, wo er befind

und sich kasteiend vier Tage lang verweilte. Am Abend des vierten Tages kehrte er heim in den Palast und feierte die Verehelichung mit Königin Maisblüte. Die von Schmuckfedern umflamten Tanzspiele des Adels, die purpurn leuchtenden Pechpfannen und die Freudenfeuer auf allen Dachterrassen widerspiegelnd, brannte und loderte das Wasser der Kanäle, glühte und glomm weithin der Schilffsee.

Vom Altan des Palastes herab zeigte der Herr der Welt dem Volke seine von Milchopalen überrieselte Königin. Auf der Brust trug sie den Tlacauactecpatl, den „harten Kiesel“, den Diamanten. Sphinxähnlich rahmte ihr Haar die Wangen ein. Geisterhaft war ihr müdes Lächeln. Der Leiden und der Freuden war sie müde.

Das Mexikaner-Priesterchen hatte sich entschuldigen lassen: er sei krank, bettlägerig . . . Als seine Stellvertreter sandte er eine große Schar auf Muscheltrumpeten blasender, schwarzgeschminkter, in gegerbte Menschenhäute gehüllter Räucherer und Priester. Als sie sich näherten, wich das Volk scheu und ehrfurchtsvoll vor ihnen auseinander. Bevor sie jedoch den Palast betreten hatten, kamen vier Huren herbeigelaufen, kenntlich an der Tracht und Haartracht der Süßduftenden. Und die vier Huren führten einen unanständigen Tanz auf. Es war ein unerhörter Schimpf, daß vor den Augen des Königs und der Königin Huren zu tanzen wagten. Hinfällig, durchsichtig blaß nach kaum überstandene[m] Wundfieber, verlor Maisblüte das Bewußtsein, als sie das Hohnlachen vernahm, mit welchem die Priester den Tanz der Huren begleiteten. Das Volk, aus seiner schreckhaften Erstarrung durch die Dymmacht der Königin geweckt, wollte die Süß-

✓ Plaque royale
royale

dustenden in Stücke reißen, wagte jedoch nicht, sich an den Priestern zu vergreifen, in deren Mitte jene geflüchtet waren. Von den Priestern weggeführt, entkamen die Huren straflos.

37.

Trotz der Festlichkeiten hatten die Waffen keinen Augenblick geruht. Mit verbissener Beständigkeit wiederholten bei Tag und bei Nacht die mexikanischen Krieger den Versuch, sich der Dammstraßen zu bemächtigen. Die Weissagung des Hohenpriesters gab ihnen das Vertrauen, daß ihre Selbstvergeudung nicht umsonst sein werde; und kummerlos vergeudeten sie sich, weil der in der Schlacht gefallene Krieger den neun Höllen entgeht, im Hause der Sonne lebt, in Gestalt eines Schwirrvogels die Sonne täglich bis zum Zenit begleitet . . . Mehrmals gelangten sie bis dicht vor das Bollwerk Acachinanco; doch dann öffneten die heimtückisch schweigenden Geschütze plötzlich ihre feurigen Mäuler, und hinweggefegt vom Damm wurden die Todesmutigen.

Die Prophezeiung erfüllte sich nicht. Die zehn Tage gingen vorbei, die weißen Götter aber wurden nicht von einem Orkan zerschmettert, wurden nicht vom See verschlungen und wurden auch nicht in Opfertracht nach Tenuchtitlan geführt. Maßlos war während der zehn Tage Mexicos Übermut gewesen, maßlos war jetzt Mexicos Verzweiflung. Und Mexico wehrte sich gegen den Zweifel, der noch unerträglicher war als die Verzweiflung . . . Hatte der Kolibrigott gelogen? Hatte der Hohenpriester das Volk betrogen? Das konnte nicht sein! Wie aber war es zu erklären, daß das Drakel des heiligen Baumes irrig war? . . .

Da verkündete das Mexikaner-Priesterchen dem verängsteten Volk ein neues Orakel des Nopal-Baumes: Königin Maisblüte müsse geopfert werden — dann werde die Weissagung in Erfüllung gehen.

38.

Guatemoc kämpfte seit dem Krönungsfest am Südor. Sein Hofstaat im Palast stand unter dem Schutz des Weiblichen Zwillinges und etlicher Adler und Jaguare. Dem Hohenpriester ließ der Weibliche Zwilling sagen: Wenn das erste Orakel sich irrte, so könne auch das zweite Orakel sich irren; darum verweigere er im Namen des Herrn der Welt den Opfern die Königin. Als aber das erregte Volk sich vor dem Palast sammelte, traten nicht Adler und Jaguare aus dem Portal sondern jene dreißig Blinden, welche einst auf Wunsch Montezumas den nächtlichen Zugang der Prinzessin Maisblüte zum Tempel der Vierhundert Kaninchen mit Fichtenholzfaceln beleuchtet hatten. Die Blinden zückten Feuersteinmesser gegen ihre Herzen und erklärten feierlich, sie würden sich töten, wenn das Volk fortfahre, die Opferung der Königin zu fordern. Da verzog sich stumm die Menge. Und Elókli, der Sperber, der Anstifter der Heße gegen Maisblüte, mußte der in seinem Tecpan verborgen lebenden Königin Silber-Reiher und ihrem Schuldgenossen Cortomezi eingestehen, daß er einen Fehlschlag getan hatte.

39.

Drei Tage zu spät langten die zweihunderttausend tarasische Bogenschützen aus Michuacan am westlichen Ufer

der Lagune an. König Tangaroan mit seiner elfjährigen heiligen Schwester Uacui — dem Eichhörnchen — bezog das schöne Lustschloß Chapultepec, während die beiden Vetter des Königs, die Feldherren Aguija und Nuzindira sich mit dem Heer längs des zerstörten Aquädukts lagerten. Von den Christen wurden sie nicht belästigt: die Postenkette zwischen Tlacopan, Coyoacan, Ixtapalapan und Acachinanco bestand nicht mehr, seitdem die Chalken, Huerozincas, Totonaken, Tlascalteken und Acolhuaken fahnenflüchtig entwichen waren. Es fehlte den Christen an Mannschaften, das Seeufer zu bewachen. Hätten die Michuaken in Tenuchtitlan eindringen und mit den Azteken sich vereinigen wollen, sie hätten es ungestört von Chapultepec aus tun können.

Doch ebenso wie zu den Verbündeten der Schwarzen Blume, war auch zu den Michuaken die Kunde der Weissagung Huizilopochtli gedrungen. Enttäuschend und verwirrend war des Gottes Irrtum, beunruhigend war die Fehde zwischen Mexicos Königshof und Priesterschaft.

Der Cazonci wurde von seiner elfjährigen Schwester beherrscht. Eichhörnchen verweigerte Speise und Trank. Und als Tangaroan sie nach dem Grund fragte, sagte sie, den in ein Tuch gewickelten Stein — den Gott Wasoricuare — aus Ohr haltend:

„Der Herabstoßende Adler ist verloren, weil er Maisblüte nicht opfert. Und alle seine Freunde sind verloren. Zwei Eulen sitzen auf der Hypresse und reden. Ich höre was sie sagen. ‚Schnitt, Schnitt!‘ sagt das Eulenmännchen. ‚Blutige Gurgel, blutige Gurgel!‘ sagt das Eulenweibchen. . . Laß uns sofort nach Tzinjungan zurückkehren!“

Der kurzhalfige, einem Pinguin ähnliche König wagte den Launen seiner heiligen Schwester nie entgegenzutreten. Sie hatte den Zug nach Mexico befohlen und jetzt, kaum angelangt, wünschte sie die Rückkehr. Wie damals gehorchte er auch jetzt blindlings. Das Tarasckerheer brach nach Michuacan auf.

40.

Die schwerste Prüfungszeit seit der Nacht der Schrecken bestand und überstand das Christenheer in den zehn auf die Niederlage folgenden Tagen. Der Anblick der Schlachtungen auf den Teocalli zermürbte alle Herzen. Die Wunden brannten — keine Heilmittel gab es, nicht einmal Baumöl — und mehr noch brannte der Zorn und Schmerz, den unglücklichen, so greifbar nahen Kameraden nicht beistehen zu können. Und zu keiner Stunde verstummte Guatemocs heiliges Muschelhorn. Die Kartauen und Feldschlangen, aber auch die Musketen, verstummten allmählich ganz, da das Pulver aufgebraucht war. So überaus gefahrvoll war die Lage des kleinen, durch den Abfall der indianischen Verbündeten dezimierten Heeres, daß Cortes die kastilischen Frauen nach Tlascala schicken wollte. Doch die Frauen und Lagerdirnen widersetzten sich: Es sei nicht die Art der spanischen Frauen, ihre Männer im Stich zu lassen; — vielmehr wollten sie Glück und Unglück mit ihnen teilen und gemeinsam mit ihnen sterben!

Und den Waffenruhm mußte fortan Maria de Estrada mit mancher ihres Geschlechts teilen. Auch Francisca de Baltierra, die Gattin des Bogenschützen Pedro de Guzmán,

die Marktenderin Catalina Márquez, welche man die Feuerlilie nannte, Rosita Muños, die Buhle San Juans des Aufgeblasenen, und sogar die lange Elvira, Rodrigo Rangel's Freundin, schnallten sich Harnische um, stülpten sich Helme oder Sturmhauben auf die Locken, wagten sich in die Scharmügel auf den Dämmen und fochten so kühn wie die kühnsten Männer. Francisca de Baltierra schritt sogar für ihren von Mattigkeit übermannen Gatten als nächtliche Schildwache auf und ab, um ihm einige Stunden Schlafes zu ermöglichen. (Einst auf dem Wege nach Sempoailla hatte er mit ihr tanzend darüber nachgedenkt, wie federleicht sie in seinen Armen lag . . .)

Das Pulver war verschossen. Doch das schier unwahrscheinliche Glück des Cortes verschaffte ihm eben damals Pulver die Menge. Ein mit Waffen und Munition geladenes Schiff des Abenteurers Ponce de León ging (nach Florida segelnd) im Hafen von Vera Cruz vor Anker und wurde von Pedro Caballero, dem Hafentendanten, kurzerhand beschlagnahmt. Noch bevor die vom Baumorakel festgesetzte Frist von zehn Tagen abgelaufen war, erhielt das Christenheer als unerwartete Gabe des Himmels zahllose, von Tlamamas getragene, Lasten — erhielt mehr Feuerwaffen und Pulver, als es bei Beginn der Belagerung zur Verfügung gehabt hatte.

Und da bis zum zehnten Tage die Weissagung Huizilopochtli's nicht in Erfüllung gegangen war, begannen beschämt und reumütig zuerst die entwichenen Tlascalteken, dann alle anderen Hilfsvölker sich wieder einzufinden. Auch Völkerschaften, die bisher dem Bund der Schwarzen Blume nicht

beigetreten waren, sandten Huldigungsgeschenke, lieferten Köpfe von geopfertem Kastiliern aus (die Köpfe waren ihnen als Siegestwahrzeichen vom Herabstoßenden Adler geschickt worden) und erklärten sich bereit, gegen Mexico zu kämpfen.

41.

Eine seltsame Botschaft erhielt Cortes aus dem im Süden Anahuacs vorgelagerten Arochco-Gebirge, dem Gebiet der Wasserblüte. Von einem mexikanischen Entenjäger wurde ihm ein spanisch geschriebener Brief überbracht. Der Schreiber des Briefes nannte sich Tlatlahqui Dcelotl — Roter Jaguar — und bot Cortes seine Hilfe an, machte jedoch zur Bedingung, daß nach der Einnahme Tenuchtitlans die Beute zu gleichen Teilen zwischen dem Sklavenheer und dem Christenheer geteilt werde.

Mit Olid, Tapia, Pater Olmedo und Aguilar besprach Cortes das Angebot. Lachend las er ihnen den Brief vor und sagte:

„Dieser Renegat und Christenfeind fängt an Kompromisse zu machen des nackten Vorteils wegen. Er wird als Christ und Christenfreund enden!“

„Darum sollte man ihm goldene Brücken bauen“, rief Pater Olmedo, „und den Teufel um eine Seele betrügen!“

Tapia war empört.

„Ich hoffe, Don Hernando, daß Ihr dem Teufel lassen werdet, was des Teufels ist! Keine Antwort ist die einzig mögliche Antwort auf eine so freche Epistel! Dieser Matrose klopft Euch ja wohlwollend auf die Schulter, Don Her-

nando, und er spricht von seiner Diebesrotte als wäre kein Unterschied zwischen ihr und unserem braven Heer!“

Anderer Meinung war Olid, er wollte paktieren:

„Señores, wir können es uns nicht leisten, so wertvolle Hilfe abzuschlagen! Lassen wir sie uns gefallen! Was die Bedingung anbelangt, so sind wir einem Erzhalunken gegenüber nicht verpflichtet, sie einzuhalten. Kommt es erst zur Teilung der Beute, werden wir Höchstdero Halunkenschaft höflich ersuchen, die Ansprüche zu ermäßigen, andernfalls wir kurzen Prozeß machen müßten mit ihm und seinem Sklavenpaar! . . .“

„Halunkenschaft? . . .“ fuhr Aguilar auf, und seine hohlen Wangen röteten sich. Die Bescheidenheit, als wäre sie ein Bettelmantel, abwerfend, erstaunte er sich selbst und seine Zuhörer durch die fieberheiße Lebhaftigkeit seiner Antwort:

„Nein, Don Cristóbal! Mit einem Schimpfwort erledigt man Leute vom Schlage des Roten Jaguars nicht! Mit einem Scheltwort ändert man an der Gotteswelt nichts! Die Gotteswelt und der Rote Jaguar gehören zusammen — genau so wie Eisen und Rost zusammengehören! Wer vermag zu beweisen, daß der Rost böser oder besser ist als das Eisen? Wir Menschen sind schuld, wenn das Eisen nicht blank bleibt, wenn es an Rost erkrankt. . .“

„Also eine Krankheit nennt Ihr es? Ist das kein Scheltwort?“ fragte Cortes.

„Warum? . . . Warum nicht eine Krankheit?“ fuhr Aguilar fort. „Es gibt auch heilsame Krankheiten! . . . Und vor allem: es gibt Eisen, deren Rost wir segnen! . . .“

Aber fragen denn Rost und Eisen nach unserem Segen oder Fluch? Sie sind da — und wir müssen uns damit abfinden . . . Auch der eigensinnige Mensch Gonzalo Guerrero ist da, ist gottgewollt — mag es Euch lieb sein oder leid! . . . Sieben Jahre lang habe ich an seiner Seite gelebt —: er war weder gut noch schlecht; aber er verzieh der Menschheit den Spruch ‚Navigare neesse est‘ nicht. Wir Andersdenkenden sagen ja dazu, er sagte nein. — So geschieden ist die Welt seit Urbeginn, seit Abel und Kain. Solange es Eisenmenschen gibt, wird es Rostmenschen geben. Solange es Sklavenhalter gibt und geben wird, wird der Sklavenaufstand — der offene und der heimliche, meine ich — von der Welt nicht schwinden . . . Das Trostloseste ist vielleicht die Einsicht, daß der Rost nie schaffend sein kann wie zum Beispiel der Eisenhammer —: der Rost ist eine bloße Verneinung. Kains Reich ist Niederbruch ohne Aufbau. Der Große Baumeister der Welt braucht aber die Baumeister; und daher werden die Sklavenhalter den Namen zwar öfters wechseln, aussterben aber werden sie nie, solange es eine Erde gibt.“

„Grater, Ihr habt recht und unrecht“, sagte Cortes. „Ein Halunke braucht Guerrero nicht zu sein, auch wenn er ein Schädling ist. Nur daß er und seinesgleichen gottgewollt sein sollen, zweifle ich an. Nehmt eine einzelne Heuschrecke in die Hand —: welch ein zierliches sauberes Tier . . . Wenn Ihr aber einen Heuschreckenschwarm auf der Wanderung gesehen habt, so mag Euch vielleicht, wie mir, der Gedanke gekommen sein, daß ein Teufel da am Werke ist — unheimlicher als jene, die sich um

Menschenseelen placken —, ein der tiefsten Hölle entstiegener Teufel, der in Heuschreckengestalt die Erde kahl fressen will, damit es auf der Erde nur Heuschrecken gebe; alles soll ihm weichen, damit er sich an seine Stelle setze; Gott soll ihm weichen, damit er, der Heuschreckenteufel, Gott werde. Das ist der König aller Satane — und mancherlei Gestalt nimmt er an: selbst als Buch tritt er auf, das alle Bücher, als Gedanke, der alle Gedanken fressen will. Mit ihm gibt es kein Paktieren . . . Ich werde ihm einen Absagebrief schreiben!“

„Und die Folge wird sein, Don Hernando, daß er Guatemochin die Hilfe anbieten wird, die Ihr ausgeschlagen habt!“ sagte Olid.

42.

Und es geschah so, wie Olid gesagt hatte. Der Rote Jaguar bot Mexico seine Unterstützung an. Und Mexico, von den Michuaken im Stich gelassen, lehnte die anrühige Bundesgenossenschaft nicht ab. Fern von Tenuchtitlan konnten sogar Rebellen von Nutzen sein, wenn sie andere Rebellen für Mexico zurückgewannen. Im Gebiet der Wasserblüte, wo der Rote Jaguar sich befand, war die Hauptstadt Quauhnahuac (Guernavaca) seit Cortes zweitem Erkundungszuge dem Bund der Schwarzen Bluine beigetreten. Auf Wunsch des Herabstoßenden Adlers belagerten nun die Sklaven die Gebirgsstadt.

Boten auf Boten aus Quauhnahuac meldeten Cortes die Notlage der Bewohner, flehten um Beistand. Obgleich erst ein geringer Teil der nach dem Baumorakel entwichenen

Uascalteken und sonstigen Verbündeten sich wieder eingefunden hatte, beschloß Cortes, Andrés de Tapia mit achtzig kastilischen Fußsoldaten, zehn Reitern und etlichen Tausend Indianern zum Entsatz von Quauhnahuac zu entsenden.

Alderete, der schuldbewußt die erste Zeit nach der Niederlage sich kaum hatte blicken lassen, wagte sich hervor und machte, mit den Fingern durch seinen gepflegten langen Bart streichend, höfliche Vorhaltungen:

„In unserer prekären Lage, Don Hernando, erscheint mir die Entsendung Tapias wie . . .“

Da er stockte, fiel Cortes ihm ins Wort:

„Wie ein Wahnsinn, wollt Ihr sagen? Gewiß, Don Juliano, jede Kühnheit ist ein schöner Wahnsinn. Ich kannte in Sevilla einen von Gläubigern bedrängten Grafen, der sich nur dadurch rettete, daß er ein großes Gastmahl gab. Je schwächer wir sind, um so mehr müssen wir uns den Anschein geben, stark zu sein!“

Nach zwei Wochen kehrte Tapia erfolggekrönt zurück. Er hatte Quauhnahuac befreit und das ganze Gebiet der Wasserblüte von den übel hausenden Sklaven gesäubert. Diese waren, nachdem sie in einer Feldschlacht große Verluste erlitten hatten, fluchtartig nach Nordwesten ausgewichen.

43.

Bei Chapultepec durchbrach der Rote Jaguar mit seiner Räuberhorde die Postenkette der Belagerer und drang in Tenuchtitlan ein. Es war seine Absicht, ehrlich für Mexico

zu kämpfen und die Sklaven in das mexikanische Heer einzureihen. Das ihn umjubelnde Volk Tenuchtitlans erkannte ihn nicht und hielt ihn für einen der Maya-Fürsten, weil er mit der Krone und den Insignien eines Königs der Maya geschmückt war. Vor den Herabstoßenden Adler geführt, sprach er, als König der Sklaven zum König der Azteken, herausfordernd stolz:

„Ich hasse die Sieger und liebe die Besiegten! Ich hasse die Christen ebenso wie du! Ich hasse den Krieg, obgleich er uns zu Freunden macht!“

Knabenhaft lächelnd hatte Guatemoc zugehört. Dann verdüsterten sich seine Züge:

„Ich liebe die Kühnheit, auch wenn sie der Prunk entlaufener Sklaven ist! Ich liebe den Krieg, obgleich er mich verschlingt. Aber Mexico ist noch nicht besiegt. Bist du gekommen, es zu retten? Vor Quauhnhuac nützte deine Hilfe wenig . . . Indes, wenn du mit uns sterben willst, so sei willkommen!“

„Ich will mit euch sterben!“ sagte der Rote Jaguar. Da fuhr Guatemoc ihn wütend an:

„Du lügst! . . . Beglaubt hast du, Mexico sei bereits eine Leiche, und du liegest dich wie ein Geier auf sie herab, ihr mit Krallenhieben die Augen auszuhöhlen, ihr Fleisch und ihre Sehnen von den Knochen zu hacken!“

Auf ein Zeichen von Guatemoc überwältigte seine Leibwache den Roten Jaguar, band ihm die Hände auf den Rücken und schnitt ihm den Tzohocolli genannten Haarschopf, das Abzeichen kriegerischer Heldenschaft, ab. Sein Gesicht war schneeweiß geworden. Doch er bat nicht um Erbarmen.

Da sagte Dhring-Schlange zum Herabstoßenden Adler
„Gedenke des Zauberers Jacašin, mein Bruder, der
euer beider Freund war!“

„Um des Zauberers willen“, erwiderte Guatemoc, „soll
dieser Sklave Tezcatlipoca werden und, die Flöte spielend,
von seinen vier Frauen und acht Knaben begleitet, durch
die Gassen Tenuchtitlans ziehen, bis das alte Jahr dem
neuen Jahr weicht; aber erst soll dieser Sklave lernen, sich
wie ein König zu betragen!“

„Du hast es mich eben gelehrt“ — rief Gonzalo Guer-
rero — „heimtückisch wie ein König und großmütig wie
ein König: denn das neue Jahr wird Mexico nicht mehr
erleben, die Käfige aber werden sich öffnen bis dahin!
Und dann werden wir abrechnen — wir Sklaven und ihr
Herren!“

Er wurde abgeführt und in einen auf dem Gelände des
Momoztli-Tempels befindlichen Holzkäfig gesperrt.

44.

Nicht lange blieb den Sklaven die Gefangennahme ihres
Führers verborgen. Sie stürmten den Tempel und be-
freiten den Roten Jaguar. An ihrer Spitze zog er zum
Kopalmarkt, wo viel niederes Volk sich neugierig hingu-
gesellte. Und der Rote Jaguar erstieg inmitten des Platzes
eine umgeworfene Marktbude und hielt eine Heßrede an
das Volk.

„Warum laßt ihr euch von den Azteken knechten, ihr
Chichimeken und Otomis? Etwa, weil sie aus Azklan, dem
Lande der Reiher, kamen — während ihr hier ureingesseßen

seid auf den Inseln und Ufern des Schilffees? Und stammt nicht auch ihr aus den sieben Höhlen? Aber früher als jene nahm ihr vom Lande hier und vom See Besitz, wart Herren hier, bis sie euch Land und Wasser wegnahmen, euch zu Knechten, sich aber zu Adligen machten. Jetzt sind die Adligen reich und ihr seid arm. Jetzt, wo ihr alle hungert, haben die Adligen noch immer Speise und Trank. Durch Kriege wurden die Azteken reich — darum wollen sie immer wieder den Krieg. Wir aber wollen den Krieg nicht — und wenn wir zu den Waffen greifen, so tun wir es notgedrungen, um den Krieg zu vernichten. Unser Feind sind nicht die Fremden, unser Feind sind die Aussauger des Volkes. Laßt uns die Azteken totschlagen und sofort Frieden schließen mit den Fremden!“

Ein tausendfaches Echo fand die Rede. Die Sklaven, denen sich vergrämte, zerlumpfte, gieräugige, von Hunger ausgemergelte Gestalten anschlossen, drangen in die Häuser der Reichen, der Handelsherrn, der Würdenträger und Staatsbeamten, ja selbst der Könige ein. Da die Adler und Jaguare Mexicos auf den Dammpwegen vor den Loren Angriffe der Christen abwehrten, wart die innere Stadt beinahe wehrlos der Rache und Raubgier des Pöbels preisgegeben.

Die Erbitterung des Volkes richtete sich besonders gegen die Kriegsheger. Als solche waren die Herrin von Lula und der reiche Kaufherr Lölkli bekannt. Die Sklaven holten die Herrin von Lula aus ihrem Palaß hervor, mißhandelten sie, banden sie kreuzweise an einen Yuccabaum und schossen so lange mit Pfeilen nach ihr, bis sie den Geist aufgab.

Einem gleichen oder ähnlichen Schicksal entging der Sperber dadurch, daß er beim Herannahen der wütenden Menge auf das Dach seines Lecpans stieg und Gold, Schmucksachen und Edelfedern hinabwarf. Da ließen die Sklaven davon ab, den verrammelten Haupteingang zu erbrechen und prügelten sich mit dem Volke wegen der Kostbarkeiten. Der Sperber aber entschlüpfte mit Königin Silber-Reiher und Coxtemezi durch eine hintere Tür aus dem Lecpan. Sie sprangen in einen Kanal, schwammen, bis sie den Schilffsee erreichten, und versteckten sich im Schilf. Zwei Tage und Nächte standen sie bis an den Hals im Wasser. Schließlich fanden sie ein leeres Boot und steuerten, halbwahnsinnig vor Hunger, auf die Festung Acachinanco zu. Dort, von Mascaleken in Gewahrsam genommen, gaben sie sich als vornehme Überläufer zu erkennen und baten, man möge sie zu Cortes geleiten, dem sie Wichtiges mitzuteilen hätten.

45.

Die Schwarze Blume und Marina waren zugegen, als Cortes die Königin von Tezcuco mit ihren beiden Getreuen empfing. Nicht ohne Schadenfreude sah die Schwarze Blume die Demütigung seiner Schwägerin, die ihm von jeher zuwider gewesen war. Als sie aber gleich nach der Begrüßung ihm schluchzend vom martervollen Tod seiner Mutter erzählte, schluchzte er mit ihr, hemmungslos wie ein Kind. Marina und Cortes sprachen Trostworte, — doch er schüttelte den Kopf und jammerte:

„Sie hat mich verflucht, weil ich ein Christ wurde . . .
Und doch hat sie nichts auf Erden so geliebt wie mich!

Das hat sie mit den Jahren hart gemacht gegen alle, daß sie mich verlor . . . Früher war sie weich, eine Dichterin, früher dachte sie wie mein Vater von den blutrünstigen Göttern und vom blutrünstigen Mexico . . . Weil sie mich liebte, haßte sie den Erlöser. Ach, warum hat Gott ihr nicht Zeit gelassen! Warum hat Gott ihr nicht vergönnt, den Segen zu erleben, den das Christentum Mexico bringen wird! . . . Nun ist sie als Heidin gestorben und hat den Fluch nicht zurückgenommen!“

Die Blicke von Cortes und Marina waren sich scheu, fragend, über sich selbst erschrocken, begegnet. Schuld- bewußte Blicke, die sich wie ertappt vorkamen . . . Das kindliche Gemüt dieses wilden Häuptlings glaubte also wirklich noch an den Segen, den das Christentum Mexico bringen werde . . .

46.

Seinen ausgehungerten Gästen ließ Cortes ein solennes Mittagsmahl vorsezen; — Juan Varela, der Oberkoch und Tafelmeister, durfte mit seinen Künsten Staat machen. Auch Wein wurde nicht gespart. Das lockerte die Zungen.

Silber-Reiher wurde gesprächig, Cortemeri wurde geschwägig. Und auch der schwerfälligere Tlölki gab seine steinerne Stummheit auf. Er hatte in den zwei Tagen — seitdem er seine Kostbarkeiten fortgeworfen, um sein nacktes Leben zu retten — vollständig die Gesinnung gewechselt. War er der eifrigste Patriot gewesen, so haßte er jetzt das vom Pöbel beherrschte Mexico. Er hatte gegen alle Friedensangebote gewettert; und jetzt erhoffte er alles Heil von einem

baldigen Kriegsende — sei es, daß Mexico freiwillig Frieden schließe, sei es, daß es zum Friedensschluß gezwungen werde. Er hatte über alle Maßen die Fremden verabscheut und jetzt entwürdigte er sich vor ihnen, lobhudelte, schmeichelte, in der Erwartung, daß sie die Pöbelherrschaft in Tenuchtitlan beseitigen, die Adelskaste und die Händlerkaste in ihre Rechte wieder einsetzen, die ihm und anderen Wohlhabenden geraubten Besitztümer zurückerstatten könnten. Um dieses Ziel zu erreichen, war ihm jedes Mittel recht.

Nachdem die Königin und Cortez eine Schilderung der Hungersnot gemacht hatten (welche das Volk zwingt, sich von Ratten und Baumrinden zu ernähren . . .) und nachdem sie den inneren Zwiespalt, die ungeheuren Kriegsverluste, die durch Krankheiten verursachte Sterblichkeit aufgezählt hatten, um darzutun, daß die Lage Tenuchtitlans gezählt seien, führte der Sperber in längerer Rede aus: Am Zusammenbruch sei der Herabstoßende Adler schuld. Seiner Widersacher im Priesteradel wegen habe er sich auf das Volk stützen wollen, und darum habe er die Sklaven in die Stadt gerufen. Der Tod der Herrin von Tula und der Angriff auf seinen (des Sperbers) Tecpan offenbare ja, wer der Anstifter war. Wenn erst allen Wohlhabenden das Gold abgenommen sei, werde der König auch den Armen das Gold abnehmen, es gegen Lebensmittel eintauschend, an denen er allein keinen Mangel leide. Verdoppeln werde er auf diese Weise den aus dem See gefischten Goldschatz Montezumas und werde vor der Übergabe der Stadt mit dem Goldschatz zu entfliehen suchen. Das müsse unter allen Umständen verhindert werden. Die

Christen müßten alle Kanäle der Stadt verstopfen, damit er nirgendhin entweichen könne. Die Ausfüllung der Kanäle werde auch am sichersten und schnellsten den Mut der Verteidiger brechen und das Ende herbeiführen

Auf spanisch bemerkte Cortes zu Marina:

„Was kein Feind auszudenken wagt, ersinnt so ein Verräter leichtes Herzens! . . .“

„Laß dies Scheusal hängen, Hernando, — und ich werde dir die Hände küssen!“

„Nein, Marina! Ich werde ihn zum König von Tlatelolco machen. Denn noch niemand gab mir einen so teuflisch guten Rat wie er!“

„Du nanntest Tenuchtitlan das schönste Ding der Welt . . .“

„Darum muß ich es haben, Marina!“

„Du wirst es haben und wirst mich verlieren!“

„Vielleicht verlor ich dich schon, Marina?“

Im Scherzton warf er diese Worte hin, wie ein Ballspieler den Ball zurückwirft, — federnd leicht, flink ohne Besinnung, treffend um zu trumpsfen, ohne ins Herz treffen zu wollen. Verständnislos grinste die Schwarze Blume über das Wortgeplänkel . . . Und doch hatte Cortes ins Herz getroffen. Marinas Augen schimmerten feucht. Da sagte er bereuend:

„Auch mir ist weh um das schönste Ding der Welt! Und damit du mir keine Vorwürfe machen kannst (und auch ich mir selbst nicht), werde ich ein letztes Mal Guatemoc den Frieden anbieten lassen. Er mag es entscheiden, ob die glitzernden Kanäle weiterleben oder begraben werden,

ob die Wasserstadt eine Wasserstadt bleibt! Wenn er diesmal wieder ablehnt, so ist er es, der die Erde ruft, daß sie das Wasser verschlinge, so ist er der Gleichmacher, der alles dem Erdboden gleicht macht — nicht ich!“

Leise und bleich murmelte Marina:

„Weder er noch du! Aber ich bin die Zerstörerin! Ohne mich wäre es niemals dazu gekommen! . . .“

47.

Rodrigo Rangel hielt an Cortes diese Ansprache:

„Euer Liebden haben von der Königin-Witwe von Tezcuco (einer senssharfen Dame) vernommen, daß die Mexikaner sechs unserer Rosse auf Blutaltären geopfert haben (geradezu als ob es Menschen wären!); Motilla aber, des edlen Sandoval Streitross, haben sie zum Gott gemacht, ihn göttlicher Ehren teilhaftig werden lassen, (was doch auch nur mit Menschen zu geschehen pflegt), und haben ihm Gold zu fressen gegeben, nichts als pures Gold. Mit welchem Erfolg? Der arme Motilla ist trotz des Goldes an Hunger gestorben! — Man denke! Aber ist es überhaupt denkbar? Ist es zu begreifen? Man steckt bis an die Ohren in Gold und man verhungert! Als ob Gras und Getreide wichtiger für das Leben seien als Gold! Eine so nüchterne Lebensauffassung hätte ich einem Rosse nicht zugetraut! Vielleicht ist es die ausgleichende Gerechtigkeit, ich möchte sagen, die poetische Gerechtigkeit: nicht jedermann kann Gold vertragen, auch nicht jedes Land . . . Ein Goldland (o Sehnsuchtsstraum aller Ritter und Glückritter!) hat Nachteile — gewiß — aber auch einen zukunftsträchtigen Vorteil:

man gewöhnt sich das Essen ab, indem man wie König Midas jedes Stück Brot in Gold verwandelt. Ist das nicht der Stein der Weisen? Die Abschaffung der Armut — durch Reichtum? . . . Seltsam, daß niemand früher darauf verfallen ist! . . .“

So sprach Rodrigo Rangel.

48.

Der Regen klatschte an die zinnengekrönten Außenmauern des Palastes, verglaste die skulptierten scheußlichen Mißgestalten der Basreliefs, verwandelte die roten Torbalken in rinnendes Blut. Wie graue Laten hingen die schweifenden Wolkenfetzen am Himmel, aschgrau senkte sich das Morgenlicht durch die mit dünnen Mlabasterscheiben gedeckten Lichtöffnungen in die Säle und Kammern des Palastes herab.

Auf einem mit flatternden Azurfaltern besäeten gelbroten Rissen saß Königin Maisblüte. Zur Rechten und zur Linken von ihr standen zwei ihrer Frauen und kämmten mit goldenen Kämmen je eine Hälfte ihres reichen, schweren Haares. Lange Riesenfackeln brannten in Doppelleuchtern — zu matt war das Morgenlicht — und die flackernden Flämmchen spiegelten sich im schwarzen Glanzhaar und spiegelten die feierlich steifen Schattengestalten der Bilderteppiche in den rieselnden Strähnen wieder.

Schritte wurden im Nebensaal vernehmlich, Geklirr goldener Sandalenglöckchen. Der König nahte. Maisblüte entließ ihre Frauen. Während sie sich entfernten, trat er ein — mit Schild und Sägeschwert und Speerbündel, die

dunkelrote Chamolinfederkrone auf der Stirn. Er kam sich von ihr verabschieden, wie er es jeden Morgen tat, bevor er in die Schlacht zog. Von Miclan Tecutli, dem Totengott, ausgeliehen war auch er: — jeder Morgen konnte der letzte Morgen sein.

Die Gefahr des Slavenaufstandes war beseitigt: Dyring-Schlange und der Behandschuhke hatten die Plünderer überwältigt und niedergemacht; mit einem kleinen Rest des Slavenheeres war der Rote Jaguar aus der Stadt entkommen. Aber eine andere Sorge bedrückte den König. Das neueste Friedensangebot hatte er noch nicht beantwortet. Sein Gewissen sträubte sich, es abzulehnen; — doch es nicht abzulehnen, sträubte sich sein Gewissen ebenso sehr . . .

Sie erriet was ihm das Herz zerriß. Sie fragte. Und er sprach vom Kronrat, der die ganze Nacht getagt hatte. Die den Frieden befürworteten, waren überstimmt worden. Doch noch war die Antwort an den Grünen Stein nicht abgeschickt.

Und plötzlich warf sich Maisblüte vor ihm zu Boden, lag platt ausgestreckt ihm zu Füßen da und schlug mit der Stirn auf die Marmorfliesen. Ihr ärmelloses, mit einem karminenen Meermuschelmuster besticktes, weißes Entensfederhemd war beim Fall emporgeglitten und ließ den linken, kindlich magern, gelblichen Schenkel unbedeckt. Wie abgezehrt von Hunger war auch sie, die Königin!

Ihre Finger krampften sich um seine Türkisandalen. Sie schrie:

„Opfere mich! Opfere mich!“

Er kniete bei ihr nieder, richtete sie auf, so daß sie neben ihm kniete. Und er strich ihr über das Haar, umfaßte sie, drückte sie an sich. Leise, gütig sagte er:

„Die Göttin Xochiquetzal trägt uns beide auf ihrem Rücken. Du kannst nicht sterben ohne mich!“

„Doch ich bin dein Verderben! Ich bin Mexicos Untergang!“ schluchzte sie. „Der Himmel großt, weil du mich schontest!“

„Retten läßt sich Mexico nicht mehr, auch nicht durch deinen Tod,“ sagte er; „auch nicht durch meinen und aller Edlen Tod! Retten läßt sich nur Mexicos Bild und unser Bild! Das ist es, was wir verteidigen, bekränzt mit Schildblumen und Pfeißblumen im Tanz der Schlacht! Wenn wir sterben, erwachen wir aus einem Traum. Schein sind wir und diese Blumenwelt, nur unser Bild ist Wirklichkeit. Unser Bild ist nicht sterblich wie wir, es lebt fort in der Türkispyramide der Lobpreisung oder in dem Schlammespfuhl der Schmach!“

„Weh um mein Bild!“ weinte Maisblüte. „Von Hand zu Hand ging mein Leib, wie ein welkender Rosenstrauß! Miclan Tecutli sollte mein fünfter Gemahl sein — nicht du!“

Da küßte er ihr die Tränen von den Augen und lächelte:

„Ich bin ja Miclan Tecutli, der Herr der Totenwelt! Ich herrsche ja bereits über Tote, selbst ein Toter! Und auch du, mein Weib, bist eine Tote! Den Nachkommen gehört unser Bild — nicht uns. Sollen sie einst sagen: Mexico und sein König waren zu klein für ihr großes Schicksal? — Sie werden es nicht sagen; preisen werden sie uns und auch dich! Rein ist dein Bild, denn dein Herz

ging nicht von Hand zu Hand. Dein Herz ist stark wie meines!“

Und er verließ sie, um dem Grünen Stein die Antwort zu geben. Seine Friedensboten waren Mexicos Heerscharen, — die suchten die Dammstraßen und die Dammlücken zu erobern, wütender denn je; aber auch diesmal — wie jedesmal — vergebens.

49.

Haus für Haus wurde von den Belagerern niedergerissen. Und die Hausstrümmen — Ziegel, Tezontlalli-Steine, Zederbalken, Hausgerät sowie unbeerdigte Aztekenleichen — dienten zur Ausfüllung der Kanäle. Stetig, wenn auch langsam, schritt das Zerstörungswerk voran. Jeden Morgen drangen von Acachinanco und von Tlacopan aus die Kastilier in das Innere der Stadt ein und verwickelten den Feind in Kämpfe, lenkten ihn ab, damit er die in ihrem Rücken tätigen Zerstörer der Wasserstadt bei ihrer Arbeit nicht störe, — die hundertfünfzigtausend Bundesfreunde der Schwarzen Blume nämlich, die von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang im Schweiße ihres Angesichtes nieder-rissen, zerstampften und einstampften, was vom Schilfsee erst und dann von Menschenhänden in langen Zeitläuften wunderbar und einmalig schön hervorgebracht worden war. Doch selbst Vernichtung bedarf der Zeit. Und obgleich die Tlascalteken, Otomis, Chalken, Acolhuaken und Totonaken mit wilder Begeisterung keine Mühe scheuten, die verhasste Zwingsburg Tenuchtitlan zu schleifen, vergingen vier Wochen, bevor die südlichen Stadtteile, Moyotla und Teopan, und der

nordwestliche, Cuexpopan, in Trümmerfelder verwandelt waren, aus welchen sich trotzig nur einige schwer verwüstbare Tempelriefen und brandgeschwärzte Palastmauern emporreckten.

Blos der nördlichste Teil der Stadt hatte noch seine gespenstischen Kanäle, seine gespenstischen aus Fluten ragenden, von Geschossen durchsiebten Häuser und beherbergte außer geflüchteten Götterbildern auch ein Volk von Schatten, das, Schritt für Schritt dem Verhängnis weichend, aus dem toten Tenuchtitlan in das sterbende Tlatelolco gedrängt worden war.

Die Geschichte Mexicos beginnt mit Tlatelolco, welches den Smaragd besaß. . . Die Geschichte Mexicos endet mit Tlatelolco und dem wahnwitzigen Dulder-Starrsinn seiner Verteidiger.

50.

Einst eine Nachbarinsel, später eine Schwesterstadt und erst seit König Wassergesicht Tenuchtitlan einverleibt, war dieses Stadtviertel durch seine Lage eine kaum zugängliche Wasserfestung. Kein Damm verband Tlatelolco mit dem Lagunenufer: der Dammweg von Tlacopan mündete im Stadtteil Cuexpopan, wo sich das Nordtor befand. Der zwischen Tenuchtitlan und Tlatelolco flutende Kanal war breit wie ein Seearm, und das über ihn sich wölbende Tenolli — (so wurden die steinernen Pfeilerbrücken genannt) — war jüngst von den Azteken zerstört worden.

Als eines Morgens Cortes sein Heer aus Acachinanco in die täglich mehr versinkende Stadt führte, hüllte ein feiner Sprühregen und ein wolkiger Seenebel die Fernsicht. Von den siebzig Teocalli Tenuchtitlans standen manche noch auf-

recht (geschmückt mit wehenden seidnen Kreuzesfahnen auf den Sanktuar-Türmen); und die Silhouetten der himmelwärts strebenden, sich verjüngenden Tempelterrassen hoben sich matt und bläulich-grau vom weißen Nebel ab. Dem Riesenschatten des Schlangenberges an Umfang und Höhe gleich — nur schemenhafter noch durch die Entfernung, klomm der Schattentriß der Großen Stufenpyramide von Tlatelolco zum Zenit empor. Und plötzlich sah Cortes auf ihrer Spitze ein Feuer erglimmen. Und bald darauf leckte eine Stichelampe bis an die Himmelsdecke: Tezcatlipocas Heiligtum brannte. Da wußte Cortes, daß Alvarado in Tlatelolco eingedrungen war, daß es ihm geglückt war, eine Brücke über den Seearm zu schlagen.

Zwei Stunden später erfolgte die Vereinigung der beiden Christenheere auf der zum Marktplatz von Tlatelolco führenden Straße. Die beiden Feldherren umarmten und küßten sich, während die Soldaten jauchzten. Dann sprengte Cortes, nur von harnischblanken Reitern begleitet, auf den Großen Markt und ritt die porphyrenen Säulengänge entlang. Die Turnier-sättel ächzten. Rings auf allen Dächern standen und hochten die vorhin erst von Alvarado geschlagenen Adler und Jaguare und sie schossen keinen Pfeil auf die klirrend und rasselnd trabenden Eindringlinge ab. Mit gramwunden Blicken starrten sie auf das sinnbildliche Schauspiel dieses feierlichen Umrittes hin: Mexicos Erde wurde zermalmt und zerstampft von diesen Ungeheuern, ihre Herzen wurden zermalmt und zerstampft . . .

Und dann erstieg Cortes mehrere Terrassen der großen Stufenpyramide, in deren mit Zedern-Gefäsel verkleideten

Kapelle Alvarado die Fündfackel geschleudert hatte. Das Sanktuar war ausgebrannt, und die verglimmende Blut, aufgehhalten durch die Marmorfliesen des Menschenwürgeplatzes, hatte sich nicht tiefer eingefressen, hatte die unteren Stockwerke unverfehrt gelassen. Auf der zweiten Terrasse — allen Straßengängern deutlich sichtbar — waren Lanzen eingepfählt, und daran hingen die abgeschnittenen Köpfe von zwanzig Kastiliern und drei Pferdeköpfe. Tränen rollten Cortes und seinen Begleitern über die Wangen. Sie erkannten viele ihrer Kameraden; — manche freilich, von Masgeiern benagt, waren nicht mehr kenntlich. Seltsamerweise schienen die meisten Köpfe bärtiger zu sein, als sie im Leben gewesen. Wuchs das Haar der Toten? Oder ließ sich aus dem nachträglichen Bartwuchs schließen, wieviel Tage die Ärmsten im Holzkäfig hatten warten müssen auf das gräßliche befreiende Ende . . . ?

51.

Und weiter stieg Cortes zu höheren Terrassen hinauf. Der Sprühregen hatte aufgehört, der Seenebel war fortgezogen, lazurblau und golden glitzerte die Welt. In der harten klaren Luft konnte er das Werk der Zerstörung gut überschauen. Dreiviertel der Arbeit war getan. Nur noch in Tlatelolco blinkten Wassergräben.

Ein kleiner buchtiger Mann zupfte Cortes am Ärmel.

„Erschreckt nicht, Señor! Ich bin's ja nur, der Narr Madrid. Wir kennen uns doch . . . Ja, was ich fragen wollte . . . riecht Ihr den Pestgeruch?“

„Ja“, sagte Cortes.

„Ihr seid kurz angebunden, Señor. Aber es freut mich, daß Ihr es nicht ableugnet. Dort unten ist schlecht wohnen. Doch so ist nun einmal der Krieg. Davon später noch ein Wort . . . Erst wollte ich mich erkundigen, ob Ihr zufrieden seid?“

„Womit?“

„Ei, mit dem Fortschritt. Mit der Arbeit Eurer Verbündeten. Sie ist bewunderungswürdig. Das bringen nur Indianer fertig: — so alles niederzureißen, alles gleich und eben zu machen . . . nicht etwa das Niedrige zu erhöhen, sondern das Hohe zu erniedrigen . . . Prachtkerle sind es, Altmeister der Verwüstungskunst! Man sollte ihnen die Erde anvertrauen — sie könnten den Weltprozeß um einige Jahrtausende verkürzen . . . Habt Ihr übrigens gehört, was die Azteken ihnen zurufen? *Ma xitlapopolacan* . . . Doch verzeiht, ich vergaß, daß Euch das Mexikanische noch immer nicht geläufig ist, — darum will ich es Euch übersetzen: ‚Zerstört nur unsere Stadt, — je mehr ihr zerstört, um so mehr werdet ihr wieder aufbauen müssen! Als unsere Lohnknechte werdet ihr wiederaufbauen, wenn wir siegen — oder als die Lohnknechte der Christen, wenn die Christen siegen!‘ Was wettet, Señor, — so wird es geschehen! *Plectuntur Achivi* . . . : den Achäern geht es schlecht — immer, immer — ob die Fürsten delirieren oder nicht. Und ich fürchte, die Aztekenhäuptlinge delirieren!“

„Warum? . . .“

„Weil sie nur noch für ihren Ruhm kämpfen. Und was ist Ruhm? Der Fortklang eines Namens. Wie aber sollen Namen fortklingen, die unaussprechbar sind? Einer ihrer

besten Helden, der neulich den Reiter Domínguez erschlagen und sein Pferd erbeutet hat, heißt: Micoatlailotlacauelitotzin. Versucht nicht, das nachzusprechen, es würde Euch nie gelingen! Der wundervolle Ketl im grünen Federpanzer, der so stolz zum Einzelkampf herausforderte und als — mit Eurer Gnaden Einwilligung — María de Estrada ihm gegenübertrat, ihr den rechten Arm absägte, heißt Teuhctlacocauhcaşin — auch ein hübscher Name, den unsere Homeriden in kein Vermaß zwingen werden . . . Tut ein Kastilier sich hervor, um sich einen Namen zu machen, so hat er es leichter . . . Wunder der Tapferkeit vollführen die Azteken, und Vergessenheit wird ihr Lohn sein. Bewundert Ihr sie nicht auch, Señor?"

„Gewiß, ich bewundere sie aufrichtig!“ sagte Cortes.

„Recht so! Man ehrt sich, wenn man den Feind ehrt! . . . Und doch — was wißt Ihr von der Leidenswelt und vom Martyrium dieser Heimatsliebe! Blickt dort hinab, wo der Pesthauch aufsteigt! (Für einen Augenblick will ich Euch meine Gespensteraugen leihen.) Keine Gasse, wo nicht Leichen liegen, unbestattete, verwesende Leichen, einzeln oder zu Haufen geschichtet. Aus dem versinkenden Tenuchtitlan schafften die Mexikaner ihre Götter und ihre Toten nach Tlatelolco, sie vor Entweihung zu schützen. Wo aber die Toten bergen, da die Lebenden zusammengepfercht sind wie in einem Massengrab! Zu den Begräbnisinseln hinausrudern? Die Brigantinen fangen ja jedes Boot ab! Die Toten in die Kanäle stoßen? Dort schwimmen bereits so viele . . . Und die noch Lebenden — ob arm ob reich — haben kein anderes Trinkwasser als diese salzige, faulige, verpestete Jauche dei

Kanäle . . . Seht Ihr den kahlen Yuccabaum vor der Tempelmauer? Kein Felsen Rinde blieb an seinem Stamm: Baumrinde war lezthin ein Lederbissen in Tlatelolco, — war . . . aber als heute früh eine Mutter ihre schöne Tochter verkaufen wollte für ein Stück Baumrinde, fand sich in der Stadt kein Stück Baumrinde mehr vor . . . Auch von Ratten ist Tlatelolco jetzt befreit . . . Ich will Euch nicht von den scheußlichen Krankheiten erzählen, von den sterbenden Kindern, von den irr gewordenen hungertollen Frauen, die mit glänzenden Wolfsaugen durch die Gassen schleichen. Dort unten ist es wie in Proserpinas Garten, nichts als Welken, Modern und Verwallen . . . Und da ich selbst ein melancholischer Schemen bin, nehme ich Partei (was man nie tun sollte!), ich nehme Partei für die Schemen. Mir sind die Besiegten die Sieger, Señor Capitan, — womit ich Euren Sieg nicht verkleinern will. Ihr könnt zufrieden sein: Ihr habt keine halbe Arbeit getan. Vielleicht denkt Ihr: ‚So ist nun einmal der Krieg und man muß es hinnehmen; nicht die Tabula rasa ist unser Ziel, sondern die grünen Pflaumen . . .‘ Gewiß, Señor Capitan, es gibt keine Medizin gegen das Achselzucken! Mich fuchst es nicht mehr. Ich ward ein abgeklärtes Gespenst. Ich weiß, daß die Welt sich nicht ändern läßt und daß der Krieg der Vater aller Dinge ist. Ich mache ja auch den Azteken gar keinen Vorwurf! Ein Volk, das ausgerottet werden soll, muß sich gründlich ausrotten lassen, damit man Respekt vor ihm habe! . . .“

Als Cortes auf den Großen Markt zurückgekehrt war, hätte er nicht zu sagen vermocht, ob er ein Selbstgespräch geführt oder ob ein Bewohner jener Welt ihm das Gift des Zweifels ins Herz geträufelt (wie schon einmal nach dem Raub der Türkismaske). An der Spitze des Reitergeschwaders galoppierte Cortes über den Platz, um sein in der Straße harrendes Heer nach Acachinanco zurückzuführen. Da versperrten ihm einige dreihundert Frauen und Kinder den Weg. Lebende Skelette waren es. Sechshundert von brauner, runzlicher Haut bedeckte Armknochen reckten sich in die Luft. Niedergeritten sein wollten sie oder gespeist sein. Das Geschwader hielt mitten auf dem Platz.

„Tlacalli! Tlacalli!“ (Brot! Brot!) schrien die Frauen und Kinder.

Da schickte Cortes nach Brot und ließ es an die Kinder verteilen.

Auf den Dachterrassen standen und hockten die Heerscharen Mexicos, blickten die Adler und Jaguare mit gramwunden Blicken hinunter und sie schossen keinen Pfeil den davonreitenden stahlgekleideten Leufeln nach.

Alvarado und Cortes waren in ihre Quartiere zurückgekehrt. Von Kartauten und Feldschlangen bewacht, blieb die Flossbrücke nach Tlatelolco im Besitz der Christen.

Vier Tage lang ruhten die Waffen. Wieder hatte Cortes den Frieden angeboten, wieder wartete er vergebens auf eine Antwort. Seinen Boten, einen bei den letzten Kämpfen

gefangenen Dheim der Schwarzen Blume und des Königs Dhring-Schlange, hatte der Herabstoßende Adler opfern lassen, ohne ihn anzuhören.

Am fünften Tage drangen die beiden Christenheere wieder in Tlatelolco ein. Diesmal setzten sich die Krieger auf den Dachterrassen zur Wehr: jedes Dach wurde ein Schlachtfeld. Und so unerwartet war nach den kampflosen Tagen das Eindringen der Feinde, daß die hageren Schatten, die zahlreicher noch als neulich die Gassen, Straßen und den Großen Markt bevölkerten, schreckerstarrt verweilten. Cortes wollte sie schonen und verbot, ihnen ein Leid zu tun. Doch er hatte seine Hilfstruppen nicht in der Gewalt. Die Tlascalteken lechzten nach Rache für jahrhundertalte Knechtung. Sie stürzten sich auf die Wehrlosen, hausten wie die Wölfe in einer Lämmerherde. Zwölftausend Frauen und Kinder fanden an diesem Tage den Tod und die Erlösung.

Mehrere Tage später hörte Cortes, auf einer Dachterrasse sechtend, lautes Wehgeheul. Frauen und Kinder sah man nicht mehr auf den Straßen; — das waren Männer, die weinten! . . . Er ließ den Kampf unterbrechen und stieg in die Gasse hinab. Ein Zug von vornehmen, unbewaffneten Mexikanern näherte sich ihm, — Türkisgebürtige waren darunter, hohe Staatsbeamte, Mitglieder des Rates der Alten. In grauen Hanfmänteln gingen sie, die ungekämmten Haare mit Asche bestreut, die Arme auf der Brust gekreuzt. Sie redeten ihn an:

„Du bist der Sohn der Sonne, die in einem Tag und einer Nacht die Welt umreisst. Geschwind ist die Sonne — du aber bist es nicht: langsam tötest du uns! Warum

tötest du nicht geschwinder, o Sohn der Sonne! Denn ob der Tod auch furchtbar ist, — das Leben wird uns furchtbarer sein als der Tod. Ohne Freiheit leben ist schlimmer als sterben! Darum sei erbarmungsvoll, töte uns, schicke uns Huitzilopochtli zu, der uns trösten wird für unsere Leiden!“

Mit Tränen in den Augen übersehte der junge Alonso de Djeda diese Worte. Ergriffen gab Cortes zur Antwort:

„Unsinnige ihr, — warum wollt ihr euch wie Tiere abschachten lassen, statt über den Frieden zu verhandeln! Bot ich euch nicht oft genug den Frieden an? Versprach ich nicht, euch gut und ehrenvoll zu behandeln, als einer, der Wechselglück und Menschenjammer kennt und Seelengröße zu bewundern weiß? Aber euer König lehnte alle Angebote ab; und auch ihr seid schuldig, weil ihr ihn nicht zwangt, eurem Elend ein Ende zu setzen! Ich würde einen von euch an ihn absenden, wenn ich nicht wüßte, daß er alle meine Boten auf den Adlerstein legt!“

Weinend antwortete ein alter Würdenträger:

„O Sohn der Sonne, verweile hier, bis wir zurückkehren! Wir alle wollen deine Boten sein! Uns alle wird er auf den Adlerstein nicht legen! . . . Und wir werden ihn bitten, mit dir zu verhandeln!“

„Er wird nicht wollen“, entgegnete Cortes. „Sollte er aber zu einer Begegnung bereit sein, so soll er nicht heute kommen; denn der Abend ist nicht mehr fern. Sagt ihm, daß ich ihn morgen zur Mittagszeit auf dem Großen Markt erwarte!“

Eine halbe Stunde später meldete ein mexikanischer Herold: der König von Mexico werde sich zur verabredeten Zeit einfinden.

Früher als sonst drangen tags darauf die beiden Christenheere in Tlatelolco ein und besetzten den Großen Markt. Noch befand sich an einer Schmalseite das hölzerne Schau-gerüst, die Bühne, auf welcher — bald nach dem Raub der Goldmaske — ein Schauspiel zur Belustigung und Erheiterung der eingeladenen Götzen Mexicos gespielt worden war. Der Zimmermann Cristóbal de Jaén und seine Gehilfen mußten den ganzen Vormittag tischlern, sägen und nageln, bis die Bühne in eine mit scharlachnem Tuch verkleidete, von Fahnen und Fähnchen umwirbelte Estrade verwandelt war; — legte doch Cortes Wert darauf, daß seine erste Zusammenkunft mit dem König Mexicos zahlreichen Zuschauern sichtbar sei. Juan Varela, der Oberkoch und Tafelmeister, hatte in einer Seitengasse die Leichen entfernen lassen und errichtete eine Feldküche. Buntscheckige Pagen deckten auf der Estrade eine lange Speisetafel mit weißem Linnen, stellten Weinkrüge darauf, Pokale, Becher, silberne Teller, Obstschalen, streuten Blumen auf das Tisch-tuch, — denn Cortes wollte dem hungernden König und seinen Begleitern ein Mittagsmahl vorsetzen. Neben dem Eßtisch erhob sich ein Stehpult für den königlichen Notar Diego de Godoy, der in Galackleidung sich einfand, Gänse-fiel, Lintensaß und Pergamentrolle tragend, um ein Proto-koll über die Friedensverhandlung aufzusetzen.

Gegen zwölf Uhr ritten Cortes, Olid, Albarado und alle anderen Feldobristen auf den Marktplatz. Sie stiegen von den Pferden, besichtigten die Estrade, lobten oder rügten die getroffenen Vorbereitungen und setzten sich auf bereit-

stehende Sessel. Es regnete den Tag nicht, die Augustsonne brannte sengend. Ein aus einem Tecpan geraubtes Velarium wurde über die Estrade gespannt.

Die indianischen Verbündeten waren außerhalb Tlatelolcos gelassen worden: zu scheußlich hatten sie neulich gewütet, ihre Zügellosigkeit konnte das Friedenswerk gefährden . . . Die kastilischen Landsknechte — soweit sie nicht die besetzten Straßen bewachten — standen in Reih und Glied auf dem Marktplatz.

Alles war zum Empfang des Königs bereit. Doch der König kam nicht.

Oliv vertrieb sich die Zeit damit, ein eisernes Hufeisen, das sein Pferd verloren hatte, zusammenzudrücken (mit Zeigefinger und Daumen machte er das) und es zusammenzuzunäulen, als wäre es eine alte Papiertüte. Nachdem zwei Stunden vergangen waren, fluchte er seine absonderlichsten Flüche und sagte zu Cortes:

„Laßt den Soldaten Stühle hinsetzen, sonst laufen sie Euch davon! . . . Wozu die Lammsgeduld, Don Hernando? Merkt Ihr noch immer nicht, daß man Euch zum Besten hält?“

Aber Cortes ließ sich nicht beirren und wartete noch zwei Stunden.

55.

Seitdem alle Paläste in Tenuchtitlan vernichtet waren, bewohnten die Könige von Mexico, Tezcucó und Tlacopan den Palast der wahnsinnigen Prinzessin Papan. Mit dem alten Musikmeister Löffelreißer-Schlange die Totenwacht

ihrem erdroffelten Bruder Montezuma haltend, war Papan in der Nacht der Schrecken umgekommen. Ihr Geist ging um in dem noch immer schönen, von Kanonenkugeln durchlöchernten Tecpan; und manche der neuen Bewohner — greise Höflinge und schattenhafte Dienstfrauen der zu einem Schatten abgemagerten Königin Maisblüte — glaubten in stürmischen Nächten die schleierweiße Gestalt Papans zu sehen, die händeringend durch die Flucht der Säle schritt, glaubten ihre wispernden, bohrenden Reden zu hören: „Wo kannst du hinfliehen, Tochter Mexicos? Wer kann dich retten, wer kann dich in eine Truhe legen und verschließen? Zur Hure wirst du werden wie deine Schwestern alle! . . .“

Während die Feldobristen auf dem Großen Markt vier Stunden lang warteten, berieten in Papans Palast die Großen des mexikanischen Reiches — es gab ihrer nicht mehr viele — mit dem Herabstoßenden Adler. Dieser hatte tags zuvor die ihm als Friedensboten nahenden Würdenträger nicht gestraft, er hatte tieftraurig, mit dem Kopf nickend, ihren Vorschlag angehört und nach längerem Zögern sich bereit erklärt, mit Cortes zusammenzutreffen. Nachträglich war es ihm leid geworden. Als die Sonne sich dem Meridian näherte, versammelte er seine Ratgeber um sich. Im silbrigen Halbdunkel eines Prunkraumes kauerten sie gramgebeugt dicht beieinander. An den Wänden die Bilderteppiche erzählten von der Größe Mexicos.

Und der Herabstoßende Adler stellte die Frage an die Hoffnungslosen:

„Der große Stein stürzt, der Himmel knistert, die Erde bewegt sich . . . Blieb uns eine Hoffnung noch?“

Das Kinn auf die Knie gedrückt, stumm vor Gram saßen alle. Da sprach der Weibliche Zwilling:

„O ihr tapferen Mexikaner, eine Hoffnung blieb uns noch: die Hoffnung und das Vertrauen auf die Macht unseres Gottes Huitzilopochtli, der diese Stadt Tenochtitlan gegründet hat.“

Eifriges Schweigen antwortete ihm. Der Weibliche Zwilling fuhr fort:

„In meiner Jugendzeit hörte ich alte Leute sagen, daß nach der Gründung dieser Stadt unsere Vorfahren mehrmals sich für verloren hielten, daß aber immer, wenn der Untergang unabwendbar schien, der Wunderbare Huitzilopochtli die Feinde Mexicos zerschmettern half. Das tat der Gott durch zwei Zauberdinge: durch den goldenen Schlangensstab, den sein Standbild in der Rechten hält; und durch das strahlende Eulengewand (seit König Moltch hat es kein Mexikaner mehr getragen!). Lebendig wird der goldene Schlangensstab, wenn man ihn den Feinden entgegenhält; das strahlende Eulengewand macht die Herzen der Feinde erstarren. Viel nahmen uns die Himmelsgötter, aber diese beiden Waffen nahmen sie uns nicht. Laßt uns erst Frieden schließen, wenn der Himmel uns ein untrügliches Zeichen gegeben hat, ob er unsere Ausmerzung will oder nicht. Und dies sei das Zeichen: daß die goldene Schlange lebendig wird und daß das strahlende Eulengewand zum Schreckensvogel wird, der den Feinden das Fleisch von den Knochen reißt!“

Die düsteren Blicke leuchteten auf, ein Beifallsgemurmel sumimte durch den Saal.

„So sei es!“ sagte Guatemoc. „Ich selbst will den Schlangensfab schwingen und das Eulengewand anlegen, das zuletzt mein Vater, König Molsch, getragen hat!“

Die Berater widersetzten sich erregt.

„Spare dich auf, mein Bruder!“ rief der Durch-Zauber-Berührende. „Mexico wird deiner noch bedürfen! Laß mich es tun an deiner Statt! Denn du bist Mexicos König und wenn du fällst, ist Mexico tot!“

Guatemoc lächelte ein wehmütiges Lächeln:

„Auch wenn du fällst, mein Bruder, ist Mexico tot!“

„Nein!“ rief der Durch-Zauber-Berührende. „Wenn ich falle, ist Tenuchtitlan nicht mehr zu retten. Aber Tenuchtitlan ist nicht Mexico, ist nicht Anahuac! Wenn ich falle, so kämpft hier nicht länger, steigt in die Boote, schlagt euch durch ans nördliche Schilfseeufer. Viele Städte halten noch treu zu Mexico; — sie werden dir zujubeln; deine Schar wird wachsen mit jedem Tag; von neuem wird der Krieg beginnen, wird enden wie alle Kriege Mexicos geendet haben! Und wieder aufblühen werden das Wasser und die Berge!“

Dhrring-Schlange sagte:

„So kann der Stamm der Azteken vor Ausrottung bewahrt werden, wenn wir befolgen, was mein Bruder rät! Warum aber soll er zur Eule werden — warum nicht ich? Einst schworen wir in der Götterkammer des Großen Palastes beim Namen der Sonne und beim Namen Unserer Frau der Erde gemeinsam zu leben und gemeinsam zu sterben; und wir aßen eine Handvoll Erde zur Bekräftigung des Schwurs. Da wir nicht gemeinsam sterben können,

mag das Los entscheiden, wer von uns den goldenen Schlangenstab und das Eulengewand dem Feind entgegen-tragen soll!“

Ein Gefäß, das drei Aloe-Dornen enthielt, wurde den Königen hingehalten. Zum Himmel blickend griffen sie hin-ein. Freude durchleuchtete das abgekehrte, hohlwangige Gesicht des Durch-Zauber-Verführenden: er hatte den längsten Dorn gegriffen.

Der Kronrat war zu Ende. Guatemoc erhob sich und mit ihm seine Berater. Sie folgten ihm in einen benach-barten Tempel, wo das aus dem Schlangenberg gerettete Bildnis Huitzilopochtli aufgestellt war. Wer aber durfte dem Gott die Waffe aus der Hand nehmen? Das greise Mexikaner-Priesterchen war schon vor Wochen an Entkräf-tung gestorben. Der an Rang ihm nächste Priester, der In-Blut-sich-Kleidende schreckte vor dem Sakrileg zurück... Da wagte es König Dyring-Schlange. Und mit dem Edelsteinwasser von fünf weißgeschminkten Tlascalteken tränkte und versöhnte Guatemoc das staubbedeckte Idol.

Dann schritt er in den Tempelhof und hieß den Durch-Zauber-Verführenden auf eines der Schädelgerüste steigen. Es war in Mexico ein altes Herkommen, daß Jünglinge, bevor sie zum erstenmal in die Schlacht zogen, die Weihung (als Krieger) auf der Schädelstätte erhielten und feierlich mit Speer und Schild beliehen wurden. Der Herr der Welt aber gab dem König von Tlacopan den goldenen Schlangenstab und das Eulengewand Huitzilopochtli in die Hand und sprach: „Mit roter und mit schwarzer Farbe schreibt der Sonnengott die Taten der Tapferen auf!

Trage diese Federrüstung, die mein Vater getragen hat!
Trage die Feuerfchlange, die Mexicos Feinde frißt!"

56.

Nachdem Cortes vier Stunden gewartet hatte, ließ er durch die Schwarze Blume und Alonso de Djeda die indianischen Hilfsstruppen nach Tlatelolco hereinführen. Und als das Tor der Hölle geöffnet war, bliesen lilienförmige Kupfertrompeten zum Angriff.

Die große Eule aber, die dem mexikanischen Heer, die Flügel spreizend, voranschritt, wurde von ihren mottenzgefressenen Schwungfedern nicht in die Lüfte getragen. Der Goldstab verwandelte sich nicht in die blaue Schlange. Eine Musketenkugel traf die heldenkühne Eule in die Stirn.

Und nun begann das Blutbad und währte bis zum Abend. Herbeigerufen waren die Geister der Hölle, durch Verbote und christliche Ermahnungen ließen sie sich nicht mehr bannen.

Die Sense mähte in dichtes Gras hinein. Steinherzige Konquistadoren wandten sich ergrausend ab — so herzzerreißend schrie das Gras.

Vierzigtausend Frauenleichen . . . (wird berichtet).

57.

Nach Mitternacht ruderte ein Boot auf den Schilffsee hinaus. Das schwarze Boot auf dem nachtschwarzen Wasser entging der Wachsamkeit der Brigantinen.

Die Ruderer waren zwei Männer und eine Frau. Ihr Ziel war der Pantitlan-Strudel inmitten der Lagune. Die

Richtung wies ihnen ein kleiner Wassertempel dicht beim Strudel.

Als sie sich dem Eiland genähert hatten, sahen sie, daß das Heiligtum verwüstet war. Der alte Priester der Regengötter lag unbeerdigt am Ufer, bis zur Brust im Wasser, hin und her geschaukelt von der Brandung.

Den Regengöttern zu Ehren hatten die Mexikaner hier alljährlich Kinderopfer dargebracht. Reich gekleidet und mit Schmuck versehen, die Wangen mit weißen Kreisen bemalt, wurden die Kinder gegen Abend in kleinen, mit Federn und Blumen verzierten Booten hinausgefahren. Die ganze Nacht hindurch sang der alte Priester des Wassertempels den Kindern Lieder vor, damit sie nicht einschliefen. Und er redete sie als *Excoame* — d. h. PerlenSchlangen — an; denn jedes geopferete Kind wurde zur PerlenSchlange. Bei Morgendämmer stieß man das Boot in den See-Strudel. Das Boot und die Kinder verschwanden, eingeschlürft vom wirbelnden Wasser, wie auch alle Opfertgaben, die man dort in die Tiefe warf.

Die drei Ruderer waren der Herabstoßende Adler, Dyring-Schlange und Maisblüte. Sie brachten Opfertgaben, kostbarer als der Pantitlan-Strudel jemals erhalten hatte. Verfrachtet in ihrem Boote lag, was von Montezumas Hort noch übrig war, was nach der Nacht der Schrecken von Perlenfischern aus dem See gehoben worden war. Nun erhielt der König der Fische seine Beute zurück . . .

Dyring-Schlange und Maisblüte reichten dem Herabstoßenden Adler die Goldketten, die goldenen Frösche, die goldenen Kalender Scheiben. Das Licht der Sterne glitzerte

ein letztes Mal in den Kleinodien. Und Stück für Stück sank hinab, eingeschlürft vom Strudel.

Die letzte, mit Smaragden gefüllte, Schatzkiste hinabschleudernd, sagte Guatemoc:

„Nun ist den Gelbhaarigen die Freude am Sieg verdorben! Umsonst haben sie verwüstet! Sie werden ihren Lohn nicht finden! Und das ist gut!“

„Nicht werden sie finden!“ ächzte Maisblüte.

Die beiden Männer schwiegen. Aufrecht stand Maisblüte im Boot und starrte in den Strudel.

„Laßt mich zur Perlenschlange werden!“ jammerte sie „In Tlalocs Reich ist Frieden!“

Ganzt zog Guatemoc sie auf die Ruderbank herab. Er faßte ihre Hand, strich ihr über die Wange.

„Du sollst nicht von mir gehen, du dunkle Quezalfeder! Ich aber muß noch leben meines Volkes wegen!“

„Wie lange noch?“ rief Dhrring-Schlange verzweifelt aus. „Gräßlich zu Tode foltern werden sie uns, um zu erfahren, wo der Goldschatz verborgen ist! Und wenn sie uns das Leben lassen, werden wir ihre niederen Knechte sein! Warum warten wir Schmach und Schändung ab? Drei starke Ruderschläge, in den Strudel dort hinein, — und wir drei haben Frieden in Tlalocs schönen Blumen-gärten! . . .“

Guatemoc schüttelte traurig den Kopf:

„Ein Leben wie unser Leben ist schmerzhafter als der tausendfache Tod! Aber feige ist, wer Schmerzen flieht! Die Azteken tanzen den heiligen Totentanz in dieser Nacht. Der König darf beim Totentanz seines Volkes nicht fehlen!“

„Ich bleibe bei dir, mein Freund!“ sagte der König von Tezucuo. „Wir zwei müssen leben, damit wir den Siegern den Sieg entwinden! Wenn sie uns foltern und töten, werden wir lachend und singend die Sieger sein über sie, die Besiegten! Sieger werden wir sein über den Schmerz und über die ruchlosen Bedrückter! . . . Aber Maisblüte vermag nicht mehr zu leben. Sie litt schon zu viel, ihr Herz ist ein zertretener Edelstein. Nie mehr hat sie gelacht, seit sie zurückkam. Sie wird auch der Feinde nicht lachen können!“

Auf der Ruderbank kniend umklammerte Maisblüte den Herabstoßenden Adler und flehte ächzend:

„Laß mich zur Perlen Schlange werden!“

Stumm küßte er sie und hob sie auf seine Arme. Er beugte sich behutsam über den Rand des Bootes und legte sie rücklings auf die Wasserfläche. Wie auf einem schwarzen Bahrtuch lag sie; ihr aufgelöstes Strähnenhaar bauschte sich wie ein schwarzes Kopfkissen unter ihrem gelbblassen Kopfe. Langsam trug die Strömung sie dem Strudel zu. Ein seliges Lächeln umspielte ihren Mund. Bis sie hinabschwand, dankten ihre halbgeöffneten Augen . . .

Die beiden jungen Könige ruderten zurück nach Tlatelolco.

Eine große blauglühende Meteorikugel schoß aus dem Zenit ostwärts hinab und schwand hinter dem Rauchenden Berg, eine lange, leuchtende Spur hinterlassend. Obgleich die beiden das Himmelswunder sahen, stießen sie keinen Ruf aus und sprachen kein Wort, blind und taub für alles, außer für ihr Leid.

Die Spur des fallenden Gestirns strahlte noch lange, — schön und schmerzlich wie eine klaffende Wunde des Himmels.

Und Mexicos letzter Tag dämmerte heran und verschleuchte Mexicos letzte Nacht. Blügend quoll das flüssige Gold der Sonne über den Schnee der Weißen Frau empor.

Wieder ließ Cortes seine indianischen Freunde zunächst außerhalb der Mauern Tlatelolcos und überschritt nur mit Landsknechten die Floßbrücke. Er rief den Azteken zu: bevor der Kampf beginne, wünsche er die Würdenträger zu sprechen, mit denen er vor zwei Tagen verhandelt habe. Bald fanden sich fünf von jenen ein. Er schalt sie, daß sie ihn zum Narren gehalten; doch er wolle sie für den Troß ihres Königs nicht strafen. Er habe Guatemoc gute Behandlung zusichern lassen; — ob etwa Guatemoc an seinem Ritterwort zweifle? Und schließlich forderte er sie auf, noch einmal ihrem König zuzureden und ihm vorzuhalten, daß sein Widerstand zwecklos sei.

Die fünf alten Mexikaner begaben sich zum Herabstoßenden Adler.

Cortes erwartete die Antwort auf einer hohen Dachterrasse, die er erstiegen hatte, weil sich von dort aus Tlatelolco wie auch die Brigantinen und Boote auf dem Schilfsee überblicken ließen. Auf die weißgestrichenen Brigantinen zeigend, sagte er zu Alvarado und Alderete, die neben ihm standen:

„Das sind die dreizehn weißen Götter, die Mexico zu Fall gebracht haben!“

„Señor, beruft es nicht!“ bemerkte Alderete. „Noch ist Mexico nicht gefallen!“

„Heute wird es geschehen!“ sagte Cortes.

Und enthusiastisch, wie es seine Art war, rief Alvarado aus:

„Deutlich sehe ich es noch vor mir, Don Hernando, wie Ihr in Popotla, am Morgen nach der Nacht der Schrecken, den Schiffbaumeister begrüßtet: ‚Ihr lebt?! . . . Lob sei dem Herrn! Mit Euch kann ich die Scharte auswezen! . . .‘ Und als Gutierrez Euch fragend ansah, fügtet Ihr hinzu: ‚Lächelt nicht! Glaubt an mich, wie ich an mich glaube! Nach einem Jahr werden wir die Brigantinen bauen!‘“

„Ja, daß ich damals den Glauben nicht verlor, ist mir selbst rätselhaft . . . Und darum habe ich Achtung und — fast möchte ich sagen — Ehrfurcht vor Guatemocs Eigensinn, daß er sich nicht niederbeugen läßt vom grausamen Schicksal . . . Jawohl, Ehrfurcht, meine Herren — obgleich sein Eigensinn uns viel zu schaffen macht . . .“

„Ihr bewundert Guatemoc?“ fragte aufhorchend Alderete. „Sagt das nicht laut, Don Hernando!“

„Was zum Henker wollt Ihr damit andeuten? . . .“

„Daß viele Eurer Soldaten anders denken . . . Längst wollte ich Euch darauf aufmerksam machen. Man findet es verdächtig, daß Boten zwischen Euch und Guatemoc hin und her gehen . . .“

„Verdächtig . . .?“

„Ich wiederhole nur, was ich gehört habe, Don Hernando. Man mutmaßt, Ihr könntet ein Abkommen mit ihm treffen, das Gold Mexicos mit ihm teilen, vielleicht auch die Herrschaft mit ihm teilen . . .“

„Die Herrschaft über Leichen . . .?“

„Andere befürchten, Ihr könntet seine Flucht begünstigen . . . Ich hielt es für meine Pflicht, Euch das mitzuteilen, wenn es auch ein dummes Gerede ist . . .“

„Das du, Schurke, unter die Leute gebracht hast!“ dachte Cortes. Doch er sprach es nicht aus. Er sah Alvarados zorngeröteten Kopf und hielt durch eine Handbewegung ihn ab, den Vertreter des Kaisers zu beschimpfen. Gleichmütig lächelnd sagte er:

„Immer bin ich von Erzfeinden umgeben gewesen und das hat mich doch nicht gehindert, die dreizehn Brigantinen zu bauen. Entsinnt Ihr Euch der Worte, die ich nach dem Stapellauf sprach?“

„Gewiß!“ sagte Alvarado. „Dreizehn sind sie — wie die dreizehn Reiter, vor denen Montezuma zitterte! Die Zahl dreizehn wird für Tenuchtitlan eine Unglückszahl sein!“ — sagte Ihr.“

„Wer dem Glück ins Herz gesehen hat, ist abergläubisch!“ lächelte Cortes. „Heute ist der dreizehnte August!“

In der Tat: es war der 13. August 1521.

59.

Die fünf alten Mexikaner kehrten zurück und mit ihnen kam der Weibliche Zwilling. Er meldete im Auftrage seines Gebieters: der König von Mexico könne nicht kommen, da er zu sterben entschlossen sei.

„Ihr halbstarrigen Barbaren!“ schrie Cortes sie an. „Habt ihr kein Mitleid mit euch selbst? Immer wieder wollte ich euch schonen — und nun wird keine Seele am Leben bleiben! Was euer König will, soll geschehen!“

Die Straßenschlacht begann von neuem. Aber bald begann auch eine Seeschlacht. Einige hundert Kriegsboote verließen die Kanäle Tlatelolcos und versuchten, auf der Lagune die Kette der feindlichen Boote und der Brigantinen zu durchbrechen, um am Ufer nördlich von Tlatelolco zu landen. Allzu eifrig feuerten die Geschütze der Brigantinen auf die aztekische Flotte: der Pulverdampf legte sich wie eine weiße Nebelwolke auf den Schilffsee, so daß sich Freund von Feind nicht unterscheiden ließ. Das begünstigte den Durchbruch der Azteken.

Cortezmeri befand sich auf einer der schnellsten Brigantinen, deren Führer der Hauptmann Garcia de Holguin war. Dieser hatte den Überläufer an Bord genommen, wie man einen Bluthund mit auf den Weg nimmt, wenn man eine Fährte sucht. Daß Cortezmeri den König haßte, war bekannt. Und Holguin meinte, daß die Augen des Hasses mehr sehen könnten als andere Augen.

Seine Erwartung ging in Erfüllung. Sobald der Wind den Pulverdampf gelichtet hatte, zeigte Cortezmeri, flatternd vor Überhast, auf eine größere Piroge, in welcher einige zwanzig Azteken, Männer und Frauen, saßen.

„Dort — im blauen Boot . . . ! Entkommen! . . . Nicht mehr weit vom Ufer! . . .“ kreischte er.

Mit windgeblähten Segeln jagte die Brigantine dem Ruderboot nach, holte es in kurzer Zeit ein. Vier Artibusiere standen am Vordersteven der Brigantine, bereit zu schießen, falls Widerstand geleistet würde. Ein Verzweiflungskampf schien unvermeidlich. Denn ein junger schlanker Krieger mit gegabeltem Federtoppschmuck und Quezalsfederquasten

erhob sich blitzschnell, einen Schild und ein mächtiges Sägeschwert schwingend.

„Der Herr der Welt!“ krächzte Cortez in heiserer Erregtheit.

García de Holguín verbot den Arkebuseren, zu schießen.

Der Herabstosende Adler rief zu Holguín hinüber:

„Der Herr der Welt war ich. Jetzt bin ich der Gefangene des Grünen Steines. Führt mich zu ihm — doch tut meinen Begleitern und den Prinzessinnen kein Leid!“

60.

Eine halbe Stunde später stieg der Herabstosende Adler, begleitet von Dhring-Schlange und anderen mit ihm gefangenen Türkisgebürtigen, die Steinstiegen zur Dachterrasse empor, auf welcher Cortes im Kreise seiner Unterfeldherren ihn erwartete. Der Kampf war beendet; — die Nachricht von der Gefangennahme des Königs hatte sofort den Widerstand der Mexikaner gebrochen.

Marina und die Schwarze Blume standen rechts und links von Cortes: seine zwei Mitsieger, seine zwei Mitschuldigen.

Er ging Guatemoc einige Schritte entgegen. Nicht zum erstenmal sah er dies schöne, düstere Gesicht. Einst in Sempoalla hatten sich zwei Königsadler forschend, bohrend, peinigend in die funkelnden Augen gesehen . . .

Aber des einen Augen funkelten jetzt nicht mehr; er war kein Königsadler mehr.

Guatemoc sprach die ersten Worte:

„Ich tat meine Pflicht. Soviel in meiner Macht stand, habe ich getan, um mein Volk zu verteidigen! Nun kam es so weit mit mir! Verfahre mit mir, wie es dir beliebt!“

Seine Augen hefteten sich an einen Dolch, den Cortes an einem Gurtgehent trug. Der Griff war mit eingelegten silbernen Arabesken verziert, schöne Toledoarbeit. Guatemoc streckte die Hand aus, berührte den Dolch und sagte:

„Erstlich mich! Löte mich! . . . Zufrieden werde ich ins Land gehen, wo meine Götter weilen, wenn ich durch deine Hand fiel!“

„Ihr werdet auch in diesem Lande zufrieden leben,“ erwiderte Cortes, „wenn dies Land — wie ich hoffe, bald — sich von den Kriegsgräueln erholt haben wird: Ich versprach, Euch stets wie einen König zu ehren, und werde mein Versprechen halten. Euch Trost spenden wäre kränkend; — doch laßt Euch von einem, der Glückswechsel erlebte, sagen, daß Glück oder Unglück am Latentwert nichts ändert. Als Verteidiger Eures Volkes wart Ihr ein Held. Die Geschichte wird verzeichnen, was Ihr gekämpft und gelitten. Ich wäre nicht ein Kastilier, wenn ich nicht auch am Feinde die Größe zu schätzen wüßte!“

Pagen brachten Erfrischungen. Guatemoc und Dhrring-Schlange wiesen Speise und Trank finster zurück.

Als Cortes erfuhr, daß die Prinzessinnen sich noch auf der Brigantine des Holguin befanden, äußerte er den Wunsch, sie bald begrüßen zu können.

Dann wurden Guatemoc, Dhrring-Schlange und ihre Begleiter von Hellebardieren abgeführt. Doch noch bevor sie den Altan verlassen hatten, stürzte tränenüberströmt die

Schwarze Blume auf seinen Bruder Dhring-Schlange zu, erfaßte seine Hände, wollte ihn an die Brust drücken. Dhring-Schlange widersezte sich und stieß ihn von sich.

„Verräter an Anahuac!“ rief er. „Rühre mich nicht an, du böses Auge! Eine Krankheit bist du, ein Geschwür — dein Hauch verpestet! Unser Vater, der Herr des Fastens, hat es vorausgewußt, er hat es vorausgesagt, daß du, Schwarze Blume, dein eigenes Blut — das Blut deines Volkes — trinken werdest! Berauscht hast du dich an deines Volkes Blut — darum werden dir Anahuacs Kinder und Kindeskinde fluchen, solange die Sonne die Erde bescheint!“

Marina stand regungslos da, die Lippen aschgrau, ein Marterbild.

Die beiden Könige stiegen die Treppe der Dachterrasse hinab. Dumpfe Böllerschüsse verkündeten das Ende der Belagerung und das Ende der Königin aller Städte.

61.

Ob es wohl auf andern Sternen Zuschauer und Beurteiler gibt der irdischen Laten? onyxäugige Sphinxen vielleicht mit Luchsleibern und Mädchenantlizen? bunt-schillernd gefiederte Harpyien vielleicht? Lächeln sie oder lachen sie über die Wirrnisse dieses Sternes, die uns so groß erscheinen und die so winzig sind?

Vielleicht auch wandeln übersinnliche Zuschauer neben uns und zwischen uns, unhörbar unsern Ohren, unsichtbar unsern Augen, ungreifbar unsern Händen. Wir können das Lockenhaar, die Wangen und den zinnobertoten Mund des Schicksals nicht erspähen, auch wenn das Schicksal

neben uns steht. Es mag wohl eine zauberschöne grausame Harpyie sein.

Eine Harpyie, die sich in den Helden verliebt, den sie verderben will, die mit lüstern brennenden Augen von seinen Gesichtszügen die Erschlaffung und das Selbstgericht abliest, lauernnd mit böser Freude beobachtet, wie sie allmählich ihren Glanz verlieren und alltäglich werden. Auf den höchsten Gipfel führt sie ihn hinauf und jubelt, wenn er beim Abstieg fehltritt und zerschellt. Größe verleiht sie ihm und frohlockt, wenn seine Größe — der er nicht gewachsen, nicht nachgewachsen ist — abbröckelt, abbricht, zusammenbricht.

Ein Sonnensohn, hatte Cortes im strahlenden Sonnenschein gestanden bis zur Gefangennahme des Herabstoßenden Adlers. Von da an senkte sich ein verdüsternder Schatten über ihn.

Eine Woche nach der Übergabe der Stadt trockten ihm die von Alderete aufgestachelten, über die geringe Goldbeute erbosten Landsknechte die Folterung der beiden Könige ab, obgleich er für deren Unantastbarkeit sein Wort versündigt hatte. Geheimes Einverständnis mit Guatemoc und Beiseiteschaffung des Goldschatzes zum Schaden des Heeres und des Kaisers wurde ihm zur Last gelegt; und um sich von diesem Verdacht zu reinigen, ließ er es geschehn, daß den beiden Königen die Fußsohlen zu Kohle verbrannt wurden. „Es ist die Schmach jedes Herrn, daß er der Knecht seiner Knechte ist“, hatte er einst zu Marina gesagt. . . Marina, die sein Gewissen war, vergab ihm den feigen Wortbruch nie. Guatemoc aber siegte über ihn und

die Qual; und als während der Folterung Dyring-Schlange kaum hörbar zu ächzen begann, ermahnte er ihn mit den Worten: „O mein Bruder, meinst du, daß etwa ich mich in einem Bade befinde? . . . Entsetze dich deiner eigenen Worte: Gemartert entwinden wir dem Sieger den Sieg!“

Zwei Jahre später ließ Cortes den Herabstoßenden Adler und Dyring-Schlange an einen Baum hängen — bloß auf eine Aussage Cortemexis hin, der ein hochverräterisches Gespräch der beiden Könige erlauscht zu haben behauptete.

Ein Heilbringer war Cortes einst Marina erschienen. Sie war geheilt vom Wahn. Ihrer stummen Anklage überdrüssig, brach Cortes mit ihr, verheiratete sie mit einem seiner Landknechte und schenkte ihr ein Gut in Daraca, meilenfern von Mexico.

Die drei letzten Jahre seines Lebens verbrachte Cortes am spanischen Hofe, angefeindet, verärgert und verbittert.

Die mexikanische Göttin Ircuinan, die Herrin der Luft und der Erde, verführte den Büßer Jappan. Als er sie umarmte, wurde sie zu Staub. Nichts, nichts behielt er von der Berückenden zurück als eine Handvoll grauen, sickernden Erdenstaub.

Ende

Bedruckt in der Spamer-
schen Buchdruckerei
zu Leipzig
August
1922

